Turgénjew

Stilleben.
Faust.
Die erste Liebe.

Drei Novellen

von

Iwan Turgénjew.

Autorisirte Ausgabe.

Hamburg. Gebr. Behre's Verlag.

Mitau. E. Behre's Verlag.

1881.

Iwan Turgénjew's
Ausgewählte Werke.

Autorisirte Ausgabe.

Elfter Band.

Stilleben.

Faust.

Die erste Liebe.

Hamburg. Gebr. Behre's Verlag.
Mitau. E. Behre's Verlag.
1881.

Stilleben.
Faust.
Die erste Liebe.

Drei Novellen

von

Iwan Turgénjew.

Autorisirte Ausgabe.

Hamburg. Gebr. Behre's Verlag.

Mitau. E. Behre's Verlag.

1881.

Stilleben.

(1854.)

I.

In einem ziemlich geräumigen, vor Kurzem frisch getünchten Zimmer eines herrschaftlichen Nebengebäudes im Dorfe Ssassowo, das im . . . schen Kreise des T . . . schen Gouvernements liegt, saß an einem alten krummgeworfenen Tischchen auf einem hölzernen schmalen Stuhle ein junger Mann im Paletot und war augenscheinlich mit dem Durchsehen von Rechnungen beschäftigt. Zwei Stearinkerzen in silberplattirten Reiseleuchtern brannten vor ihm; in einer Ecke stand auf einer Bank ein offener Flaschenkeller, in einer anderen schlug ein Diener ein eisernes Feldbett auf. Hinter einem niedrigen Verschlage summte und zischte ein Samowar, auf eben hereingebrachtem Heu raschelte ein Hund. In der Thür stand ein Bauer in neuem Wamse, mit einem rothen Gurte um den Leib, großem Barte und klugem Gesichte, allen Anzeichen nach der Dorfälteste; sein Blick war aufmerksam auf den sitzenden jungen Mann gerichtet. An einer der Wände stand ein sehr altes und kleines Klavier neben einer ebenso alten Commode, an deren Schlüssellöchern die Schilder fehlten. Zwischen den Fenstern war ein kleiner blinder Spiegel angebracht. An dem Verschlage hing ein altes, fast ganz abgeblättertes Portrait

einer gepuderten Dame im Reifrocke mit einem schwarzen Bändchen um den feinen Hals. Der auffallenden Krümmung der Decke und der Senkung des spaltenreichen Fußbodens nach zu schließen, hatte das kleine Nebengebäude, in welches wir den Leser geführt, ein hübsches Alter; es war Niemandes beständiger Wohnsitz und diente nur der Gutsherrschaft als Absteigequartier. Der junge Mann, der am Tische saß, war nun eben der Besitzer des Ssassow'schen Dorfes. Erst am vergangenen Abende war er von seinem Hauptgute, das hundert Werst weiter lag, angekommen und beabsichtigte schon am folgenden Tage, nach Beendigung der Wirthschaftsangelegenheiten und nachdem er die Anliegen der Bauern angehört und alle Papiere in Ordnung gebracht haben würde, wieder abzureisen.

— Nun, genug damit, sagte er, sich aufrichtend — ich bin schon müde. Du kannst jetzt gehen, setzte er, zum Aeltesten gewendet, hinzu — morgen aber komm früher her und mache bei Zeiten den Bauern die Anzeige, sich zu versammeln, hörst Du?

— Zu Befehl!

— Und dem Gemeindeschreiber bedeute, er solle mir den verflossenen Monatsbericht einreichen. Du hast ganz gut gethan, setzte der Gutsherr, sich umschauend, hinzu: die Wände weißen zu lassen. Es sieht doch reinlicher aus.

Der Dorfälteste ließ schweigend den Blick über die Wände gleiten.

— Nun, jetzt kannst du gehen.

Der Aelteste verneigte sich und ging.

Der Gutsherr streckte die Glieder.

— He! rief er — gebt mir Thee .... Es ist Zeit zu Bett zu gehen.

Der Diener begab sich hinter den Verschlag und kehrte bald mit einem Glase Thee, einem Bündel kleiner städtischer Kringel und einem Kännchen mit Sahne auf einem Theebrette von Eisenblech, zurück. Der Gutsherr begann seinen Thee zu trinken, hatte jedoch kaum zwei Schlucke davon genommen, als im Nebenzimmer Tritte hereintretender Personen sich hören ließen und Jemand mit kreischender Stimme fragte:

— Ist Wladimir Sergeïtsch Astachow zu Hause und kann man ihn sprechen?

Wladimir Sergeïtsch, so hieß der junge Mann im Paletot, blickte seinen Diener befremdet an und flüsterte ihm hastig zu:

— Geh', sieh wer da ist!

Der Diener ging hinaus und warf die schlecht schließende Thür hinter sich zu.

— Melde Wladimir Sergeïtsch, ließ sich wieder die kreischende Stimme vernehmen, — es sei sein Nachbar Ipatow, der ihn zu sehen wünsche, wenn es ihn nicht stört. Auch sei mit mir noch ein anderer Nachbar, Bodräkow, Iwan Iljitsch, hergekommen, der ihm gleichfalls seine Aufwartung zu machen wünscht.

Ein unwillkürlicher Ausruf von Aerger entfuhr Astachow, dennoch sagte er zu dem wiederkehrenden Diener:

— Bitte die Herren einzutreten.

In Erwartung der Gäste erhob er sich von seinem Sitze.

Die Thür ging auf und sie erschienen. Der eine derselben, ein kleiner, wohlbeleibter, grauhaariger Alter, mit rundem Kopfe und hellen Augen, ging voraus; der Andere, ein langer, magerer Mann, von dreißig und einigen Jahren, mit langgezogenem, bräunlichem Gesichte und unordentlichen, schwarzen Haaren, kam wackeligen Ganges hinterdrein. Der Alte hatte einen sauberen grauen Ueberrock mit großen Perlmutterknöpfen an; ein rosenfarbenes Halstüchelchen, zur Hälfte unter dem zurückgeschlagenen Kragen des weißen Hemdes versteckt, war leicht um den Hals geschlungen und Gamaschen bedeckten zierlich die Füße. Angenehm fielen die bunten Würfel seines schottischen Beinkleides in die Augen; mit einem Worte, der ganze Mann machte einen wohlgefälligen Eindruck. Sein Gefährte hingegen flößte dem Beschauer eine nicht so günstige Meinung ein: er hatte einen schwarzen bis oben zugeknöpften Frack an, seine Beinkleider, aus dickem Winterstoff, waren in der Farbe dem Frack ähnlich. Aber weder am Halse noch an den Handgelenken war etwas von Wäsche zu sehen. Das alte Männchen ging zuerst auf Astachow zu, verbeugte sich freundlich und redete ihn mit demselben quiekenden Stimmchen an:

— Habe die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen — Ihr nächster Nachbar und sogar Verwandter, Ipatow, Michail Nikolaitsch. Habe schon längst ge-

wünscht, mich des Vergnügens zu erfreuen, Ihre Bekanntschaft zu machen. Ich hoffe, ich störe doch nicht?

Astachow entgegnete, er sei auch sehr erfreut und habe gleichfalls den Wunsch gehabt . . . . von Stören sei keine Rede, und ob es nicht gefällig wäre Platz zu nehmen und Thee zu trinken.

— Und dieser Edelmann, fuhr der Alte, nachdem er mit zuvorkommendem Lächeln die nicht zu Ende gesprochene Rede Astachow's angehört hatte, indem er mit der Hand auf den Herrn im Frack deutete, fort: — auch Ihr Nachbar . . . . und ein Freund von mir, Bodräkow, Iwan Iljitsch, hegt ebenfalls den Wunsch, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Der Herr im Frack, nach dessen Aussehen zu urtheilen, wohl Niemand vermuthet hätte, er habe jemals in seinem Leben einen Wunsch hegen können, — so zerstreut und zugleich schläfrig war der Ausdruck dieses Gesichtes, — der Herr im Frack machte eine unbeholfene und träge Verbeugung. Astachow erwiderte dieselbe und bat nochmals die Gäste, Platz zu nehmen.

Die Gäste ließen sich nieder.

— Es freut mich sehr, freut mich sehr, begann der Alte, wohlgefällig die Arme spreizend, während sein Gefährte mit halbgeöffnetem Munde den Blick an der Decke umherschweifen ließ, — freut mich sehr, daß mir endlich die Ehre zu Theil wird, Sie persönlich kennen zu lernen. Obschon der Ort, in welchem Sie sich aufzuhalten pflegen,

ziemlich weit von hier entfernt liegt, so halten wir Sie doch auch, so zu sagen, für einen unserer Urgrundbesitzer.

— Sehr schmeichelhaft für mich, erwiderte Astachow.

— Schmeichelhaft oder nicht, es ist aber so. Sie müssen es uns, Wladimir Sergeïtsch, schon zu Gute halten, wir, im . . . . schen Kreise hier, sind ein gerades Volk von einfacher Lebensart und sprechen frisch von der Leber weg. Bei uns, will ich Ihnen sagen, fährt Einer zum Anderen sogar an seinem Namenstage nicht anders als im Ueberrock. Wahrhaftig! So ist es schon einmal bei uns Sitte! In den benachbarten Kreisen nennt man uns daher „die Ueberröcke", und sogar Leute von schlechtem Ton; wir kehren uns aber nicht daran! Das fehlte noch, daß wir auf dem Lande uns Zwang auferlegen sollten!

— Gewiß, was kann es Besseres geben . . . . auf dem Lande, als Ungezwungenheit des Benehmens, bemerkte Astachow.

— Und dabei, fuhr der Alte fort — giebt es in unserem Kreise, kann man wohl sagen, überaus kluge Köpfe, Leute von europäischer Bildung, obgleich sie keinen Frack tragen. So zum Beispiel Jewtückow, Stepan Stepanitsch, unser Geschichtsschreiber, er beschäftigt sich mit der urältesten russischen Geschichte, ist in Petersburg bekannt, ein außerordentlich gelehrter Kopf! Wir haben in unserer Stadt eine alte schwedische Kanonenkugel, müssen Sie wissen . . . sie liegt dort auf dem Platze — die hat er entdeckt. Wahrhaftig! Zenteler, Anton Karlitsch . . .

der hat Naturwissenschaft studirt; übrigens fällt diese Wissenschaft, wie man sagt, allen Deutschen leicht. Als bei uns vor zehn Jahren eine verlaufene Hyäne getödtet wurde, war es Anton Karlitsch, der an der eigenthümlichen Bildung des Schwanzes erkannte, daß es wirklich eine Hyäne war. Dann haben wir noch einen Gutsbesitzer Kaburdin, der schreibt meist leichte Artikel und führt eine sehr gewandte Feder; es sind Aufsätze von ihm in der Galathea*) gedruckt. Ferner Bodräkow .... nicht Iwan Iljitsch, nein, Iwan Iljitsch befaßt sich nicht damit, ein anderer Bodräkow, Sergeï .... wie heißt er doch gleich, Iwan Iljitsch .... wissen Sie es nicht?

— Sergeïtsch, half Iwan Iljitsch aus.

— Richtig, Sergeï Sergeïtsch, der wieder macht Verse. Nun freilich, ein Puschkin ist er nicht, doch wäscht er Einem den Kopf, mit Respect zu sagen, ganz gehörig. Sie kennen doch wohl sein Epigramm auf Agei Fomitsch?

— Wer ist Agei Fomitsch?

— Ach, entschuldigen Sie, ich vergesse immer, daß Sie kein hiesiger Einwohner sind! Auf unseren Ordnungsrichter hat er ein sehr ergötzliches Epigramm gemacht. Iwan Iljitsch, Du kennst es ja auswendig.

Agei Fomitsch — hob Bodräkow mit gleichgiltigem Tone an — der Ordnungsrichter,
Gefällt dem Adel ungemein; . . .

— Sie müssen wissen, unterbrach ihn Ipatow, — daß

*) Ein unbedeutendes eingegangenes literarisches Wochenblatt, welches zu Ende des zweiten Jahrzehnts in Moskau erschien.

er bei der Wahl lauter weiße Kugeln bekommen hat, denn es ist ein sehr verdienstvoller Mann.

Bodräkow wiederholte:

Agei Fomitsch, der Ordnungsrichter
Gefällt dem Adel ungemein,
Er ißt und trinkt ganz in der Ordnung,
Sollt' er kein Ordnungsrichter sein?

Der Alte lachte auf.

— Hi, hi, hi! nicht übel, nicht wahr? Sie können sich denken, daß seit dieser Zeit, wenn Einer von uns Agei Fomitsch begrüßt, er gewiß die Worte hinzusetzt: Sollt er kein Ordnungsrichter sein? Und glauben Sie etwa, Agei Fomitsch nähme es übel? Durchaus nicht! Nein — bei uns kommt das nicht vor. Sie mögen hier Iwan Iljitsch fragen.

Iwan Iljitsch blinzelte nur mit den Augen.

— Einen Scherz übel nehmen — wie ist das möglich! Hier zum Beispiel Iwan Iljitsch, wir haben ihm den Namen „Klappseele" gegeben, weil er immer sogleich Jedermann beipflichtet. Nun, fühlt sich etwa Iwan Iljitsch dadurch beleidigt? Niemals!

Mit trägem Blinzeln blickte Iwan Iljitsch zuerst den Alten, dann Astachow an.

Der Spitznamen „Klappseele" paßte in der That sehr gut für Iwan Iljitsch. Es war in ihm auch nicht eine Spur von dem, was man Willenskraft oder Charakter nennt. Er stand dem Ersten Besten, dem daran gelegen war, zu Gebote, und folgte Jedem, wohin es auch sein

mochte. Man brauchte blos zu ihm zu sagen: Iwan Iljitsch, kommen Sie, so nahm er seine Mütze und ging; und kam ihm ein Anderer in den Weg und sagte ihm: Iwan Iljitsch, bleiben Sie, so legte er die Mütze fort und blieb. Er war von friedfertigem und stillem Gemüthe, nie verheirathet gewesen, spielte nicht Karten, liebte jedoch neben Spielenden zu sitzen und der Reihe nach jedem derselben in's Gesicht zu schauen. Er konnte nicht ohne Gesellschaft leben und ertrug die Einsamkeit nicht; er wurde dann melancholisch, was übrigens nicht oft vorkam. Noch eine Eigenheit hatte er an sich; wenn er am Morgen sein Bett verließ, so pflegte er die alte Romanze vor sich hinzusummen:

„Es lebte auf seinem Gute
Vor Zeiten ein Baron . . . .“

Wegen dieser Eigenheit nannte man Iwan Iljitsch auch den „Kernbeißer“. Bekanntlich läßt dieser Vogel im Käfige nur ein Mal des Tages sein Pfeifen hören. So war Iwan Iljitsch Bodräkow.

Die Unterhaltung zwischen Ipatow und Astachow blieb noch ziemlich lange im Gange, wenn auch nicht in der anfänglichen, so zu sagen speculativen Richtung. Der Alte forschte Astachow über dessen Landgüter aus, über den Zustand seiner Waldungen und anderer Grundstücke, über Neuerungen, die derselbe in seinen Wirthschaftsangelegenheiten, theils einzuführen beabsichtigte, theils bereits eingeführt hatte; er theilte ihm einige seiner eigenen Beobachtungen mit und gab ihm unter Anderem

den Rath, um die kleinen Erdhügel auf den Wiesen fortzuschaffen, dieselben rund herum mit Hafer zu bestreuen; das, meinte er, würde die Schweine bewegen, die Hügel mit ihren Rüsseln aufzuwühlen u. dergl. m. Endlich jedoch, als der Alte gewahr wurde, daß Astachow's Augen zufallen wollten und im Flusse der Rede sich eine gewisse Flauheit und Zusammenhanglosigkeit kund that, erhob er sich und erklärte auf die liebenswürdigste Weise, er wolle durch seine Gegenwart nicht länger beschwerlich fallen, hoffe aber, das Vergnügen zu haben, den theuren Gast schon morgen zu Tische bei sich zu sehen.

— Und mein Gut, setzte er hinzu, — den Weg dahin kann Ihnen nicht blos jedes Kind, das erste beste Huhn oder Bauernweib kann Ihnen denselben zeigen. Sie brauchen blos nach Ipatowka zu fragen. Die Pferde werden den Weg dorthin allein finden.

Astachow erwiderte mit einem leichten, ihm übrigens eigenen Stocken, er werde sich bemühen . . . . wenn sonst kein Hinderniß dazwischen komme . . . .

— Nein, nichts davon! Wir rechnen bestimmt darauf, unterbrach ihn freundlich der Alte, drückte ihm kräftig die Hand und ging behend hinaus, indem er ihm noch in der Thür, halb zurückgewendet, zurief: — ganz ohne Umstände!

Die „Klappseele" Bodräkow verneigte sich schweigend und verschwand gleich nach seinem Gefährten, nicht, ohne jedoch vorher über die Schwelle gestolpert zu sein.

Sogleich, als Astachow die ungebetenen Gäste los war, kleidete er sich aus, ging zu Bette und schlief ein.

Wladimir Sergeïtsch Astachow gehörte zu jener Classe von Menschen, welche, nachdem sie in verschiedenen Wirkungskreisen ihre Kräfte mit Vorsicht versucht haben, von sich selbst zu sagen pflegen, sie seien endlich zu dem Entschlusse gelangt, dem Leben vom praktischen Standpunkte aus ihr Augenmerk zuzuwenden und ihre freie Zeit der Vermehrung ihrer Einkünfte zu widmen. Er war kein dummer Mensch, ziemlich sparsam und sehr bedächtig, liebte die Lectüre, die Geselligkeit, die Musik, aber Alles mit Maß .... und hielt sich sehr anständig. Junge Männer seines Schlages hat die Neuzeit in Menge aufzuweisen. Er war erst 27 Jahre alt, von mittlerem Wuchse, gut gebaut und hatte angenehme, aber flache Gesichtszüge, ihr Ausdruck wechselte fast nie und seine Augen zeigten stets denselben trockenen, hellen Blick; selten nur wurde er durch einen leichten Anflug von Schwermuth oder auch von Langeweile gemildert; ein verbindliches Lächeln kam fast nie von seinen Lippen. Sein Haar war sehr schön, blond, seidenweich und langgelockt. Wladimir Sergeïtsch besaß ein stattliches Grundeigenthum mit nahe an sechshundert Seelen und dachte an's Heirathen; nur sollte es eine Heirath aus Neigung, zugleich aber eine vortheilhafte sein. Er wünschte besonders eine Frau zu finden, die Verbindungen hätte, denn er fand, daß er selbst deren zu wenig habe. Mit einem Worte — er verdiente den Namen eines Gentleman.

Als unser Gentleman am folgenden Morgen, seiner Gewohnheit gemäß, sehr zeitig aufgestanden war, ging er an die Arbeit, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, er that es ziemlich gründlich, was man bei uns in Rußland nicht immer von praktischen jungen Männern sagen kann. Geduldig hörte er die verworrenen Anliegen und Klagen der Bauern an, verschaffte ihnen Genugthuung, soweit er dazu im Stande war, schlichtete entstandene Zwistigkeiten zwischen Verwandten, ermahnte den Einen, fuhr den Andern barsch an, sah den Bericht des Gemeindeschreibers durch, brachte ein paar Schelmereien des Dorfältesten an's Licht — mit einem Worte — seine Anordnungen waren derartig, daß er mit sich selbst zufrieden war und auch die Bauern während der Rückkehr von der Zusammenkunft sich günstig über ihn äußerten. Ungeachtet seines am Vorabende Ipatow gegebenen Versprechens, beschloß Astachow dennoch zu Hause zu speisen und hatte auch schon bei seinem provisorischen Koche seine Lieblingssuppe aus Reis und Gekröse bestellt; plötzlich jedoch, vielleicht in Folge des Gefühls der Zufriedenheit, welche seit dem Morgen seine Seele erfüllte, blieb er mitten im Zimmer stehen, schlug sich mit der Hand vor die Stirn und rief in einem an Waghalsigkeit streifenden Tone laut: „Ich will doch zu dem alten Schwätzer fahren!" Gedacht, gethan. Eine halbe Stunde darauf saß er schon in seinem neuen, kleinen Tarantaß, welcher mit vier rüstigen Bauernpferden bespannt war und fuhr nach Ipatowka, das auf gutem Wege nicht über zwölf Werst entfernt war.

II.

Michail Nikolaitsch Ipatow's Wohnsitz bestand aus zwei einzelstehenden Häuschen, die einander gegenüber zu beiden Seiten eines großen Teiches erbaut waren. Ein langer, mit Silberpappeln besetzter Damm schloß diesen Teich ab, mit dem fast in gleicher Höhe auch das rothe Dach einer kleinen Mühle zu sehen war. Gleichförmig erbaut und mit violetter Farbe angestrichen, schienen die beiden Häuschen aus den hellen Scheiben ihrer kleinen sauberen Fenster über die breite Wasserfläche hinweg einander zuzunicken. In der Mitte jedes der Häuschen trat eine halbkreisförmige Terrasse vor und erhob sich ein spitzer Giebel, der von vier dicht neben einander stehenden weißen Säulen getragen wurde. Um den ganzen Teich herum zog sich ein altmodischer Garten, in welchem Lindenbäume in Alleen und in vereinzelten dichten Gruppen umherstanden; uralte Fichtenbäume, dunkele Eichen mit moosgelben Stämmen, prachtvolle Eschen streckten hier und dort ihre Gipfel hoch empor; das dichte Grün der üppig wuchernden Flieder- und Akazienbüsche reichte bis an die Seiten beider Häuschen und ließ blos die Vorderseiten derselben frei, von welchen sich mit Ziegelerde bestreute, fest gestampfte Wege den Abhang hinabschlängelten. Bunte Enten, weiße und graue Gänse schwammen in getrennten Zügen auf dem glatten Spiegel des Teiches, der in Folge zahlreicher Quellen, die aus dem Grunde einer jähen und steinigen Schlucht an seinem Saume hervorsprudelten, nie-

mals sumpfig wurde. Die Lage des Landsitzes war gut gewählt: freundlich, einsam und bequem.

Das eine der beiden Häuschen bewohnte Michail Nikolaitsch selbst; in dem anderen lebte seine Mutter, eine gebrechliche siebzigjährige Frau. Auf dem Damme angekommen, wußte Astachow nicht, nach welchem der Häuser er seinen Weg nehmen sollte. Er blickte um sich — auf einem halbverfaulten, gespaltenen Baumstumpfe stand barfuß ein Knabe vom Hofgesinde und angelte. Astachow rief ihn an.

— Zu wem wollen Sie denn, zur alten Frau oder zum jungen Herrn? fragte der Knabe, ohne das Schwimmholz seiner Angel aus dem Auge zu lassen.

— Zu welcher alten Frau? entgegnete Astachow, — ich will zu Michail Nikolaitsch.

— Ah! zum jungen Herrn? Nu, dann fahren Sie rechts!

Und der Knabe zog aus dem spiegelglatten Wasser eine mittelgroße, silberhelle Karausche an der Angel heraus. Astachow schlug den Weg nach rechts ein.

Michail Nikolaitsch spielte gerade mit „Klappseele" Dame, als ihm Astachow's Ankunft gemeldet wurde. Er war sehr erfreut, sprang von seinem Sessel auf, lief in das Vorzimmer hinaus und umarmte und küßte drei Mal den Gast.

— Sie treffen mich, Wladimir Sergeïtsch, begann der redselige Alte, mit meinem unzertrennlichen Freunde, Iwan

Iljitsch, der, beiläufig gesagt, von Ihrer Liebenswürdigkeit ganz bezaubert ist. (Iwan Iljitsch warf schweigend einen Blick in die Ecke.) Er war so freundlich, bei mir zu bleiben und Dame mit mir zu spielen, meine Hausgenossen sind alle in den Garten gegangen, ich werde aber sogleich nach ihnen schicken . . . .

— Stören Sie dieselben nicht! fiel Astachow ein . . .

— Was da, stören, das fehlte noch! He, Wanka, lauf' rasch nach dem Fräulein . . . . sage, es wäre Besuch gekommen! Nun, wie gefällt Ihnen unsere Gegend? Gar nicht übel, nicht war? Kaburdin hat sie in Versen besungen. „Ipatowka, Asyl der Wonne," so fängt das Gedicht an, und auch das Uebrige ist schön, ich habe es aber nicht ganz behalten. Der Garten ist groß, das ist fatal, schwer im Stande zu erhalten. Und die beiden Häuser, die einander so ähnlich sind, wie Sie vielleicht zu bemerken beliebt haben, sind von zwei Brüdern erbaut, meinem Vater Nikolai und meinem Onkel Sergei; auch den Garten haben sie angelegt, wahre Busenfreunde waren die Beiden . . . . Damon — und . . . da haben wir's! Ganz vergessen wie der Andere hieß . . . .

— Pythion, bemerkte Iwan Iljitsch.

— Ist's auch wahr? nun, gleichviel. (Der Alte war zu Hause ungezwungener in seiner Ausdrucksweise, als wenn er irgendwo zu Gaste war.) Es ist Ihnen, Wladimir Sergeïtsch, wahrscheinlich bekannt, daß ich Wittwer bin, meine Frau verloren habe. Meine ältesten Kinder befinden sich in Kronsanstalten; hier bei mir habe ich nur

die beiden jüngsten und meine Schwägerin, die Schwester meiner seligen Frau. Sie werden sie sogleich sehen. Das ist aber schön, ich vergesse ganz, Sie zu bewirthen. Iwan Iljitsch, mein Bester, sorgen Sie doch für den Imbiß ... was für ein Schnäpschen ziehen Sie vor?

— Vor dem Essen trinke ich Nichts.

— Was Sie sagen, wäre es möglich! Uebrigens, wie es Ihnen beliebt. Jeder nach seinem Geschmack. Hier bei uns werden keine Umstände gemacht. Wir leben hier, darf ich wohl sagen, nicht gerade in einer Wildniß, aber in einem stillen Hafen, ja, wirklich, ein stiller Hafen ist es, ein abgelegener Winkel! Warum nehmen Sie aber nicht Platz?

Astachow setzte sich, ohne den Hut aus der Hand zu legen.

— Erlauben Sie, daß ich es Ihnen leicht mache, sagte Spatow, indem er ihm behutsam den Hut abnahm. Er stellte denselben in eine Ecke, kehrte zurück, blickte seinem Gaste freundlich in die Augen und unschlüssig, was er ihm wohl Verbindliches sagen sollte, richtete er in dem herzlichsten Tone die Frage an ihn, ob er gern Dame spiele.

— Ich spiele alle Spiele schlecht, erwiderte Astachow.

— Und daran thuen Sie wohl, entgegnete Spatow, — das Damenspiel ist aber eigentlich kein Spiel, vielmehr eine Erholung, ein Zeitvertreib; nicht so, Iwan Iljitsch?

Iwan Iljitsch sah Ipatow mit gleichgiltigem Blicke an, als dächte er bei sich: „weiß der Teufel, was es ist — Spiel oder Zeitvertreib," und eine Weile darauf sagte er:

— Nun ja, das Damenspiel — jawohl.

— Das Schachspiel aber, das ist ein anderes Ding, sagt man, fuhr Ipatow fort, — das soll ein überaus schwieriges Spiel sein. Ich denke indessen . . . aber, da kommen die Meinigen schon! unterbrach er seine Rede mit einem Blicke nach der halboffenstehenden Glasthür, die in den Garten führte.

Astachow erhob sich, wandte sich um und wurde zuerst zwei kleine Mädchen von ungefähr zehn Jahren in rosafarbenen Zitzkleidchen und breiten Hüten gewahr, die behend die Stufen der Terrasse heraufliefen; bald nach ihnen zeigte sich ein junges dunkel gekleidetes Mädchen von etwa zwanzig Jahren, von hohem Wuchse und voller, schlanker Gestalt. Sie traten alle in's Zimmer, die kleinen Mädchen machten vor dem Gaste einen zierlichen Knicks.

— Hier, sagte der Wirth, empfehle ich Ihnen meine Töchter. Die da heißt Katja, diese hier Nastja, und das da ist meine Schwägerin, Marja Pawlowna, von welcher ich mit Ihnen gesprochen habe; empfehle sie Ihrer Gewogenheit.

Astachow grüßte Marja Pawlowna; sie erwiderte seinen Gruß mit einer kaum merklichen Neigung des Kopfes. Marja Pawlowna hielt ein großes auf-

geschlagenes Messer in der Hand; ihr dichtes braunes Haar war etwas in Unordnung gerathen, ein grünes Blättchen hatte sich in dasselbe verirrt, die Flechte kam unter dem Kamme hervor, das bräunliche Gesicht war geröthet und die rothen Lippen geöffnet; das Kleid schien zerdrückt. Ihr Athem war rasch, die Augen glänzten; man sah, daß sie im Garten gearbeitet hatte. Sie verließ sogleich wieder das Zimmer und die kleinen Mädchen liefen ihr nach.

— Die Toilette muß ja erst in Ordnung gebracht werden, bemerkte der Alte, zu Astachow gewandt, — ohne die geht es doch nicht.

Astachow lächelte dazu und wurde nachdenkend. Marja's Erscheinung hatte ihn überrascht. Schon lange war ihm eine solche echt russische, ländliche Schönheit nicht zu Gesicht gekommen. Sie kehrte bald zurück, setzte sich auf den Divan und verharrte unbeweglich. Sie hatte das Haar geordnet, ihr Kleid jedoch nicht gewechselt und nicht einmal Manchetten angelegt. Ihre Züge drückten nicht sowohl Stolz, als Strenge, ja beinahe Härte aus. Ihre Stirn war breit und niedrig, die Nase kurz und gerade; ihre Lippen kräuselten sich zu einem leisen, trägen Lächeln, während sie die geraden Brauen verächtlich zusammenzog. Ihre großen, dunklen Augen hielt sie fast immer gesenkt. Ich weiß, schien ihr ganzes unfreundliches Gesicht zu sagen, ich weiß, daß Ihr Alle mich angafft; nun, gafft nur, ich bin Eurer doch überdrüssig. Und wenn sie ihre Augen erhob, lag in ihrem Blicke etwas Wildes, Stumpfsinniges und doch etwas Schönes

und Edles, das an den Blick des Rehes erinnerte. Sie war vortrefflich gebaut. Ein klassischer Poet hätte sie mit Ceres oder Juno verglichen.

— Was habt Ihr im Garten gemacht? fragte Ipatow, um sie in's Gespräch zu ziehen.

— Wir haben die trockenen Aeste abgeschnitten und Blumenbeete gegraben, gab sie mit etwas gedämpfter, aber angenehmer, wohltönender Stimme zur Antwort.

— So, und Ihr seid wohl recht müde?

— Die Kinder sind es, ich nicht.

— Weiß schon, entgegnete lächelnd der Alte, — Du bist eine echte Bobelina! *) Seid Ihr auch bei der Großmutter gewesen?

— Ja, sie schläft.

— Sie sind eine Freundin von Blumen? fragte sie Astachow.

— Ja, ich liebe die Blumen.

— Warum setzest Du Deinen Hut nicht auf, wenn Du ausgehst? bemerkte Ipatow, — sieh Dich an, wie roth und verbrannt Du bist.

Sie strich schweigend mit der Hand über ihr Gesicht. Ihre Hände waren nicht groß, aber etwas breit und ziemlich roth. Handschuhe trug sie nicht.

— Sie lieben auch den Gartenbau? fragte Astachow weiter.

— Ja.

---

*) Berühmte Parteigängerin, die sich durch bedeutende Geldopfer am griechischen Befreiungskriege betheiligte.

Astachow erzählte nun von dem sehr schönen Garten eines reichen Gutsbesitzers N.* aus seiner Nachbarschaft. Der Obergärtner, ein Deutscher, bekommt an Gehalt allein 2000 Silberrubel, sagte er unter Anderem.

— Und wie heißt dieser Gärtner? fragte plötzlich Iwan Iljitsch.

— Ich erinnere mich nicht, mir däucht Meyer oder Müller. Warum fragen Sie?

— Nur so, entgegnete Iwan Iljitsch. — Um den Namen zu wissen.

Astachow fuhr in seiner Erzählung fort. Die kleinen Mädchen, Michail Nikolaitsch's Töchter, waren unterdeß auch wieder herein gekommen, hatten sich still hingesetzt und horchten dem Erzähler zu . . .

Ein Diener erschien in der Thür und meldete die Ankunft Jegor Kapitonitsch's.

— Ah, bitte, bitte! rief Spatow.

Ein kleines, dickes, altes Männchen, von der Gattung der sogenannten Dachsfüßler, mit einem vollen und dabei runzeligen Gesichtchen, einem gebratenen Apfel nicht unähnlich, trat in das Zimmer. Er hatte einen grauen Schnürrock mit schwarzem Besatze und stehendem Kragen an; seine weiten, kaffeebraunen Beinkleider aus Halbsammet reichten lange nicht bis an die Fußknöchel.

— Guten Tag, mein werthgeschätzter Jegor Kapitonitsch! rief Spatow, ihm entgegentretend, — wir haben uns lange nicht gesehen.

— Was wollen Sie, entgegnete Jegor Kapitonitsch mit schnarrender, weinerlicher Stimme, nachdem er vorher alle Anwesenden begrüßt hatte, — Sie wissen ja, Michail Nikolaitsch, bin ich denn mein eigener Herr?

— Und wie wären Sie es denn nicht, Jegor Kapitonitsch?

— Sie glauben nicht, Michail Nikolaitsch, Familie, Geschäfte . . . . Und dann noch Matröna Markowna!

Er machte eine Bewegung mit der Hand.

— Was ist es denn mit Matröna Markowna? fragte Ipatow.

Und dabei zwinkerte er Astachow zu, als wollte er zum Voraus dessen Aufmerksamkeit wecken.

— Die alte Geschichte, erwiderte Jegor Kapitonitsch, indem er sich niederließ, — ist immer unzufrieden mit mir, als ob Sie es nicht wüßten! Was ich auch sagen mag, es ist immer nicht recht, nicht delicat, nicht anständig. Und warum es nicht anständig ist, das mag der Himmel wissen. Und meine Fräulein Töchter halten es mit der Mutter, nehmen sich dieselbe zum Muster. Ich kann nicht anders sagen, Matröna Markowna ist eine vortreffliche Frau, aber doch gar zu streng in Betreff der Manieren.

— Aber ich bitte Sie, Jegor Kapitonitsch, was wäre denn Anstößiges in Ihrem Benehmen?

— Das denke ich auch, es hält aber schwer, ihr's recht zu machen. Gestern zum Beispiel sagte ich bei Tisch: Matröna Markowna (und Jegor Kapitonitsch gab seiner Stimme einen möglichst einschmeichelnden Ton), Matröna

Markowna, sage ich, was ist denn das aber, der Aldoschka schont ja die Pferde nicht, er versteht ja nicht zu fahren, sage ich, der schwarze Hengst ist schon ganz dämlich geworden. Ist sie da aufgefahren, meine Matröna Markowna, hat sie mich durchgehechelt; verstehst nicht anständig zu sprechen, sagte sie, in Gegenwart von Damen; die Mädchen sind alle gleich vom Tische aufgesprungen und am folgenden Tage wurde es den Birülew'schen Fräuleins, den Nichten meiner Frau, gleich wiedererzählt. Und was war denn Schlechtes in meinen Worten? sagen Sie selbst! Wenn mir zuweilen unvorsichtigerweise Etwas entschlüpft, was doch bei Jedem vorkommen kann, besonders zu Hause, am anderen Tage wissen es schon die Birülewschen Fräuleins. Man weiß wirklich nicht mehr, wie man sich benehmen soll. Zuweilen sitze ich da und denke so vor mir hin, — Sie wissen vielleicht, wenn ich denke habe ich einen schweren Athem, — da fängt Matröna Markowna wieder an, mich vorzunehmen: was schnarchst Du? sagt sie, wer schnarcht denn heut zu Tage! Was schiltst Du, sage ich, Matröna Markowna? Ich bitte Dich, Mitleid solltest Du haben und Du schiltst! Auch zu denken habe ich jetzt aufgehört, wenn ich zu Hause bin. Ich sitze blos da und stiere den Fußboden an. Bei Gott! Erst vor Kurzem war es, da sagte ich, als wir zu Bette gingen, Matröna Markowna, sagte ich, Du verwöhnst aber auch gar zu sehr Deinen kleinen Dienstburschen, sieh doch das Ferkel an, nicht einmal Sonntags wäscht er sich das Gesicht. Nun? ich denke, hier habe ich mich doch zart genug ausgedrückt;

aber auch darin hatte ich es nicht getroffen, wiederum nahm mich Matröna Markowna vor: Du verstehst Dich nicht in Damengesellschaft zu benehmen, und am andern Tage schon wußten die Birülew'schen Fräuleins Alles. Wie wollen Sie, daß ich da noch an Besuchemachen denke, Michail Nikolaitsch?

— Was Sie da eben gesagt haben, nimmt mich sehr Wunder, entgegnete Ipatow, — das hätte ich von Matröna Markowna durchaus nicht erwartet; sie ist ja doch, wie es scheint . . .

— Eine ausgezeichnete Frau, fiel Jegor Kapitonitsch ein, — ein Muster, kann man wohl sagen, von Gattin und Mutter, aber streng in Betreff der Manieren. In Allem, sagt sie, wäre ein Ensemble nothwendig, mir aber fehle ein solches. Ich spreche, wie Sie wissen, nicht französisch, hin und wieder verstehe ich nur Einiges. Was für ein Ensemble ist denn nun aber das, was mir fehlen soll?

Ipatow, der gleichfalls im Französischen nicht besonders bewandert war, zuckte blos die Achseln.

— Und was machen ihre Kinderchen, Ihre Knaben? will ich sagen, fragte er wiederum nach einer kleinen Weile Jegor Kapitonitsch.

Dieser blickte ihn von der Seite an.

— Ja, die Jungen, nun, ich bin mit ihnen zufrieden. Die Mädchen, die sind ganz ausgeartet, mit den Jungen bin ich aber zufrieden. Lelja ist ordentlich im Dienste, seine Vorgesetzten loben ihn; der Lelja ist ein gewandter

Bursche. Michez — nun, mit dem steht es anders: ein wahrer Philantrop ist er geworden.

— Wie so, ein Philantrop?

— Weiß Gott! Er will mit Niemanden sprechen, thut scheu und Matröna Markowna verwirrt ihn noch mehr. Was nimmst Du Dir den Vater zum Vorbild? sagt sie. Vor ihm habe Achtung, aber was die Manieren betrifft, so nimm ein Beispiel an Deiner Mutter. Nun, mit der Zeit wird es sich schon geben.

Astachow bat Spatow, er möge ihn mit Jegor Kapitonitsch bekannt machen. Zwischen Beiden entspann sich ein Gespräch. Marja nahm nicht Theil an demselben; Iwan Iljitsch setzte sich zu ihr und brachte auch nur ein paar Worte hervor. Die kleinen Mädchen traten zu ihm heran und erzählten ihm flüsternd Etwas .... Die Haushälterin trat herein, eine trockene Alte mit einem dunkeln Tuche um den Kopf und meldete, das Essen sei bereit. Alle begaben sich in den Speisesaal.

Die Tafel zog sich ziemlich in die Länge. Spatow hatte einen guten Koch und die Weine waren auch nicht schlecht, obgleich er dieselben nicht aus Moskau, sondern aus der Kreisstadt kommen ließ. Spatow führte ein behagliches Leben. Er besaß im Ganzen nicht über dreihundert Seelen, schuldete aber Niemanden Etwas und hatte sein Gut in bester Ordnung. Bei Tische führte hauptsächlich der Wirth das Gespräch. Jegor Kapitonitsch mischte sich auch hinein, vergaß aber sich selbst dabei nicht: er aß und trank nach Herzenslust. Marja war die

ganze Zeit über schweigsam, nur zuweilen erwiderte sie mit einem halben Lächeln die hastigen Reden der beiden Kleinen, die ihr zu Seiten saßen; sie schienen sie sehr lieb zu haben. Astachow versuchte einige Male ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, jedoch ohne besonderen Erfolg. Klappseele Bodräkow zeigte selbst beim Essen Trägheit und Flauheit. Nach der Tafel begaben sich alle auf die Terrasse zum Kaffee. Das Wetter war wunderschön. Aus dem Garten zog der liebliche Duft der gerade in voller Blüthe stehenden Linden herauf; die Sommerluft, vom dichten Laube der Bäume und der Feuchtigkeit des nahen Teiches leicht gekühlt, verbreitete eine einschmeichelnde Wärme. Plötzlich wurde hinter den Pappeln des Dammes Pferdegetrappel hörbar und einen Augenblick darauf zeigte sich eine Reiterin in langem Amazonenkleide und rundem, grauem Hute auf einem fuchsbraunen Pferde; sie ritt im Galopp; auf einem kleinen, weißen Klepper folgte ihr ein Dienstbursche.

— Ah! rief Ipatow, — Nadeschda Alexejewna kommt angeritten — das ist doch eine angenehme Ueberraschung.

— Allein? fragte Marja, die bis dahin unbeweglich an der Thür gestanden hatte.

— Allein . . . Peter Alexejewitsch muß wohl eine Abhaltung gehabt haben.

Marja blickte unter der Stirn hervor, ihr Gesicht war mit Roth übergossen; sie wandte sich hinweg.

Unterdessen kam die Reiterin durch das Gartenpförtchen in den Garten und bis an die Terasse geritten, sie sprang

leicht aus dem Sattel, ohne ihren Dienstburschen oder Ipatow, der ihr entgegenkommen wollte, abzuwarten. Hastig nahm sie die Schleppe ihres Amazonenkleides auf, lief die Stufen hinan, sprang auf die Terrasse und rief in heiterem Tone:

— Da bin ich!

— Willkommen! sagte Ipatow. — Ganz unerwartet, das ist doch hübsch. Erlauben Sie, daß ich ihr Händchen küsse . . .

— Da haben Sie es, erwiderte die Angekommene, — Sie müssen aber den Handschuh selbst abziehen. — Ich kann es nicht. Und indem sie ihm die Hand hinhielt, nickte sie Marja Pawlowna mit dem Kopfe zu. — Mascha, denke Dir, mein Bruder kommt heute nicht, sagte sie mit einem leichten Seufzer.

— Ich sehe es, daß er nicht da ist, erwiderte Marja halblaut.

— Er läßt Dir sagen, daß er zu thun habe. Sei nicht böse. Guten Tag, Jegor Kapitonitsch; guten Tag, Iwan Iljitsch. Guten Tag, Kinder . . . Waßja, setzte die Angekommene zu ihrem Dienstburschen gewendet, hinzu, — laß den Adonis gut herumführen, hörst Du. Mascha, gieb mir, bitte, eine Stecknadel, meine Schleife aufzustecken . . . Michail Nikolaitsch, kommen sie doch her.

Ipatow trat näher an sie heran.

— Wer ist dieser fremde Herr? fragte sie ihn ziemlich laut.

— Ein Nachbar, Astachow, Wladimir Sergeïtsch, wissen

Sie, dem Ssassowo gehört. Wünschen Sie seine Bekanntschaft zu machen?

— Schon gut . . . nachher. Ach, was für ein herrliches Wetter, fuhr sie fort. — Jegor Kapitonitsch, sagen Sie doch, brummt Matröna Markowna bei solchem Wetter auch? . . . .

— Matröna Markowna, mein gnädiges Fräulein, brummt bei keinerlei Wetter, sie ist nur streng in Betreff der Manieren . . .

— Und wie geht's den Birülew'schen Fräuleins? Nicht wahr, die wissen gleich Alles am andern Tage . . .

Und sie brach in herzliches, lautes Lachen aus.

— Es kommt Ihnen immer das Lachen bei, erwiderte Jegor Kapitonitsch. — Uebrigens, wann lacht sich's wohl besser, als in Ihren Jahren!

— Jegor Kapitonitsch, Herzchen, seien Sie nicht böse! Ach, bin ich müde! Erlauben Sie, daß ich Platz nehme . . .

Nadeschda ließ sich auf einen Armstuhl nieder und schob muthwillig ihren Hut in die Augen.

Ipatow führte ihr Astachow zu.

— Erlauben Sie, Nadeschda Alexejewna, daß ich Ihnen unseren Nachbar, Herrn Astachow, vorstelle. Sie werden vermuthlich schon viel von ihm gehört haben.

Astachow verneigte sich, während Nadeschda ihn unter dem Rand ihres runden Hutes hervor betrachtete.

— Nadeschda Alexejewna Weretjew, unsere Nachbarin, fuhr Ipatow zu Astachow gewandt fort. — Wohnt in unserer Gegend mit ihrem Bruder, Peter Alexejewitsch, Gardelieutenant außer Dienst. Intime Freundin meiner Schwägerin, und überhaupt unserem Hause sehr gewogen.

— Eine ganze Charakterliste, sagte lächelnd Nadeschda, wie bisher, Astachow unter ihrem Hute hervor anblickend.

Astachow dachte unterdessen bei sich: „die ist in der That auch sehr hübsch." Und wirklich war Nadeschda Alexejewna ein sehr nettes Fräulein. Fein und schlank von Wuchse, schien sie bedeutend jünger, als sie wirklich war. Sie war bereits über siebenundzwanzig Jahre. Ihr Gesicht war rund, der Kopf nicht groß, das Haar blond und lockig, das Näschen spitz und fast dreist aufwärts gebogen. Die Augen schelmisch. Sie blitzten und sprühten vor Spottlust. Die überaus lebhaften und beweglichen Züge ihres Gesichtes nahmen zuweilen einen komischen Ausdruck an; es schimmerte ein gewisser Humor hindurch. Selten und meist plötzlich bekam dies Gesicht einen Anflug von Nachdenklichkeit, dann wurde es sanft und treuherzig, sie war jedoch nicht im Stande, sich lange solcher Regung zu überlassen. Sie faßte leicht und elegant die lächerlichen Seiten der Menschen auf und zeichnete vorzügliche Caricaturen. Von Kindheit an hatte man ihr Alles zu Willen gethan und das war sogleich zu bemerken: Leute, die in ihrer Kindheit verwöhnt wurden, behalten bis an ihr Lebensende ein

eigenes Gepräge. Der Bruder liebte sie, obgleich er behauptete, daß sie nicht wie eine Biene, wohl aber wie eine Wespe steche; denn die Biene, nachdem sie gestochen habe, sterbe, für die Wespe jedoch hätte der Stich weiter keine Folgen. Dies Gleichniß machte sie böse.

— Sind Sie für längere Zeit hergekommen? wandte sie sich mit gesenktem Blicke und mit der Reitgerte spielend an Astachow.

— Nein, ich denke morgen schon wieder abzureisen.

— Wohin?

— Nach Hause.

— Nach Hause? Und darf ich fragen, warum?

— Warum? Ich habe Geschäfte zu Hause, die keinen Aufschub dulden.

Nadeschda blickte ihn an.

— Sind Sie denn ein so . . . pünktlicher Mensch?

— Ich bestrebe mich, es zu sein, entgegnete Astachow. — In der jetzigen positiven Zeit muß jeder ordentliche Mensch gesetzt und pünktlich sein.

— Das ist sehr wahr, bemerkte Ipatow. — Glauben Sie nicht, Iwan Iljitsch?

Iwan Iljitsch blickte blos Ipatow an, während Jegor Kapitonitsch äußerte:

— Ja, das ist wahr.

— Schade, sagte Nadeschda: — uns fehlt eben gerade ein jeune premier. Sie spielen doch wohl Theater.

— Ich habe mich nie in diesem Fache versucht.

— Ich bin überzeugt, Sie würden gut spielen. Sie haben eine so . . . wichtige Haltung; heut zu Tage wird das von einem jeune premier gefordert. Wir wollen, mein Bruder und ich, ein Theater hier zu Stande bringen. Wir werden uns übrigens nicht allein auf Lustspiele beschränken, wir werden Alles spielen — Dramen, Ballets und sogar Trauerspiele. Warum sollte Mascha nicht zu einer Kleopatra oder Phädra passen? Betrachten Sie sie nur!

Astachow wandte sich um . . . . Mit dem Kopf an die Thür gelehnt und die Hände gekreuzt, blickte Marja in Gedanken versunken hinaus in die Ferne . . . . In diesem Augenblicke mahnte in der That ihre ganze Figur und Stellung an Umrisse antiker Statuen. Sie hatte Nadeschda's letzte Worte nicht gehört, als sie jedoch gewahr wurde, daß die Blicke Aller sich plötzlich auf sie richteten, errieth sie sogleich den Grund, wurde roth und wollte sich in's Gastzimmer zurückziehen . . . Nadeschda ergriff jedoch gewandt ihren Arm, zog sie mit dem coquetten Schmeicheln eines Kätzchens an sich und küßte ihre fast männliche Hand. Marja erröthete noch mehr.

— Du treibst immer Muthwillen, Nadja, sagte sie.

— Habe ich denn nicht die Wahrheit gesagt? Ich kann mich auf Alle hier berufen . . . Nun laß doch, laß, ich thue es nicht mehr. Ich muß aber doch wiederholen, fuhr sie zu Astachow gewendet fort, — es ist schade, daß Sie reisen. Es ist wahr, wir haben einen

jeune premier, der sich uns selbst aufdrängt, er ist aber gar zu mittelmäßig.

— Wer ist das, wenn ich fragen darf?

— Bodräkow, der Dichter. Wie könnte ein Poet jeune premier sein? Erstens kleidet er sich abscheulich; zweitens dichtet er Epigramme und hat vor dem weiblichen Geschlechte und selbst, denken Sie doch! vor mir Scheu; auch lispelt er nur und streckt eine Hand immer in die Luft, und dergleichen mehr. Sagen Sie doch, bitte, Monsieur Astachow, sind alle Poeten so?

Wladimir Sergeïtsch richtete sich etwas empor.

— Ich bin mit keinem Poeten persönlich bekannt gewesen und habe auch, ich muß es gestehen, die Bekanntschaft dieser Herren niemals gesucht.

— Ach ja, Sie sind ja ein positiver Mensch. Es bleibt nichts übrig, wir werden Bodräkow nehmen müssen. Die andern jeunes premiers sind noch schlechter. Dieser wird seine Rolle wenigstens auswendig lernen. Mascha wird bei uns außer tragischen Rollen auch das Fach einer Primadonna übernehmen müssen . . . Sie haben nicht gehört, Monsieur Astachow, wie sie singt?

— Nein, erwiderte Astachow, — ich wußte nicht einmal . . .

— Was hast Du denn heute, Nadja? sagte Marja mit unzufriedener Miene.

Nadeschda sprang auf.

— Um Gotteswillen, Mascha, singe uns Etwas vor, ich bitte, . . . bitte Dich . . . Ich werde Dich nicht in

Ruhe lassen, bis Du uns Etwas vorsingst, Mascha, Herzchen. Ich würde selbst singen, um dem Gaste Vergnügen zu machen, Du weißt aber, was für eine garstige Stimme ich habe. Du sollst dafür aber sehen, wie schön ich Dich begleiten will.

Marja schwieg einen Augenblick.

— Ich werde Dich doch nicht los werden, sagte sie zuletzt. — Du bist als verzogenes Kind gewöhnt, daß allen Deinen Grillen nachgegeben wird. Nun gut, ich will Dir Etwas vorsingen.

— Bravo, bravo! rief Nadeschda und klatschte in die Hände. — Meine Herren, kommen Sie in's Gastzimmer. Was aber die Grillen betrifft, setzte sie lachend hinzu, — das werde ich Dir nicht schenken. Wie kannst Du vor unbekannten Leuten meine Schwächen aufdecken? Jegor Kapitonitsch, so behandelt sie wohl Matröna Markowna in Gegenwart Anderer?

— Matröna Markowna, brummte Jegor Kapitonitsch, ist eine sehr achtungswerthe Dame; nur was Manieren betrifft . . .

— Nun kommen Sie, kommen Sie, unterbrach ihn Nadeschda und trat in das Gastzimmer. Alle folgten ihr. Sie warf ihren Hut ab und setzte sich an's Klavier. Marja stellte sich in die Nähe der Wand in einige Entfernung von Nadeschda.

— Mascha, sagte sie nach einigem Nachsinnen, — singe uns doch: „Ein Bauer säete Gerste.“

Marja begann. Ihre Stimme war rein und kräftig

und sie sang gut — einfach und ohne Ziererei. Alle hörten ihr mit gespannter Aufmerksamkeit zu, und Astachow konnte sein Erstaunen nicht verbergen. Als Marja geendet hatte, trat er zu ihr und betheuerte, er hätte nimmermehr geglaubt . . .

— Warten sie, es wird noch besser kommen! unterbrach ihn Nadeschda. — Mascha, gönne doch Deiner kleinrussischen Seele die Lust und singe uns jetzt: „Rauschen, Rauschen in dem Walde" . . .

— Sind Sie Kleinrussin? fragte Astachow.

— Ich bin in Kleinrußland geboren, gab sie zur Antwort und stimmte das „Rauschen, Rauschen" an . . .

Anfangs sprach sie die Worte affectlos aus, allmählich aber wurde sie selbst von der melancholisch-leidenschaftlichen, heimathlichen Melodie ergriffen, ihre Wangen rötheten sich, die Augen glänzten, die Stimme ward feurig. Sie war zu Ende.

— Mein Gott! wie hast Du das schön gesungen, sagte Nadeschda, sich über die Tasten niederbeugend. — Wie schade, daß der Bruder nicht hier ist!

Marja senkte sogleich den Blick zu Boden und lächelte mit ihrem gewohnten, bitteren Lächeln.

— Noch Etwas wäre nicht übel, bemerkte Spatow.

— Ja, wenn Sie die Güte haben wollten, setzte Astachow hinzu.

— Entschuldigen Sie mich, ich werde heute nicht mehr singen, entgegnete Marja und verließ das Zimmer.

Nadeschda folgte ihr mit dem Blicke, wurde nachdenklich, lächelte dann wieder und begann mit einem Finger die Melodie zu „ein Bauer säete Gerste" anzuschlagen, spielte darauf eine brillante Polka, schlug einen rauschenden Accord an, klappte dann den Deckel des Klaviers zu und stand auf.

— Schade, daß Niemand da ist, mit dem man tanzen könnte, rief sie, das wäre so recht der Augenblick!

Astachow trat zu ihr heran.

— Was für eine herrliche Stimme hat Marja Pawlowna! bemerkte er, — und wie viel Gefühl in ihrem Gesange!

— Sie lieben also Musik?

— Ja . . . sehr.

— Ein so gelehrter Herr und liebt Musik!

— Warum glauben Sie denn, ich wäre gelehrt?

— Ach ja, verzeihen Sie, ich vergesse immer, Sie sind ja ein positiver Mensch. Wohin ist denn Mascha gegangen? Warten Sie, ich will sie holen.

Und Nadeschda hüpfte zum Gastzimmer hinaus.

— Ein Wildfang, wie Sie wohl selbst sehen, äußerte Ispatow, indem er an Astachow herantrat, — aber herzensgut. Und was für eine Erziehung sie erhalten hat, Sie können sich's gar nicht vorstellen! In allen Sprachen ist sie bewandert. Nun, die Leute haben Vermögen, da kann man's schon.

— Ja, sagte Astachow zerstreut, — ein sehr liebenswürdiges Fräulein. Doch, wenn ich fragen darf, war Ihre Gemahlin auch aus Kleinrußland?

— Jawohl. Meine selige Frau stammte aus Kleinrußland, ebenso wie ihre Schwester Marja Pawlowna. Meine Frau, die Wahrheit zu sagen, hatte nicht einmal eine ganz reine Aussprache; obgleich sie die russische Sprache vollkommen inne hatte, drückte sie sich doch nicht ganz richtig aus. Nun, Marja Pawlowna, die hat ihre Heimath noch in jungen Jahren verlassen. Das kleinrussische Blut schimmert aber dennoch durch, nicht wahr?

— Marja Pawlowna singt vorzüglich, bemerkte Astachow.

— Jawohl, gar nicht übel. Warum aber bringt man uns nicht den Thee? Und wohin sind denn die Damen gegangen? Es ist Zeit, den Thee zu trinken.

Die Fräuleins kehrten nicht so bald zurück. Unterdessen wurde der Samowar gebracht und der Tisch für den Thee gedeckt. Ipatow schickte nach den Fräuleins. Sie kehrten Beide zusammen zurück. Marja setzte sich an den Tisch, um den Thee zu bereiten, während Nadeschda an die Thür der Terrasse trat und den Blick in den Garten schweifen ließ. Auf den hellen Sommertag war ein reiner und stiller Abend gefolgt: am Himmel glühte das Abendroth; von demselben zur Hälfte beleuchtet, lag der breite Teich wie ein unbeweglicher Spiegel da und warf, einem majestätischen Bilde gleich, von dem silbernen Nebel seines tiefen Bettes den unendlichen Himmel

und die umgekehrten dunkeln Bäume und das Häuschen zurück. Alles rings umher war in Schweigen versunken.

— Sehen Sie doch, wie schön! sagte Nadeschda zu Astachow, der zu ihr herangetreten war, — dort unten im Teiche ist ein Stern aufgeblitzt neben dem Lichte im Häuschen; dieses ist roth, jener goldig. Und da kommt auch die Großmutter gefahren, setzte sie laut hinzu.

Hinter einem Fliederbusche wurde ein kleiner Handwagen sichtbar. Zwei Männer zogen denselben. In dem Wägelchen saß eine alte Frau, ganz eingemummt und zusammengefallen, mit auf die Brust gesenktem Kopfe. Der Besatz ihrer weißen Haube bedeckte fast ganz das vertrocknete, eingeschrumpfte, kleine Gesicht. Das Wägelchen hielt vor der Terrasse. Ipatow verließ das Gastzimmer, die kleinen Mädchen liefen ihm nach. Sie hatten den ganzen Abend hindurch gleich Mäusen abwechselnd in allen Zimmern herumgeschnüffelt.

— Ich wünsche Ihnen einen guten Abend, liebe Mutter, sagte Ipatow, indem er zur Alten trat, mit erhöhter Stimme. — Wie fühlen Sie sich?

— Bin Euch zu sehen hergekommen, brachte die Alte mit hohler Stimme und mit Anstrengung hervor. — Ein herrlicher Abend. Habe den Tag über geschlafen und jetzt fangen die Schmerzen in den Beinen an. Ach, diese Beine! Versagen mir den Dienst und gönnen mir keine Ruhe.

— Erlauben Sie, liebe Mutter, daß ich Ihnen unseren Nachbar vorstelle: Herr Astachow, Wladimir Sergeïtsch.

— Freut mich sehr, entgegnete die Alte, indem sie mit ihren großen, schwarzen, aber schon trübe gewordenen Augen den Gast betrachtete. — Ich bitte Sie, meinem Sohne Ihr Wohlwollen zu bewahren. Er ist ein braver Junge. Habe für seine Erziehung gesorgt, so gut ich konnte, so, wie es eine Frau im Stande ist. Noch fehlt ihm die Reife, mit Gottes Hilfe wird er aber schon gesetzter werden, und es ist auch hohe Zeit; ich muß ihm die Geschäfte übergeben. Da sind Sie ja auch, Nadja! setzte die Alte mit einem Blick auf Nadeschda hinzu.

— Ja, liebe Großmama.

— Und Mascha? Macht wohl den Thee?

— Ja, Großmama, sie macht den Thee.

— Wer ist denn noch da?

— Iwan Iljitsch und Jegor Kapitonitsch.

— Matröna Markowna's Mann?

— Ja, Großmama.

Die Alte kauete mit den Lippen.

— Nun, schon gut. Höre doch, Mischa, ich kann den Schulzen gar nicht zu Gesicht bekommen! schicke ihn doch morgen recht früh zu mir, ich habe viel mit ihm abzumachen. Wenn ich nicht nachsehe, merke ich, geht es bei Euch nicht recht. Nun genug, ich bin müde. Zieht mich, Ihr da! Leben Sie wohl, mein Werther — habe Vor- und Zunamen vergessen, setzte sie, zu Wladimir Sergeïtsch

gewendet, hinzu. — Nehmen Sie es der Alten nicht übel. Ihr aber, Enkelchen, braucht mich nicht zu begleiten, es ist nicht nöthig. Ihr möchtet wohl immer umherlaufen! Bleibt nur hübsch sitzen und lernt Eure Lection, hört Ihr? Mascha verwöhnt Euch. Nun aber geht!

Der mit Mühe emporgehaltene Kopf der Alten sank wieder auf ihre Brust herab . . .

Das Wägelchen setzte sich in Bewegung und rollte langsam davon.

— Wie alt ist Ihre Frau Mutter? fragte Astachow.

— Ueber Zweiundsiebzig; und jetzt sind es schon sechsundzwanzig Jahre, seit sie den Gebrauch der Füße verloren hat; das Unglück hat sie bald nach dem Tode meines seligen Vaters betroffen. Sie ist eine Schönheit gewesen.

Alle schwiegen.

Plötzlich fuhr Nadeschda Alexejewna zusammen.

— Was war das? eine Fledermaus, däucht mir, flog vorüber. Hu, wie mir graut!

Und sie kehrte hastig in's Gastzimmer zurück.

— Es ist Zeit, daß ich nach Hause reite. Michail Nikolaitsch, lassen Sie mein Pferd satteln.

— Auch für mich ist es an der Zeit aufzubrechen, bemerkte Astachow.

— Wohin wollen Sie denn? fragte Ipatow. — Bleiben Sie doch für die Nacht hier! Nadeschda Alexejewna hat nur zwei Werst bis nach Hause, Sie aber volle zwölf. Und warum eilen Sie denn, Nadeschda Alexe-

jewna? Warten Sie doch, bis der Mond aufgeht, lange wird es nicht dauern. Sie werden es dann heller haben.

— Gut, sagte Nadeschda, — ich habe schon lange keinen Ritt bei Mondschein gemacht.

— Und Sie bleiben also? fragte Ipatow Astachow.

— Ich weiß wirklich nicht . . . Uebrigens, wenn ich nicht störe . . .

— Nicht im Geringsten, wie können Sie das denken! Ich will Ihnen sogleich ein Zimmer bereiten lassen.

— Ein Ritt bei Mondschein macht sich aber doch schön, nahm Nadeschda das Gespräch wieder auf, als Licht gebracht, Thee herumgereicht wurde, Ipatow mit Jegor Kapitonitsch sich zu einer Partie préférence en deux hinsetzten und „Klappseele" schweigend neben ihnen Platz nahm, — besonders im Walde, zwischen Haselbüschen. Schauerlich und angenehm ist das, und was für ein sonderbares Spiel von Licht und Schatten — man meint, es schleiche immer Jemand hinter oder vor uns hin . . .

Astachow lächelte beistimmend.

— Und dann noch, fuhr sie fort, — haben Sie sich schon einmal in einer lauen, dunkeln, stillen Nacht in einem Walde befunden? mir däucht dann immer, es streiten ihrer Zwei heftig, mit kaum hörbarem Geflüster, hart an meinem Ohre.

— Das macht das Blut, äußerte Ipatow.

— Ihre Beschreibung ist sehr poetisch, bemerkte Astachow.

Nadeschda ließ einen Blick auf ihn fallen.

— Sie meinen? . . . Wenn dem so ist, müßten meine Beschreibungen Mascha nicht gefallen.

— Weßhalb? liebt Marja Pawlowna etwa nicht das Poetische?

— Nein; sie meint, Alles sei erdichtet, sei nicht wahr; und das liebt sie nicht.

— Ein sonderbarer Einwurf! rief Astachow. Erdichtet? wie ginge es denn anders an? wozu gäbe es denn Dichter?

— Erklären Sie sich's! Uebrigens müßten auch Sie die Poesie nicht lieb haben.

— Im Gegentheil, ich liebe gute Verse, wenn sie nämlich wirklich angenehm und wohlklingend sind, wenn sie, wie soll ich sagen, Ideen, Gedanken ausdrücken . . . .

Marja erhob sich von ihrem Platze.

Nadeschda wandte sich rasch nach ihr um.

— Wohin, Mascha?

— Ich will die Kinder zu Bett bringen. Es ist bald 9 Uhr.

— Können sie denn nicht ohne Dich schlafen gehen?

Marja faßte die Kinder bei der Hand und ging mit ihnen hinaus.

— Sie ist heute nicht aufgelegt, bemerkte Nadeschda — und ich weiß, warum, setzte sie halblaut hinzu. — Das wird schon vorüber gehen.

— Erlauben Sie mir die Frage, begann Astachow, wo gedenken Sie den Winter zu verbringen?

— Vielleicht hier, vielleicht in Petersburg. In Petersburg, denke ich, wird mir die Zeit lang werden.

— In Petersburg? Bitte! Wie wäre das möglich? Und nun erging sich Astachow in der Beschreibung der Bequemlichkeiten, Annehmlichkeiten und Reize des Lebens in der Hauptstadt. Nadeschda hörte ihm mit Aufmerksamkeit zu, ohne den Blick von ihm abzuwenden. Sie schien sein Gesicht zu studiren und schmunzelte von Zeit zu Zeit vor sich hin.

— Sie sind, wie ich sehe, sehr beredt, sagte sie zuletzt, — wahrscheinlich werde ich den Winter in Petersburg zubringen.

— Sie werden es nicht bereuen, bemerkte Astachow.

— Ich bereue niemals Etwas, es lohnt nicht die Mühe. Hat man eine Dummheit begangen, so suche man sie schnell zu vergessen — das ist Alles.

— Dürfte ich wohl fragen, begann Astachow nach einer kleinen Pause französisch, — sind Sie schon lange mit Marja Pawlowna bekannt?

— Dürfte ich Sie wohl fragen, entgegnete Nadeschda mit raschem Lächeln, — warum Sie gerade diese Frage in französischer Sprache an mich richten?

— So . . . ganz ohne besonderen Grund . . .

Nadeschda lächelte wieder.

— Nein, ich kenne sie noch nicht sehr lange. Aber, nicht wahr, sie ist ein merkwürdiges Mädchen?

— Ja, sehr originell, murmelte Astachow durch die Zähne.

— Soll das etwa in Ihrem Munde, im Munde der positiven Leute, so viel wie Lob bedeuten? ich denke es nicht. Vielleicht halten Sie auch mich für originell? Aber, setzte sie, sich erhebend und mit einem Blick auf das geöffnete Fenster hinzu, — der Mond muß schon aufgegangen sein, das ist ja der Wiederschein desselben, dort über den Pappeln . . . Ich muß fort . . . Ich will gehen, mein Pferd satteln lassen.

— Es ist schon gesattelt, meldete Nadeschda Alexejewna's Dienstbursche, aus dem Schatten des Gartens in den Lichtfleck vor der Terrasse tretend.

— Ah! schön! Mascha, wo bist Du? Komm her, Abschied zu nehmen.

Marja kam aus dem Nebenzimmer herbei. Die Männer erhoben sich von dem Kartentische.

— Und Sie wollen also schon fort? fragte Ipatow.

— Es ist Zeit, ich muß fort.

Sie näherte sich der Gartenthür.

— Welch' eine Nacht! rief sie, — kommt her, zeigt derselben doch Eure Gesichter; fühlt Ihr's? sie scheint zu athmen! und welch' ein Duft! alle Blumen sind jetzt erwacht. Sie sind erwacht — und wir denken an's Schlafengehen . . . Ach ja, Mascha, setzte sie hinzu, — ich habe Wladimir Sergeïtsch gesagt, daß Du nicht für Poesie schwärmst. Jetzt aber lebt wohl! . . . Da führt man mein Pferd auch schon vor . . .

Und gewandt lief sie die Stufen der Terrasse hinab, schwang sich leicht in den Sattel, rief „Auf morgen", gab ihrem Thier einen Schlag mit der Gerte auf den Hals und ritt im Galopp dem Damme zu . . . Der Dienstbursche eilte ihr im Trabe nach.

Alle folgten ihr mit den Blicken . . .

— Auf morgen! ließ sich noch einmal ihre Stimme hinter den Pappeln vernehmen.

Noch lange hallte durch die Stille der Sommernacht der Hufschlag des Pferdes herüber. Zuletzt machte Ipatow den Vorschlag, wieder in's Haus zurückzukehren.

— Es ist wohl schön in der freien Luft, sagte er, — wir müssen aber doch unsere Partie beendigen.

Sie folgten Alle dem Rufe. Astachow wandte sich an Marja mit der Frage, weshalb sie der Poesie abhold sei.

— Ich mag Gedichte nicht, entgegnete sie gleichsam wider Willen.

— Sie haben vermuthlich wenig Gedichte gelesen?

— Ich selbst habe keine gelesen, man hat mir Einiges vorgelesen.

— Und es sollten Ihnen keine gefallen haben?

— Durchaus keine.

— Selbst Puschkin's Verse nicht?

— Auch die nicht.

— Weshalb denn nicht?

Marja erwiderte nichts darauf, Ipatow jedoch bemerkte, über die Lehne seines Stuhles zurückgebeugt, mit gutmüthigem Lachen, sie sei nicht blos Gedichten,

sondern auch dem Zucker feind und könne überhaupt nichts Süßes leiden.

— Es gibt ja auch Gedichte, die nichts Süßliches enthalten, warf Astachow hin.

— Zum Beispiel? fragte ihn Marja.

Astachow kratzte sich hinter dem Ohre . . . Er kannte selbst nur wenige Gedichte auswendig, und darunter fast keine, die nicht süßlich gewesen wären.

— Ja, nun, rief er endlich, — kennen Sie Puschkin's „Antschar“? Nicht? Das Gedicht wird doch Niemand süßlich nennen können.

— Lassen Sie hören, sagte Marja und senkte den Blick.

Astachow blickte zuerst gegen die Decke, zog die Augenbrauen zusammen, brummte einige Zeit vor sich hin und declamirte dann den „Antschar“, welcher in deutscher Dichtung ungefähr folgendermaßen lauten würde:

Der Antschar.

Auf sonnverbranntem, dürrem Boden
In schmachtend wasserloser Steppe
Steht, einsam in der weiten Runde,
Der Antschar, eine finstre Schildwacht.

Ihn hat die ewig durst'ge Wüste
An einem Tag des Zorns geboren,
Hat ihm das fahle Grün der Zweige,
Die Wurzeln selbst durchtränkt mit Gifte.

Das Gift durchsickert seine Rinde;
Geschmolzen von des Mittags Gluten,
Erstarrt es von des Abends Kühle
Zu halbdurchsicht'gen, harz'gen Tropfen.

Kein Vogel wiegt sich in den Zweigen,
Kein Thier labt sich in seinem Schatten,
Der Sturm nur sucht den Baum des Todes,
Rast weiter, selber schon vergiftet.

Netzt irrend eine güt'ge Wolke
Die schläfrig matt gesenkten Blätter,
Hernieder zu dem heißen Sande
Der Regen tröpfelt, schon vergiftet.

Des Landes Herrscher aber sandte
Zum Antschar hin, der Mensch den Menschen;
Und schweigend ging er, kehrte wieder
Am frühen Morgen mit dem Gifte.

Das Todesharz hielt er in Händen
Und einen Zweig mit welken Blättern —
Eiskalt von seiner Stirn, der blassen,
In Strömen rieselte der Angstschweiß.

Brachte das Gift — und kraftlos legte
Sich auf des Königszeltes Matten
Der Arme — zu des Herrschers Füßen,
Des ruhmgekrönten, starb der Sclave.

Der König ließ mit Gifte tränken
Folgsame Pfeile. Und Verderben
Und Tod zusandt' er, glorreich siegend,
Dem ruh'gen Land friedsamer Nachbarn.

Nach den ersten vier Strophen hob Marja langsam die Augen auf und als Astachow geendet hatte, sagte sie ebenso langsam:

— Ich bitte, sagen Sie es noch ein Mal her.

— Ihnen gefällt also dies Gedicht? fragte Astachow.

— Tragen Sie es noch ein Mal vor!

Astachow wiederholte den „Antschar“.

Marja erhob sich, begab sich in ein anderes Zimmer und kehrte mit einem Blatte Papier, Tinte und Feder zurück.

— Ich bitte, schreiben Sie es für mich auf, sagte sie zu Astachow.

— Mit dem größten Vergnügen, entgegnete er und ergriff die Feder; — ich muß indessen gestehen, mich wundert, wie Ihnen dieses Gedicht so sehr gefallen konnte. Ich habe es Ihnen eigentlich nur aus dem Grunde vorgetragen, um Ihnen zu zeigen, daß nicht alle Gedichte süßlichen Inhalts sind.

— Ja, wahrhaftig! rief Spatow. — Was hältst Du von diesem Gedichte, Iwan Iljitsch?

Iwan Iljitsch, nach seiner beständigen Gewohnheit, blickte bloß Spatow an und sagte kein Wort.

— Hier, — es ist fertig, sagte Astachow und setzte ein Ausrufungszeichen an's Ende des letzten Verses.

Marja dankte ihm und trug das beschriebene Blatt auf ihr Zimmer.

Eine halbe Stunde darauf wurde das Abendessen aufgetragen und eine Stunde später zogen sich alle Gäste auf ihre Zimmer zurück. Astachow hatte einige Male an Marja das Wort gerichtet, es war ihm aber nicht leicht geworden, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen und seine Worte schienen kein besonderes Interesse bei ihr zu erregen. Als er sich zur Ruhe begab, dachte er noch lange an sie und Nadeschda. Er würde übrigens wohl bald eingeschlafen sein, wenn ihn nicht sein Nachbar,

Jegor Kapitonitsch, gestört hätte. Matröna Markowna's Gemahl hatte, schon völlig entkleidet und im Bette liegend, noch ein langes Gespräch mit seinem Diener; es waren Unterweisungen, die er demselben ertheilte. Jedes seiner Worte konnte Astachow deutlich vernehmen: nur ein dünner Bretterverschlag trennte sie von einander.

— Halte das Licht vor Deine Brust, sagte Jegor Kapitonitsch mit weinerlicher Stimme, — halte es so, daß ich Dein Gesicht sehe! Zu Grunde richtest Du mich, zu Grunde, Du gewissenloser Mensch, gänzlich zu Grunde.

— Wodurch denn, ich bitte Sie, Jegor Kapitonitsch, ließ sich die dumpfe und schläfrige Stimme des Dieners vernehmen.

— Wodurch? soll ich Dir's sagen, wodurch? Wie oft habe ich Dir's angesagt: Mitka, habe ich Dir immer gesagt, wenn Du mich irgendwohin zu Besuche begleitest, sollst Du jedes Mal zwei Stück von jedem Kleidungsstücke mitnehmen, besonders . . . halte das Licht vor die Brust . . . besonders von Unterkleidern. Und was hast Du heute mit mir gemacht?

— Was denn?

— Was denn? Und was werde ich morgen anziehen?

— Dasselbe, was Sie heute angehabt haben.

— Zu Grunde richtest Du mich, Spitzbube, ganz zu Grunde! Schon heute wußte ich nicht, wo ich vor Hitze bleiben sollte. Halte das Licht vor die Brust, sage ich

Dir, und schlafe nicht, wenn Dein Herr sich mit Dir unterhält!

— Aber Matröna Markowna hat ja selbst gesagt, das wäre genug; wozu das Pack Kleidungsstücke mitschleppen? Ganz unnützerweise reibe es sich durch.

— Matröna Markowna . . . Geht denn so Etwas Frauen an? Ach, Ihr richtet mich zu Grunde, richtet mich zu Grunde!

— Jachim meinte auch, es wäre nicht nöthig.

— Wie sagst Du?

— Ich sage, Jachim meinte es auch.

— Jachim! Jachim! wiederholte Jegor Kapitonitsch mit verweisendem Tone, — ach, verdammtes Pack, richtet mich gänzlich zu Grunde, nicht einmal russisch verstehen sie sich auszudrücken. Jachim! Was ist das, Jachim! Jephim, nun, das geht noch hin, das kann man noch sagen; denn der wirkliche, griechische Name ist Euthymios, hast Du verstanden? . . . Halt' das Licht vor die Brust . . . der Kürze wegen kann man Jephim schon sagen, aber Jachim, ganz und gar nicht! Jachim, setzte Jegor Kapitonitsch, die Silbe — Ja — betonend, hinzu. — Ihr richtet mich zu Grunde, Spitzbuben. Halt' das Licht vor die Brust!

Und lange noch fuhr Jegor Kapitonitsch in seinen lehrreichen Unterweisungen gegen den Diener fort, ungeachtet der Seufzer, des Hüstelns und anderer Zeichen der Ungeduld von Seiten Astachow's . . .

Endlich ließ er seinen Mitka gehen und schlief ein, doch Astachow wurde dadurch nicht leichter zu Muthe: Jegor Kapitonitsch hatte ein so starkes und tiefes Schnarchen, mit so launischen Uebergängen von den höchsten bis zu den tiefsten Tönen, mit Pfeifen und sogar Knallen, daß die Bretterwand selbst vom Widerhall zu zittern schien; der arme Astachow hätte weinen mögen. In dem Zimmer, das man ihm angewiesen hatte, war es sehr schwül, und der Bettpfühl, auf welchem er ruhete, umfing seinen Körper mit einer gewissen schleichenden, lästigen Hitze.

In Verzweiflung stand Astachow zuletzt auf, öffnete das Fenster und athmete mit Gier die duftgeschwängerte nächtliche Kühle ein. Das Fenster ging auf den Garten hinaus; der Himmel war hell, das runde Bild des vollen Mondes spiegelte sich bald deutlich im Teiche ab, bald zerronn dasselbe zu einer langen Garbe schillernder Lichtfunken. Auf einem Wege des Gartens wurde Astachow eine weibliche Gestalt gewahr; er faßte dieselbe schärfer in's Auge: es war Marja; im Lichte des Mondes schien ihr Gesicht bleich. Sie stand unbeweglich und begann auf einmal zu reden .... Astachow streckte vorsichtig den Kopf vor ....

Doch einen Menschen schickt ein Mensch
Zum Antschar hin — mit Herrscherwort.

vermochte er zu hören ...

„So, so,“ dachte er, „das liebe Gedicht hat also eine Wirkung geäußert“ .... Und mit verdoppelter Aufmerksamkeit schickte er sich an, aufzuhorchen ... Marja

verstummte jedoch bald und kam ihm noch deutlicher zu Gesicht, so daß er ihre großen dunklen Augen, ihre strengen Augenbrauen und Lippen zu unterscheiden im Stande war . . . .

Plötzlich schrak sie zusammen, kehrte um, trat in den Schatten einer dichten Akazienwand und verschwand. Astachow blieb noch ziemlich lange am Fenster stehen, dann legte er sich wieder hin, schlief jedoch nicht so bald ein. „Ein sonderbares Wesen" — dachte er, indem er sich von einer Seite auf die andere wälzte — „und da behauptet man noch, es gebe in der Provinz nichts Eigenthümliches . . . . Weit gefehlt! Ein sonderbares Wesen! Morgen will ich sie fragen, was sie im Garten gemacht hat."

Jegor Kapitonitsch schnarchte inzwischen nach wie vor.

III.

Astachow erwachte ziemlich spät und machte sich sogleich nach dem Thee und Frühstück im Speisesaale auf den Weg nach Hause, um seine Wirthschaftsangelegenheiten in Ordnung zu bringen, obgleich ihn der alte Ipatow zurückzuhalten versuchte. Marja war gleichfalls beim Thee zugegen; Astachow hielt es jedoch nicht für nöthig, sie über ihren gestrigen nächtlichen Spaziergang zu befragen; er gehörte zu jener Classe von Menschen, denen es schwer fällt, zwei Tage hintereinander sich ungewöhnlichen Gedanken und Muthmaßungen hinzugeben. Er hätte ein

Gespräch über Gedichte einleiten müssen, aber die sogenannte „poetische" Stimmung ermüdete ihn bald. Die ganze Zeit bis zum Essen brachte er auf den Feldern, im Freien zu, aß zu Mittag mit großem Appetit, machte ein Schläfchen und nachdem er wieder erwacht war, wollte er die Rechnungen des Dorfältesten vornehmen, hatte jedoch die erste Seite noch nicht durchgesehen, als er Befehl gab, den Tarantaß anzuspannen und nach Ipatowka fuhr. Wie es scheint, haben auch positive Leute kein steinernes Herz in der Brust und lassen sich Langweile ebenso ungern gefallen wie andere einfache Leute.

Als er auf dem Damme angekommen war, vernahm er Gesang und Musiktöne. Es wurden bei Ipatow's russische Lieder im Chor gesungen. Er traf die ganze Gesellschaft, die er am Morgen verlassen hatte, auf der Terrasse an; es saßen Alle, und Nadeschda ebenfalls, im Kreise herum um einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren, brauner Gesichtsfarbe, mit schwarzem Haare und schwarzen Augen, in kurzem Sammtrock, mit einem nachlässig um den Hals geschlungenen Tuche und einer Guitarre in den Händen. Das war Peter Alexeitsch Weretjew, Nadeschda's Bruder. Als der alte Ipatow Astachow's ansichtig wurde, ging er demselben mit freudigem Rufen entgegen, führte ihm Weretjew zu und stellte Beide einander vor. Nachdem Astachow die herkömmlichen Begrüßungen mit dem neuen Bekannten gewechselt hatte, grüßte er achtungsvoll dessen Schwester.

— Wir vertreiben uns die Zeit nach ländlicher Sitte mit Singen, Wladimir Sergeïtsch, redete ihn Ipatow an, und setzte dann, auf Weretjew deutend, hinzu: — Peter Alexeitsch ist unser Vorsänger — und wie! Das mögen Sie anhören.

— Das ist sehr angenehm, erwiderte Astachow.

— Wünschen Sie nicht am Chorgesange theilzunehmen? fragte ihn Nadeschda.

— Herzlich gern thäte ich es, ich habe aber keine Stimme.

— Das thut nichts! Sehen Sie da, Jegor Kapitonitsch singt ja auch mit, und ich ebenfalls. Sie brauchen dabei nur einen Ton auszuhalten. Setzen Sie sich nur. Nun, Bruder, stimme an.

— Was singen wir denn aber jetzt? fragte Weretjew, auf den Saiten der Guitarre herumfingernd. Plötzlich hielt er inne, blickte Marja an, die neben ihm saß, und sagte: — Jetzt ist die Reihe, denke ich, an Ihnen!

— Nein, singen Sie, entgegnete Marja.

— Da wäre das Lied „Hinab den lieben Wolgastrom" recht schön, fiel Astachow mit wichtiger Miene ein.

— Nein, dieses Lied heben wir uns zum Schlusse auf, erwiderte Weretjew und stimmte gedehnt: „Es neigt die Sonne sich" an.

Er sang vortrefflich, schwungvoll und freudig. Sein männliches, ohnehin ausdrucksvolles Gesicht wurde noch be-

lebter, wenn er sang; von Zeit zu Zeit zuckte er die Achseln, drückte die Saiten mit der Handfläche an, schüttelte den Lockenkopf, streckte die Hand aus und blickte kühn um sich herum. Er hatte in Moskau oft Gelegenheit gehabt, den berühmten Ilja *) zu sehen und jetzt copirte er denselben. Der Chor stimmte wacker ein. Wie ein strahlender Stern, von den übrigen Stimmen gesondert, zog Marja's Stimme die übrigen gleichsam nach sich; sie wollte jedoch nicht allein singen und Weretjew blieb bis zuletzt der Vorsänger.

Es wurden noch einige andere Lieder gesungen . . .

Inzwischen war mit dem Abende ein Gewitter heraufgezogen. Schon seit Mittag war es schwül gewesen und hatte es in der Ferne gedonnert; nun aber wälzte sich eine breite Gewitterwolke, die schon geraume Zeit wie ein bleierner Reif am Horizonte gelegen hatte, heran und wuchs und stieg hinter den Gipfeln der Bäume empor. Immer merkbarer wurde das Zittern der schwülen Luft, die von dem heranrollenden Donner heftiger und heftiger erschüttert wurde, der Wind erhob sich, stoßweiße rauschte er durch das Laub, verstummte, kehrte mit anhaltenderem Rauschen wieder, zog brausend dahin; ein düsteres Dämmerlicht breitete sich rasch über die Erde aus und verwischte den letzten Widerschein der Abendröthe, dichte Wolkenknäuel stiegen plötzlich auf und flogen wie fortgerissen am Himmel hin; es begannen Tropfen zu fallen, es zuckte ein feuer-

*) Zigeunersänger.

rother Blitz und schwer und krachend erschallte der Donner.

— Wir wollen fortgehen, äußerte der alte Spatow. — Wir könnten durchnäßt werden.

Alle erhoben sich.

— Gleich, rief Weretjew, — noch das letzte Lied. Hört!

Oh Du mein Häuschen, liebes Häuschen,
Nagelneues Häuschen mein . . . .

stimmte er mit voller Stimme an und griff dazu rasch mit der ganzen Hand in die Saiten. „Häuschen mein, aus Ahornholz", fiel der ganze Chor, unwillkürlich hingerissen, ein. Fast in demselben Augenblick aber begann der Regen in Strömen zu fallen; Weretjew sang indessen das „Oh Du mein Häuschen" bis zu Ende. Das von Zeit zu Zeit vom Rollen des Donners übertönte kecke Liedchen machte sich noch kecker beim Geräusche des fallenden, rieselnden Regens. Endlich erschallte der letzte Tonschwall des Chores — und die ganze Gesellschaft flüchtete lachend in's Gastzimmer. Besonders brachen die kleinen Mädchen, Spatow's Töchter, in lautes Lachen aus, indem sie dabei die Regentropfen von ihren Kleidchen abschüttelten. Spatow jedoch schloß vorsichtshalber Fenster und Thüren, und Jegor Kapitonitsch lobte ihn deshalb, indem er dabei bemerkte, Matröna Markowna ließe, wenn gerade Gewitter wäre, Alles verschließen, denn die Elektricität äußere ihre Wirkung vornehmlich in leeren Zwischenräumen. Bodräkow blickte ihn an, trat auf die Seite und

stieß einen Stuhl um. Dergleichen kleine Unfälle passirten ihm beständig.

Das Gewitter war bald vorüber. Thüren und Fenster wurden wieder geöffnet und feuchter Wohlgeruch drang in die Zimmer.

Der Thee wurde gebracht. Nach dem Thee setzten sich die Alten wieder an den Kartentisch. Iwan Iljitsch gesellte sich, seiner Gewohnheit getreu, zu ihnen. Astachow wollte zu Marja, die mit Weretjew am Fenster saß, Nadeschda rief ihn jedoch zu sich und knüpfte sogleich ein lebhaftes Gespräch über Petersburg und das Leben daselbst mit ihm an. Sie ließ sich in Angriffen gegen dasselbe aus; Astachow vertheidigte es. Es hatte den Anschein, als wollte Nadeschda ihn aufhalten.

— Worüber streitet Ihr da? fragte Weretjew, indem er aufstand und sich ihnen näherte.

Er schlenkerte träge beim Gehen, in allen seinen Bewegungen war Etwas wie Nachlässigkeit oder Ermüdung zu bemerken.

— Es ist immer von Petersburg die Rede, erwiderte Nadeschda. — Wladimir Sergeïtsch weiß diese Stadt nicht genug zu loben.

— Es ist eine schöne Stadt, warf Weretjew hin. — übrigens lebt sich's überall gut. Wahrhaftig! Hat man nur zwei, drei Weiber und, mit Ihrer Erlaubniß, Wein dazu, was bliebe noch zu wünschen übrig?

— Das wundert mich! entgegnete Astachow. — Sind

Sie wirklich auch der Meinung, es gäbe für einen gebildeten Mann keine . . . .

— Vielleicht . . . . gewiß . . . . ich stimme Ihnen bei, unterbrach ihn Weretjew, dessen Gewohnheit es war, bei aller Höflichkeit auf Einwände, die man ihm machte, nicht Acht zu geben, — damit habe ich aber nichts zu schaffen, ich bin kein Philosoph.

— Auch ich bin kein Philosoph, erwiderte Astachow, — und wünsche auch durchaus nicht, einer zu sein; es ist aber von Anderem hier die Rede.

Weretjew warf einen zerstreuten Blick auf seine Schwester, die mit leichtem Lächeln sich gegen ihn neigte und ihm halblaut zuflüsterte:

— Petruscha, Herzchen, stelle uns Jegor Kapitonitsch dar, thue mir den Gefallen.

Weretjew's Gesicht veränderte sich in einem Augenblicke und wurde, Gott weiß, durch welche Teufelskunst, dem Gesichte Jegor Kapitonitsch's auffallend ähnlich, obgleich die Züge Beider durchaus Nichts mit einander gemein hatten, und Weretjew überhaupt nur die Nase ein wenig rümpfte und die Mundwinkel herabzog.

— Freilich, begann er, flüsternd die Stimme Jegor Kapitonitsch's nachahmend, — Matröna Markowna ist streng in Betreff der Manieren; aber dabei doch ein Muster von Gattin. Freilich, was ich auch sagen mag . . .

— Die Birülew'schen Fräuleins erfahren es sogleich, ergänzte Nadeschda mit kaum zurückgehaltenem Lachen.

— Ist gleich am folgenden Tage bekannt, entgegnete Weretjew mit so komischer Grimasse, mit so confusem Seitenblicke, daß selbst Astachow dazu lachte.

— Sie haben, sehe ich, ein großes Talent zum Copiren, bemerkte er.

Weretjew fuhr mit der Hand über das Gesicht, seine Züge nahmen wieder den gewohnten Ausdruck an, und Nadeschda rief:

— Oh, ja wohl! er copirt Jedermann nach Belieben .... Darin ist er Künstler.

— Und könnten Sie mich zum Beispiel auch darstellen? fragte Astachow.

— Ganz gewiß! erwiderte Nadeschda, — das versteht sich.

— Ach, thun Sie mir den Gefallen, stellen Sie mich dar, sagte Astachow zu Weretjew gewandt. — Ich bitte Sie, ohne Umstände.

— Und Sie glauben ihr? entgegnete Weretjew, indem er leicht mit einem Auge blinzte und seiner Stimme den Ausdruck der Stimme Astachow's gab, doch that er es so vorsichtig und zart, daß nur Nadeschda es bemerkte und sich in die Lippen biß, — ich bitte Sie, glauben Sie ihr nicht, sie wäre im Stande, Ihnen alles Mögliche von mir zu erzählen.

— Und was für ein Schauspieler er ist! Wenn Sie wüßten, fuhr Nadeschda fort, — alle erdenklichen Rollen spielt er. Und wie schön! Er ist unser Regisseur,

Souffleur und Alles, was Sie wollen. Schade, daß Sie uns so bald verlassen.

— Schwester, Deine Vorliebe macht Dich blind, äußerte Weretjew mit wichtigem Tone, doch immer mit derselben Nuance, — was wird Herr Astachow von Dir denken? Er wird Dich für eine Kleinstädterin halten.

— Wie können Sie aber, wandte Astachow ein . . .

— Weißt Du, Petruscha, fiel Nadeschda ein, gieb uns, ich bitte Dich, das Stück zum Besten, wie ein Betrunkener sich vergebens bemüht, sein Taschentuch aus der Tasche hervorzuholen, oder nein, besser noch, wie ein Knabe eine Fliege an der Fensterscheibe fangen will und sie in seinen Fingern summt.

— Du bist ein wahres Kind, entgegnete Weretjew.

Er stand jedoch auf und trat an's Fenster, an welchem Marja saß, und begann mit der Hand auf der Scheibe herumzustreichen und den fliegenhaschenden Knaben zu copieren. Die Treue, mit welcher er das klägliche, unterbrochene Gesumme der Fliege wiedergab, war in der That bewunderungswürdig. Man hätte glauben können, eine wirkliche, lebende Fliege suche seinen Fingern zu entkommen. Nadeschda lachte auf und bald lachten alle Uebrigen im Zimmer mit, Marja's Gesicht allein blieb unverändert, nicht einmal ihre Lippen bewegten sich. Sie saß mit gesenktem Blicke da; zuletzt erhob sie die Augen, warf einen ernsten Blick auf Weretjew und sagte durch die Zähne:

— Ein schönes Vergnügen, den Possenreißer zu spielen!

Weretjew wandte sofort dem Fenster den Rücken, blieb eine Weile im Zimmer stehen, ging dann auf die Terrasse und von dort hinab in den dunkel gewordenen Garten.

— Ein wahrer Spaßvogel, der Peter Alexeitsch! rief Jegor Kapitonitsch, indem er mit einer Sieben das Aß seines Mitspielers knallend trumpfte. — Wahrhaftig ein Spaßvogel!

Nadeschda war hastig aufgestanden, zu Marja geeilt und hatte sie gefragt:

— Was hast Du dem Bruder gesagt?

— Nichts, gab die andere zurück.

— Wie, nichts? Das kann nicht sein.

Und bald darauf sagte Nadeschda: „Komm!“ ergriff Marja bei der Hand, zwang sie aufzustehen und mit ihr in den Garten zu gehen.

Astachow sah beiden jungen Mädchen nicht ohne Befremden nach. Die Abwesenheit derselben war jedoch von kurzer Dauer; eine Viertelstunde darauf kehrten sie wieder und zugleich mit ihnen trat auch Peter Alexeitsch herein.

— Was für eine herrliche Nacht! rief Nadeschda im Hereintreten. — Wie schön ist es im Garten!

— Ach ja, mir fällt Etwas ein! sagte Astachow. — Dürfte ich wohl fragen, Marja Pawlowna, ob Sie es gewesen sind, die ich gestern Abend im Garten habe spazieren gehen sehen?

Marja warf rasch einen Blick auf ihn.

— Sie declamirten, so viel ich hören konnte, Puschkin's „Antschar".

Weretjews Brauen zogen sich leicht zusammen und auch er sah Astachow in's Gesicht.

— Das war ich in der That, sagte Marja, — ich habe jedoch nichts declamirt, ich declamire niemals.

— Ich muß mich dann wohl getäuscht haben, begann Astachow, — indessen . . . .

— Das hat Ihnen so gedäucht, entgegnete ihm Marja trocken.

— Was ist das, „Antschar?" fragte Nadeschda.

— Sie kennen es nicht? erwiderte Astachow, — Puschkin's Gedicht: „Auf sonnverbranntem, dürrem Boden," sollten Sie sich wirklich desselben nicht erinnern?

— Ich weiß mich dessen nicht recht zu entsinnen . . . Der Antschar — ist's nicht ein Giftbaum?

— Nun ja.

— Wie die Daturen . . . Erinnerst Du Dich noch, Mascha, wie schön die Daturen bei uns auf dem Balkon bei Mondschein waren, mit ihren langen, weißen Blüthen? Erinnerst Du Dich, was für einen süßen, berückenden und heimtückischen Duft dieselben um sich verbreiteten?

— Einen heimtückischen Duft? rief Astachow.

— Ja wohl, einen heimtückischen. Was nimmt Sie das Wunder? Dieser Duft ist, sagt man, gefahrbringend und doch zieht er an. Warum kann Böses Anziehungskraft besitzen? Das Böse sollte nicht schön sein!

— Oho! Philosophie! bemerkte Peter Alexeitsch, wohin sind wir von dem Gedichte abgekommen!

— Ich habe dies Gedicht Marja Pawlowna gestern vorgetragen, warf Astachow ein, — und es hat ihr sehr gefallen.

— Ach, ich bitte, sagen Sie dasselbe her! bat Nadeschda.

— Mit Vergnügen.

Und Astachow declamirte den „Antschar".

— Gar zu hochtrabend! äußerte Weretjew nachlässig, sobald Astachow zu Ende war.

— Das Gedicht wäre zu hochtrabend?

— Nein, nicht das Gedicht .... Sie werden mich entschuldigen, mir scheint, Sie declamiren nicht natürlich genug. Das Ding ist an sich selbst klar; möglich, daß ich mich täusche.

— Nein, Du täuschest Dich nicht, sagte Nadeschda mit Nachdruck.

— Oh, es ist eine bekannte Sache! in Deinen Augen bin ich ein Genie, der talentvollste Mensch, der Alles weiß, Alles zu thun im Stande ist, leider jedoch vor Trägheit nicht fort kann, nicht wahr?

Nadeschda gab nur ein Kopfschütteln zurück.

— Ich widerspreche Ihnen nicht, Sie müssen es besser wissen, bemerkte Astachow mit leichtem Schmollen. — Das schlägt nicht in mein Fach.

— Ich war im Irrthume, Sie entschuldigen, sagte hastig Weretjew.

Unterdessen hatten die Alten ihre Partie beendet.

— Ach, damit ich es nicht vergesse, sagte Spatow aufstehend, — ein Gutsbesitzer aus unserer Gegend und mein Nachbar, ein herrlicher und achtungswerther Mann, Akilin, Gawrila Stepanitsch, hat mir den Auftrag gegeben, Sie zu bitten, Sie möchten ihm die Ehre Ihres Besuches gönnen, und zwar bei Gelegenheit eines Balles, d. h. ich nenne es nur allegorisch einen Ball, es ist einfach eine Abendgesellschaft mit nachfolgendem Tänzchen, ganz ungenirt. Er würde Sie selbst besucht haben, befürchtete jedoch zu stören.

— Sehr freundlich vom Herrn Gutsbesitzer, entgegnete Astachow, — ich muß aber morgen durchaus nach Hause fahren . . . .

— Ja, was denken Sie denn, wann der Ball stattfindet? Morgen schon! Morgen ist Gawrila Stepanitsch's Namenstag. Auf einen Tag kann es Ihnen nicht ankommen, und welche Freude würden Sie ihm bereiten! Dazu ist es nicht mehr als zehn Werst von hier. Wenn Sie erlauben, fahren wir zusammen hin.

— Ich weiß wirklich nicht, wandte Astachow ein. — Werden Sie hinfahren?

— Mit der ganzen Familie! Auch Nadeschda Alexejewna und Peter Alexeitsch, Alle fahren hin!

— Sie können mich, wenn Sie Lust haben, stehenden Fußes zur fünften Quadrille engagiren, bemerkte Nadeschda. — Die vier ersten sind schon vergeben.

— Sie sind sehr freundlich! Nun, und zur Mazurka, haben Sie die Mazurka auch nicht mehr frei?

— Ich? Warten Sie, ich muß mich besinnen . . . . Nein, mir däucht, für die bin ich noch nicht engagirt.

— In diesem Falle möchte ich mir die Ehre ausbitten . . . .

— Sie fahren also mit? Vortrefflich! Mit Vergnügen!

— Bravo! rief Ipatow. — Nun, Wladimir Sergeïtsch, das war doch schön von Ihnen! Gawrila Stepanitsch wird ganz entzückt sein. Nicht wahr, Iwan Iljitsch?

Iwan Iljitsch wollte nun zwar, seiner beständigen Gewohnheit gemäß, stillschweigen; er hielt es jedoch diesmal für besser, einen beistimmenden Laut hören zu lassen.

— Was ist Dir denn eingefallen? sagte eine Stunde darauf Peter Alexeitsch zu seiner Schwester, als er mit ihr zusammen in einem leichten Wagen saß, den er selbst kutschirte, — was ist Dir denn eingefallen, Dich diesem Sauertopfe für die Mazurka aufzudrängen?

— Ich habe meine Pläne dabei, erwiderte Nadeschda.

— Was für Pläne? möchte ich gern wissen.

— Das ist mein Geheimniß.

— Oho! Und er gab dem Pferde, das die Ohren zu spitzen, zu schnauben und störrisch zu werden anfing, einen leichten Schlag mit der Peitsche. Der Schatten eines großen Weidenbusches, der auf den schwach vom Monde erleuchteten Weg fiel, hatte das Thier scheu gemacht.

— Du wirst doch mit Mascha tanzen? richtete ihrerseits Nadeschda die Frage an ihren Bruder.

— Ja, warf er gleichgiltig hin.

— Ja, ja! wiederholte Nadeschda mit vorwurfsvollem Tone. — Ihr Männer, setzte sie nach einiger Zeit hinzu, — seid es durchaus nicht werth, daß ordentliche Frauen Liebe für Euch fühlen.

— Du glaubst? Nun, und dieser Petersburger Sauertopf, der wäre es werth?

— Doch eher als Du.

— So!

Und mit einem Seufzer declamirte Peter Alexeitsch:

Erwachs'ner Schwester — Bruder sein,
Giebt's wohl, o Himmel, größ're Pein?

Nadeschda lachte auf.

— Das muß man sagen, ich mache Dir viel Sorgen! Du, mein Lieber, bist's, der mir zu schaffen giebt.

— Was Du sagst! hätte ich das doch nicht vermuthet!

— Es ist nicht von Mascha die Rede.

— Nicht? wovon denn?

Nadeschda's Gesicht umwölkte sich etwas.

— Du weißt es selbst, sagte sie leise.

— Ach, ich verstehe! Was wollen Sie, Nadeschda Alexejewna? Ich trinke gern ein Gläschen mit guten Freunden, das ist nun einmal meine schwache Seite, ich gestehe es.

— Höre doch auf, Bruder, sprich doch nicht so . . . Damit ist nicht zu scherzen.

— Tram — tram — tam — pum! murmelte Peter Alexeitsch durch die Zähne.

— Du rennst in's Verderben und scherzest dabei . . .

„Ein Bauer säete Gerste, Mohn ist's sagt' sein Weib,“ stimmte Peter Alexeitsch mit lauter Stimme an und schlug mit der Leine das Pferd, das in raschem Trabe dahinlief.

IV.

Zu Hause angelangt, kleidete sich Weretjew nicht aus und hatte, als kaum der Morgen zu grauen begann, das Haus bereits wieder verlassen.

Auf dem halben Wege zwischen seinem Gute und Spatowka befand sich oberhalb einer jähen Schlucht ein kleines Birkengehege. Die jungen Bäume standen sehr dicht bei einander, es hatte noch nie eine Axt die schlanken Stämme derselben berührt; ein, wenn auch nicht tiefer, doch gleichmäßiger Schatten fiel von den kleinen Blättern auf den weichen und feinen Rasen, der von goldigen Gauchseilblüthen, weißen Glockenblümchen und himbeerfarbenen Nelken ganz bunt gescheckt erschien. Die eben aufgegangene Sonne ergoß über das Gehölz ein volles, aber nicht grelles Licht; überall glitzerten Thautröpfchen, hie und da spielten in plötzlichem, blitzendem Feuerglanze größere Tropfen; Alles strömte über von Frische, Leben und jener unschuldsvollen Feierlichkeit des neuen Morgenanbruchs,

in der die Landschaft, schon von Licht umflossen, aber noch in Schweigen versunken, rastet. Man hörte nur das vereinzelte Schmettern der Lerchen über den fernen Feldern und im Gehölze die Stimmen von zwei, drei Vögeln, die, ohne sich zu beeilen, ihre kurzen Lieder ertönen ließen und gleichsam dazu lauschten, wie ihr Gesang sich ausnähme. Von dem feuchten Boden stieg ein gesunder, kräftiger Duft empor und ein kühlender Hauch zog durch die reine, leichte Luft. Es athmete Alles den herrlichen Sommermorgen und strotzte und lächelte in Morgenklarheit, gleich dem rosenrothen, frisch gewaschenen Gesichtchen eines erwachten Kindes.

Nicht weit von der Schlucht, mitten auf einem Rasenplätzchen, saß Weretjew auf einem ausgebreiteten Mantel. Marja stand neben ihm, an eine Birke gelehnt, mit zurückgeschlagenen Armen.

Sie schwiegen Beide. Marja schaute starr in die Ferne; eine weiße Schärpe war von ihrem Kopfe auf die Schulter herabgeglitten, von Zeit zu Zeit bewegte und hob ein Windhauch die Enden ihres hastig geordneten Haares. Weretjew saß nach vorn gebückt und schlug mit einem Zweige auf den Rasen.

— Nun, begann er endlich, — Sie sind mir also böse?

Marja antwortete nicht.

Weretjew warf einen Blick auf sie.

— Mascha, sind Sie böse? wiederholte er.

Marja musterte ihn mit raschem Blicke, wandte sich etwas ab und sagte:

— Ja.

— Weshalb denn? fragte Weretjew und warf den Zweig fort.

Marja antwortete wiederum nicht.

— Sie haben übrigens in der That Ursache, böse auf mich zu sein, äußerte Weretjew nach einigem Schweigen. Sie müssen mich nicht nur für einen leichtfertigen, sondern auch ....

— Sie verstehen mich nicht, unterbrach ihn Marja. — Ich bin durchaus nicht in Betreff meiner böse auf Sie.

— In Betreff wessen denn?

— Um Ihrer selbst willen.

Weretjew hob den Kopf in die Höhe und lächelte.

— Ah! ich verstehe! sagte er. — Schon wieder, wieder beunruhigt Sie der Gedanke: warum ich Nichts vor mich bringe? Wissen Sie wohl, Mascha, Sie sind ein wunderbares Wesen, bei Gott! Sie beschäftigen sich so viel mit Anderen und so wenig mit sich selbst. Es ist keine Spur von Egoismus in Ihnen, wahrhaftig! Ein zweites Mädchen wie Sie giebt es nicht auf der Welt. Das Schlimmste dabei ist: ich bin Ihrer Theilnahme durchaus nicht werth; ich sage es ohne Scherz.

— Desto schlimmer ist es für Sie. Sie sehen es ein und thun doch nichts.

Weretjew lächelte wiederum.

— Mascha, ziehen Sie ihre Hand hervor, reichen Sie mir dieselbe! sagte er mit einschmeichelnd freundlicher Stimme.

Marja zuckte blos die Achseln.

— Geben Sie mir ihre schöne, biedere Hand, daß ich sie erfurchtsvoll und zärtlich küsse. So küßt ein leichtsinniger Zögling die Hand seines nachsichtsvollen Erziehers. Und Weretjew beugte sich zu Marja hin.

— Hören Sie doch auf damit! sagte sie. Sie lachen und treiben beständig Scherz. So werden Sie ihr Leben verscherzen.

— Hm! das Leben verscherzen! Ein neuer Ausdruck! Sie haben doch, Marja Pawlowna, wie ich hoffe, das Zeitwort: verscherzen — in activem Sinne gebraucht?

Marja runzelte die Stirn.

— Hören Sie auf, Weretjew! wiederholte sie.

— Das Leben verscherzen, fuhr Weretjew, sich erhebend, fort, — Sie aber werden es schlimmer machen als ich, Sie verernsten Ihr ganzes Leben. Wissen Sie, Mascha, Sie erinnern mich an eine Scene aus Puschkin's Don Juan. Sie haben Puschkin's Don Juan nicht gelesen?

— Nein.

— Ich habe ja ganz vergessen, daß Sie keine Gedichte lesen. Es kommen dort zu einer gewissen Laura Gäste, sie treibt dieselben alle fort und bleibt allein mit Karlos. Beide treten auf den Balkon, die Nacht ist entzückend, Laura schwelgt in Wonne, da beginnt auf einmal Karlos ihr zu beweisen, daß sie mit der Zeit altern werde. — Was

thut es, erwidert ihm Laura, vielleicht ist jetzt gerade in Paris Kälte und Regen, hier aber bei uns „erfüllt die Nacht Citronen- und Lorbeerduft“. Weshalb sollten wir uns um die Zukunft sorgen? Blicken Sie um sich, Mascha, ist es denn nicht auch hier schön? Betrachten Sie doch, wie sich Alles des Daseins freut, wie Alles in Jugend prangt. Und sind wir denn nicht auch jung?

Weretjew näherte sich Marja, sie wich ihm nicht aus, wandte ihm jedoch den Kopf nicht zu.

— So lächeln Sie doch, Mascha, fuhr er fort, — aber mit Ihrem guten, nicht mit Ihrem gewöhnlichen Lächeln. Ich liebe Ihr gutes Lächeln. Erheben Sie doch Ihre stolzen, strengen Augen. — Wie? Sie wenden sich ab? Reichen Sie mir wenigstens die Hand!

— Ach, Weretjew, begann Mascha, — Sie wissen, ich verstehe nicht zu reden. Sie haben mir von jener Laura erzählt. Das war ja aber ein Weib . . . Einem solchen Weibe ist es zu verzeihen, wenn es nicht an die Zukunft denkt.

— Wenn Sie sprechen, Mascha, entgegnete Weretjew, — werden Sie immer aus Eigenliebe und Schüchternheit roth, das Blut steigt wie eine rosige Fluth in Ihre Wangen, ich habe das so außerordentlich gern von Ihnen.

Marja blickte Weretjew gerade in die Augen.

— Leben Sie wohl, sagte sie und warf die Schärpe um ihren Kopf. Weretjew hielt sie zurück.

— Lassen Sie, lassen Sie doch, warten Sie! rief er. — Nun, was verlangen Sie? Befehlen Sie! Wollen Sie, daß ich in den Dienst trete, daß ich Landwirth werde?

Wollen Sie, daß ich Romanzen herausgebe, mit Guitarre-begleitung, daß ich eine Sammlung von Gedichten drucken lasse, mich mit Zeichnen, mit Malerei beschäftige, mit Bildhauerei, Seiltänzerei? Alles, alles will ich thun, alles, was Sie befehlen werden, wenn Sie nur mit mir zufrieden sind. Nun, wirklich, Mascha, glauben Sie mir!

Marja warf wieder einen Blick auf ihn.

— Das sind Alles nur Worte, von denen Nichts zur That wird. Sie versichern, daß Sie mir gehorchen . . .

— Freilich gehorche ich Ihnen.

— Gehorchen! und habe ich Sie nicht unzählige Mal gebeten . . . .

— Was denn?

Marja stockte.

— Sie möchten keinen Wein trinken? brachte Sie endlich hervor.

Weretjew lachte auf.

— Ach, Mascha, Mascha! Auch Sie haben es darauf abgesehen! Meine Schwester nimmt es sich gleichfalls zu Herzen. Ich bin ja nun aber erstens kein Säufer, und zweitens wissen Sie denn auch, weshalb ich trinke? Sehen Sie doch jene Schwalbe dort . . . . Wie keck dieselbe über ihren kleinen Körper verfügt! Wohin sie will, dahin schießt sie ihn auch ab! Schwenkt sich hinauf, stößt herab, ja, sie quiekt vor Lust, hören Sie es? Und deshalb nun trinke ich, um dieselben Eindrücke mir zu verschaffen, die jene Schwalbe empfindet . . . . Schwenke mich, wohin ich will; laß mich treiben, wohin mir's gefällt . . . .

— Und wozu denn das? unterbrach ihn Mascha.

— Wie, wozu? wozu wäre denn das Leben?

— Und läßt sich das nicht ohne Wein machen?

— Das geht nicht, wir sind Alle etwas verdorben, zerknittert. Nun, Leidenschaft . . . . die hat dieselbe Wirkung. Darum liebe ich Sie auch.

— Wie den Wein . . . . Sehr verbunden.

— Nein, Mascha, ich liebe Sie, nicht wie den Wein. Warten Sie nur, ich werde es Ihnen schon ein Mal beweisen, wenn wir erst verheirathet sein werden und zusammen in's Ausland reisen. Wissen Sie, ich denke schon jetzt daran, wie ich Sie vor die Venus von Milo führen werde. Dann wird man erst recht sagen können:

Und stellt sie nun mit stolzem Blick
Vor Kypris Bild sich hin —
Sind's ihrer Zwei, doch wird durch sie
Der Marmor übertroffen.

Was rede ich denn aber heute in Versen? Das ist der Morgen, der diese Wirkung auf mich ausübt. Welche Luft! Es ist, als schlürfe man Wein ein.

— Wieder der Wein, bemerkte Marja.

— Was ist denn dabei! Solch' ein Morgen und Sie neben mir, und man sollte sich nicht trunken wähnen! „Und stellt sie nun mit stolzem Blick“ ... Ja, fuhr Weretjew fort, indem er Marja fest anblickte, — so ist es... Und doch habe ich, ich erinnere mich, selten zwar, aber doch habe ich in diesen prachtvollen dunklen Augen Zärtlichkeit gesehen! Und wie schön sind sie da! Nun, wenden Sie sich doch nicht ab, Mascha, und dann, lachen Sie doch! . . .

Lassen Sie mich wenigstens einen heiteren Blick schauen, wenn mir ein zärtlicher nun einmal nicht vergönnt werden soll.

— Hören Sie auf, Weretjew, äußerte Marja. Lassen Sie mich, es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe.

— Ich will Sie aber doch zum Lachen bringen, warf Weretjew hin, — bei Gott, ich will es. He, sehen Sie doch, da läuft ein Hase . . .

— Wo? fragte Marja.

— Dort, jenseit der Schlucht, im Haferfelde. Es muß ihn Jemand aufgescheucht haben; sie pflegen sonst Morgens nicht zu laufen. Wollen Sie, daß er stehen bleibt?

Und Weretjew stieß einen lauten Pfiff aus. Der Hase hockte sogleich nieder, schwenkte die Ohren, schlug die Vorderbeine unter, richtete sich in die Höhe, kauete, kauete, witterte in der Luft umher und begann wieder zu kauen. Hurtig hockte Weretjew nach Art des Hasen nieder, begann mit der Nase umherzuschnuppern, zu wittern und zu kauen, gleich jenem. Der Hase fuhr ein paar Mal mit den Pfötchen über das Schnäuzchen, schüttelte sich, — gewiß waren Sie von Thau getränkt, — spitzte die Ohren und setzte seinen Lauf fort. Weretjew rieb sich gleichfalls die Wangen mit den Händen und schüttelte sich . . . . Marja konnte sich des Lachens nicht enthalten.

— Bravo! rief Weretjew aufspringend, — bravo! da haben wir's, Sie sind nicht coquett. Wissen Sie wohl, wenn irgend ein Weltfräulein solche Zähne hätte wie Sie,

es würde beständig lachen. Darum aber liebe ich Sie, Mascha, weil Sie kein Fräulein von Welt sind, nicht ohne Grund lachen, keine Handschuhe auf Ihren Händen tragen, die zu küssen eine wahre Lust ist, eben weil sie gebräunt und kraftvoll sind .... Ich liebe Sie, weil Sie nicht klügeln, weil Sie stolz, schweigsam sind, nicht Bücher lesen, Gedichte nicht mögen ....

— Und wenn ich Ihnen nun ein Gedicht declamiren wollte? unterbrach ihn Marja mit einem eigenthümlichen Ausdrucke im Gesichte.

— Ein Gedicht? fragte verwundert Weretjew.

— Ja, ein Gedicht; dasselbe, das gestern der Herr aus Petersburg declamirte.

— Wieder den Antschar? ... Sie haben das Ding also doch bei Nacht im Garten declamirt? Das paßt für Sie .... Gefällt es Ihnen denn so sehr?

— Ja, es gefällt mir.

— Nun, lassen Sie hören.

Marja wurde verlegen ....

— Declamiren Sie es doch, wiederholte Weretjew.

Marja begann. Weretjew stellte sich ihr gegenüber, kreuzte die Arme über die Brust und schickte sich an, ihr zuzuhören. Beim ersten Verse hob Marja langsam die Augen gen Himmel, sie wollte nicht den Blicken Weretjew's begegnen. Sie sagte das Gedicht mit der ihr eigenen weichen, ruhigen Stimme her, die an die Töne des

Violoncells mahnten; doch als sie zu den Worten gekommen war:

Der Arme — zu des Herrschers Füßen,
Des ruhmgekrönten, starb der Sclave.

wurde ihre Stimme bebend, die unbeweglichen, stolzen Augenbrauen zogen sich naiv, wie die eines kleinen Mädchens, hinauf und der Blick blieb mit unwillkürlicher Hingebung auf Weretjew ruhen ....

Er stürzte ihr plötzlich zu Füßen und umfing ihre Kniee.

— Ich bin Dein Sclave! rief er, — ich liege zu Deinen Füßen, Du bist mein Herrscher, mein Gebieter, meine Göttin, meine großäugige Hera, meine Medea! ...

Marja wollte ihn abwehren; ihre Hände blieben jedoch kraftlos in seinem dichten Haare haften und mit verlegenem Lächeln senkte sie den Kopf auf die Brust ....

V.

Gawrila Stepanitsch Akilin, bei welchem der Ball stattfinden sollte, gehörte zu der Classe von Gutsbesitzern, die durch ihre Kunst, mit wenigen Mitteln gut und gastfrei zu leben, die Bewunderung ihrer Nachbarn erregen. Mit einem Besitzthum, das vierhundert Seelen nicht überstieg, empfing er bei sich das ganze Gouvernement in seinem großen, von ihm selbst erbauten steinernen Hause mit Säulen, einem Thurme und Flaggen auf demselben. Das Gut hatte er von seinem Vater geerbt, es war nie in ordentlichem Stande gewesen. Gawrila Stepanitsch war lange

Zeit Dienstes halber in Petersburg gewesen, — endlich, vor fünfzehn Jahren, war er in seine Heimath zurückgekehrt, mit dem Range eines Collegien-Assessors, einer Frau und drei Töchtern, und hatte sofort Reformen und Bauten in Angriff genommen, ein Orchester gebildet und offene Tafel gehalten. Anfangs ward ihm von Jedermann baldiger und unvermeidlicher Ruin prophezeit; mehr als ein Mal war das Gerücht in Umlauf, das Gut Akilin's werde versteigert werden; es vergingen indessen Jahre auf Jahre, die Bewirthungen, Bälle, Schmausereien, Concerte gingen ihren gewohnten Gang, neue Gebäude wuchsen wie Pilze aus dem Boden und Akilin's Gut kam immer noch nicht zur Versteigerung. Er selbst führte nach wie vor dasselbe Leben, wurde sogar in der letzten Zeit noch wohlbeleibter. Da schlugen die Gerüchte eine andere Richtung ein; es wurden Anspielungen auf gewisse beträchtliche, so zu sagen unterschlagene Summen gemacht, man sprach von einem Schatze .... „Und wenn er dabei noch ein tüchtiger Landwirth wäre, — so urtheilten unter sich die Edelleute, — „damit ist es aber nichts! durchaus nichts! Das eben ist das Merkwürdige und Unbegreifliche.“ Wie dem nun auch gewesen sein mag, genug, Jedermann besuchte gern Gawrila Stepanitsch: er nahm die Gäste herzlich auf und spielte Karten, so hoch man wollte. Akilin war ein kleines, graues Männchen, mit spitzem Kopfe, gelblichem Gesichte und eben solchen Augen, immer sauber rasirt und mit kölnischem Wasser parfümirt. An Wochen- wie an Feiertagen trug er einen bequemen blauen Frack,

bis oben zugeknöpft, eine hohe Halsbinde, in welcher er das Kinn zu verbergen pflegte, und machte Staat mit feiner Leibwäsche. Wenn er Tabak schnupfte, kniff er die Augen zusammen und zog die Lippen in die Quere. Seine Rede war beständig zuvorkommend, weich und höflich. Dem Aeußern nach zeichnete sich Gawrila Stepanitsch nicht durch Distinction aus und verrieth überhaupt keinen klugen Kopf, obgleich zu Zeiten Verschmitzheit aus seinen Augen leuchtete. Seine beiden ältesten Töchter waren gut verheirathet; die jüngste, bereits mannbar, befand sich noch im älterlichen Hause. Auch lebte noch Gawrila Stepanitsch's Frau, ein unbedeutendes und einfaches Geschöpf.

Um sieben Uhr Abends stellte sich Astachow im Frack und weißen Handschuhen bei Spatow's ein. Jedermann war bereits ballfertig. Die kleinen Mädchen saßen sittsam da, um ihre weißen, gestärkten Kleidchen nicht zu zerdrücken. Als der alte Spatow Astachow im Frack erblickte, machte er ihm freundlich Vorwürfe und deutete auf seinen Ueberrock. Marja hatte ein dunkelrosafarbenes Mousselin-Kleid an, das ihr sehr gut stand. Astachow sagte ihr einige Verbindlichkeiten. Marja's Liebreiz zog ihn an, obgleich sie sichtlich scheu vor ihm that; Nadeschda gefiel ihm auch, doch die Ungezwungenheit ihres Benehmens machte ihn etwas verwirrt. Dann zuckte auch in ihren Reden, Blicken, ja selbst in ihrem Lächeln zu oft Spottlust auf, und das beunruhigte seine großstädtische und wohlerzogene Seele. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, sich mit ihr über Andere lustig zu machen, doch war ihm der Gedanke störend, daß

sie, wenn es darauf ankäme, im Stande wäre, auch ihn bei Gelegenheit aufzuziehen.

Der Tanz hatte schon begonnen — es hatten sich ziemlich viele Gäste eingefunden und das hausbackene Orchester geigte, blies und flötete auf dem Chore, als Ispatow nebst Familie und Astachow den Saal des Akilin-schen Hauses betrat. Der Wirth empfing die Gäste an der Thür, dankte Astachow für die verbindlichst-freudige Ueberraschung, — wie er sich ausdrückte, — die ihm derselbe verschafft habe, nahm darauf Ispatow unter den Arm und führte ihn in's Gastzimmer an die Kartentische. Gawrila Stepanitsch hatte eine sehr mittelmäßige Erziehung genossen und Alles in seinem Hause, Musik, Möbel, Speisen und Weine waren durchaus nicht von erster, ja nicht einmal zweiter Sorte. Dafür aber war Alles reichlich vorhanden und der Hausherr selbst brüstete sich nicht und war nicht stolz . . . mehr verlangten die Edelleute auch nicht von ihm und waren mit der Bewirthung vollkommen zufrieden. Beim Abendessen zum Beispiel wurde gepreßter Kaviar, in Scheibchen geschnitten und stark gesalzen, aufgetragen, doch durfte Jedermann ungestört mit den Fingern zugreifen; und um Etwas auf denselben nachzutrinken, standen Weine da, wennn auch billige, doch nicht etwa andere, schlechtere Getränke. Die Sprungfedern in Akilin's Sitzmöbeln waren in der That durch ihre Härte und Unbiegsamkeit etwas unbequem; aber, abgesehen davon, daß viele Divans und Armstühle gar keine Federn hatten, konnte ja Jeder sich ein Kissen aus Wollenzeug unterlegen

und solcher Kissen, eigenhändig von Gawrila Stepanitsch's Gattin genäht, lag überall eine große Menge umher — und somit blieb weiter Nichts zu wünschen übrig.

Mit einem Worte, Akilin's Haus entsprach vollkommen den geselligen, anspruchslosen Anforderungen der Bewohner des . . . . schen Bezirkes, und nur der Bescheidenheit des Herrn Akilin war es beizumessen, daß auf den Adelsversammlungen nicht er zum Marschall gewählt worden war, sondern der verabschiedete Major Podpökin, auch ein sehr achtungswerther und würdiger Mann, obgleich er sich das Haar von der Hinterseite des linken Ohres zur rechten Schläfe hinüberzukämmen pflegte, den Schnurrbart violett färbte, und da er an Engbrüstigkeit litt, Nachmittags in Melancholie verfiel.

Der Ball hatte also begonnen. Es wurde eine Quadrille zu zehn Paaren getanzt. Die Cavaliere waren Offiziere eines in der Nachbarschaft stehenden Regiments, dann junge und nicht mehr ganz junge Gutsbesitzer und zwei, drei Beamte aus der Stadt. Alles war nach Wunsch und in gutem Gange.

Der Adelsmarschall spielte Karten mit einem verabschiedeten Wirklichen Staatsrathe und einem reichen Edelmanne, Besitzer von dreitausend Seelen. Der Wirkliche Staatsrath trug am Zeigefinger einen Brillantring, sprach sehr leise, hielt beständig die Absätze seiner Stiefel dicht an einander, in der Positur eines Tänzers früherer Zeiten und wendete nicht den Kopf, den ein überaus feiner Sammetkragen zur Hälfte bedeckte. Der reiche Edelmann

hingegen lachte beständig über Etwas, zog die Brauen in die Höhe und ließ das Weiße der Augen sehen. Der Poet Bodräkow, ein Mensch von unbeholfenem und wüstem Aeußern, unterhielt sich in einer Ecke mit dem Historiker Jewstukow: Beide hielten einander an den Rockknöpfen. Neben ihnen setzte ein Edelmann mit ungewöhnlich langer Taille einem anderen Edelmann, der ihm schüchtern auf die Stirn sah, gewisse kühne Ansichten auseinander. Längs den Wänden saßen die lieben Mütter in bunten Hauben, an der Thüre standen in Haufen gedrängt Herren geringerer Herkunft; die jüngeren mit befangenem Gesichte, die älteren mit gesetzter Miene. Doch es läßt sich nicht Alles wiedererzählen. Nochmals also: es war Alles, wie es sein mußte.

Nadeschda war noch vor Ipatows angekommen. Astachow wurde sie gewahr, als sie gerade mit einem jungen Herrn in elegantem Frack, von hübschem Aeußern, mit ausdrucksvollen Augen, feinem, schwarzem Schnurrbärtchen und blendend weißen Zähnen tanzte; über die Brust hing ihm im Halbkreise eine goldene Kette. Nadeschda hatte ein hellblaues Kleid mit weißen Blumen an; ein leichter Kranz von denselben Blumen umfaßte ihr Lockenköpfchen. Sie lächelte, spielte mit dem Fächer und blickte heiter umher; sie fühlte sich Königin des Balles. Astachow trat auf sie zu, grüßte sie und fragte, indem er ihr freundlich in's Gesicht blickte, ob sie ihres gestrigen Versprechens eingedenk wäre?

— Welches Versprechens?

— Sie tanzen doch mit mir die Mazurka?

— Freilich, mit Ihnen.

Der junge Mann, welcher neben Nadeschda stand, ward plötzlich roth.

— Sie haben vermuthlich vergessen, Mademoiselle, begann er, — daß Sie mir schon früher die heutige Mazurka zugesagt hatten?

Nadeschda wurde verwirrt.

— Ach, mein Gott, wie machen wir das? sagte sie, — Sie müssen mir's verzeihen, ich bitte Sie, Monsieur Steltschinsky, ich bin doch gar zu zerstreut. Wirklich, es macht mich verlegen . . .

Monsieur Steltschinsky erwiderte Nichts und senkte nur den Blick; Astachow warf sich etwas in die Brust.

— Sie sind gewiß so freundlich, Monsieur Steltschinsky, fuhr Nadeschda fort, — wir sind ja doch alte Bekannte, Monsieur Astachow ist hier fremd. Bringen Sie mich nicht in Verlegenheit, erlauben Sie mir mit ihm zu tanzen.

— Ganz nach Ihrem Wunsch, entgegnete der junge Mann. — Es ist aber jetzt die Reihe an Ihnen.

— Danke, sagte Nadeschda und flatterte darauf ihrem Vis-à-vis entgegen.

Steltschinsky folgte ihr mit den Augen und warf dann einen Blick auf Astachow. Astachow seinerseits blickte ihn gleichfalls an und trat auf die Seite.

Die Quadrille war bald zu Ende. Astachow ging einige Male durch den Saal, dann in's Gastzimmer und

blieb bei einem der Kartentische stehen. Auf einmal fühlte er, daß Jemand von hinten seine Hand berührte; er drehte sich um — vor ihm stand Steltschinsky.

— Ich muß Sie auf ein paar Worte in's andere Zimmer bitten, wenn Sie erlauben, sagte er französisch in sehr höflichem Tone und ohne russischen Accent.

Astachow folgte ihm.

Steltschinsky blieb am Fenster stehen.

— In Gegenwart einer Dame, begann er in derselben Sprache, — durfte ich nichts Anderes sagen, als was ich gesagt habe; Sie glauben aber doch, hoffe ich, nicht, daß ich willens sei, Ihnen mein Recht auf die Mazurka mit Mademoiselle Weretjew abzutreten?

Astachow war betroffen.

— Wie so denn? fragte er.

— Nun so, erwiderte gelassen Steltschinsky, indem er die Hand in den Rock schob und die Nasenflügel blähete. — Ich will es nicht und damit genug.

Astachow steckte gleichfalls die Hand in den Busen, blies jedoch nicht die Nase auf.

— Erlauben Sie mir, mein Herr, die Bemerkung, begann er, — Sie können dadurch Mademoiselle Weretjew Unannehmlichkeiten bereiten, und ich glaube . . . .

— Mir selbst würde das sehr unangenehm sein, es hindert Sie aber Nichts, sich zurückzuziehen, sich krank zu melden und davon zu fahren . . . .

— Das werde ich nicht thun. Für wen halten Sie mich?

— In solchem Falle sehe ich mich gezwungen, Genugthuung von Ihnen zu fordern.

— Das heißt, in welchem Sinne? . . . . Genugthuung?

— Das ist ja bekannt, in welchem Sinne.

— Sie fordern mich also?

— Ganz recht, wenn Sie auf die Mazurka nicht verzichten.

Steltschinsky hatte diese Worte möglichst kaltblütig vorgebracht. Das Herz erbebte in Astachow's Brust. Er blickte seinem ungeahnten — unerwarteten Gegner in's Gesicht. „Ach, du lieber Himmel, dachte er, welch' eine Dummheit!“

— Sie machen keinen Scherz? fragte er laut.

— Es ist überhaupt nicht meine Gewohnheit, zu scherzen, entgegnete mit wichtiger Miene Steltschinsky, — am wenigsten mit Leuten, die ich nicht kenne. Sie verzichten nicht auf die Mazurka? setzte er nach einigem Schweigen hinzu.

— Nein, das thue ich nicht, erwiderte Astachow, nachdenklich geworden.

— Schön! Morgen schlagen wir uns.

— Sehr wohl.

— Morgen früh wird mein Secundant bei Ihnen sein.

Und sich höflich verneigend entfernte sich Steltschinsky, sichtbar mit sich selbst zufrieden.

Astachow blieb noch einige Augenblicke am Fenster stehen.

„Da haben wir's! — dachte er — da haben wir sie, die neue Bekanntschaft! Es war sehr nöthig, daß ich her kam! Schön! Vortrefflich!"

Endlich kam er wieder zu sich und begab sich in den Saal.

Im Saale wurde soeben eine Polka getanzt. Vor Astachow's Auge schwebten Marja und Peter Alexeitsch vorüber; bis dahin hatte er letzteren nicht bemerkt. Sie schien bleich und sogar niedergeschlagen. Darauf flatterte Nadeschda, strahlend und heiter, mit einem kleinen, krummbeinigen, aber feurigen Artilleristen vorbei; die zweite Tour tanzte sie mit Steltschinsky. Dieser warf beim Tanzen heftig mit den Haaren um sich.

— Nun, mein Bester, ließ sich plötzlich hinter Astachow Spatow's Stimme hören, — Sie machen blos den Zuschauer, tanzen selbst aber nicht? Nun, Sie werden es doch zugeben müssen, leben wir hier auch, so zu sagen, in einem abgelegenen Winkel, so ist es doch nicht ganz schlecht bei uns, wie?

„Hol' der Teufel den abgelegenen Winkel," dachte Astachow, und nachdem er Etwas als Antwort auf Spatow's Frage vor sich hingebrummt hatte, begab er sich an das andere Ende des Saales.

„Ich muß mir einen Secundanten verschaffen, — fuhr er in seinen Betrachtungen fort, — wo aber, zum Teufel, soll ich ihn finden? Weretjew kann ich nicht auffordern, Andere kenne ich nicht, ist das eine Dummheit!"

Wenn Astachow ärgerlich war, mischte er gern den Teufel ein.

In diesem Augenblick fiel Astachow's Blick auf „Klappseele“ Iwan Iljitsch, der müßig am Fenster stand.

„Wenn ich den nähme?“ dachte er, und setzte, die Achsel zuckend, fast mit lauter Stimme hinzu: „es bleibt nichts Anderes übrig.“

Astachow näherte sich ihm.

— Es hat sich soeben mit mir ein sonderbarer Vorfall ereignet, begann unser Held mit erzwungenem Lächeln, — denken Sie sich, es hat mich ein unbekannter junger Mann gefordert, ich kann unmöglich absagen, brauche einen Secundanten — würden Sie der wohl sein wollen?

Obgleich sich, wie wir wissen, Iwan Iljitsch durch unerschütterlichen Gleichmuth auszeichnete, wurde er durch einen so unerwarteten Vorschlag betroffen. Mit bedenklicher Miene blickte er Astachow an.

— Ja, wiederholte Astachow, — ich würde Ihnen sehr verbunden sein, ich bin hier mit Niemandem bekannt. Sie allein . . . .

— Ich kann nicht, äußerte, wie aus einem Traume erwachend, Iwan Iljitsch, — ich kann durchaus nicht.

— Warum das? Fürchten Sie Ungelegenheiten? Ich hoffe indessen, es bleibt Alles geheim . . . .

Als Astachow diese Worte sprach, fühlte er selbst, daß er roth und verwirrt wurde.

„Wie dumm! wie entsetzlich dumm ist das Alles!“ wiederholte er zu gleicher Zeit in Gedanken.

— Entschuldigen Sie mich, ich kann durchaus nicht, wiederholte Iwan Iljitsch mit Kopfschütteln und zog sich zurück, wobei er auch diesmal einen Stuhl umwarf.

Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er eine Bitte abschlagen mußte, diese Bitte war aber auch ganz ungewöhnlich!

— Ich ersuche Sie jedoch, fuhr Astachow, indem er ihn am Arme faßte, in demselben aufgeregten Tone fort, — sagen Sie Niemandem Etwas von dem, was Sie von mir erfahren haben, ich bitte Sie recht sehr darum.

— Das kann ich, das kann ich, entgegnete hastig Iwan Iljitsch, — das Andere aber, was Sie wollen, kann ich nicht, ist mir durchaus unmöglich.

— Schon gut, schon gut, erwiderte Astachow, — vergessen Sie aber nicht, ich rechne auf Ihre Verschwiegenheit! . . . . Morgen will ich diesem Herrn erklären, brummte er ärgerlich vor sich hin, — daß ich keinen Secundanten habe finden können, mag er selbst seine Anstalten treffen, wie er es versteht, mich geht es nichts an. Nun hat mich noch der Teufel getrieben, mich an dieses Subject zu wenden! Was blieb mir denn aber sonst übrig?

Astachow war gar nicht, durchaus nicht wohl zu Muthe.

Unterdessen dauerte der Ball fort. Astachow wäre gern auf der Stelle davon gefahren, aber vor dem Ende der Mazurka war an keine Rückfahrt zu denken. Wer hätte dem Gegner den Triumph gönnen mögen? Zu Astachow's

Unglück dirigirte die Tänze ein junger, flinker Herr mit langem Haare und eingefallener Brust, über welche sich, einem kleinen Wasserfalle ähnlich, eine schwarze Atlas-Halsbinde mit großer, durchgesteckter, goldener Busennadel herabschlängelte. Dieser junge Mann galt in dem ganzen Gouvernement für den perfectesten Kenner aller Feinheiten der Sitten und Gesetze der höheren Welt, obgleich er in Petersburg nur sechs Monate zugebracht hatte, und es ihm in keine höheren Kreise, als den des Collegienrathes Sandaracki und den von dessen Schwager, des Staatsrathes Kostandaracki einzudringen gelungen war. Auf allen Bällen dirigirte er die Tänze, gab durch Klatschen mit den Händen den Musikanten Zeichen, ließ im Trompetengeschmetter und Geigengekreische seine Stimme erschallen: »En avant deux!« oder »Grande chaîne!« oder »à vous, mademoiselle!« und flog beständig im Saale umher, ungestüm gleitend und scharrend, bleich und mit Schweiß bedeckt. Die Mazurka ließ er niemals vor Mitternacht beginnen. „Und das ist noch eine Vergünstigung, sagte er, in Petersburg würde ich Euch bis zwei Uhr Morgens hinhalten.“ Für Astachow wollte dieser Ball kein Ende nehmen. Wie ein Schatten wandelte er aus dem Saale in's Gastzimmer, von Zeit zu Zeit tauschte er kühle Blicke mit seinem Gegner, der keinen Tanz vorübergehen ließ und auch Marja zu einer Quadrille engagirte; doch war dieselbe bereits versagt; — auch sprach Astachow ein paar Worte mit dem zuvorkommenden Hausherrn, dem der Ausdruck von Langeweile, die im Gesichte des neuen Gastes zu lesen

war, Sorge zu machen schien. Endlich erschallten die Töne der ersehnten Mazurka. Astachow suchte seine Dame auf, holte zwei Stühle herbei und setzte sich mit ihr in die letzte Reihe der Tänzer, Steltschinsky fast gegenüber.

Der Herr des ersten Paares war, wie zu erwarten stand, der junge Tanzvorsteher. Mit welchem Gesichte er die Mazurka eröffnete, und wie er dann seine Dame mit sich fortriß, dabei mit den Absätzen aneinanderstieß und den Kopf zurückwarf — Alles dies kann kaum eine menschliche Feder beschreiben.

— Sie scheinen sich zu langweilen, Monsieur Astachow? begann Nadeschda, sich plötzlich an Astachow wendend.

— Ich? Nicht im Geringsten. Warum glauben Sie das?

— Nun, dem Ausdrucke Ihres Gesichtes nach .... Seit Sie angekommen sind, haben Sie nicht ein einziges Mal gelächelt. Das hatte ich von Ihnen nicht erwartet. Ihnen, dem positiven Herrn, ziemt es nicht, scheu zu thun und finster zu sein à la Byron. Ueberlassen Sie das den Poeten.

— Ich bemerke, Nadeschda Alexejewna, Sie geben mir oft die Benennung eines positiven Menschen, gleichsam zum Spott. Sie halten mich gewiß für ein recht kaltes und bedächtiges Geschöpf, ganz unfähig irgend eines .... Wissen Sie aber auch, was ich Ihnen sagen könnte: einem positiven Menschen ist es zuweilen nicht leicht um's Herz, er hält es jedoch nicht für nöthig, Anderen mitzutheilen,

was in seinem Innern vorgeht; er zieht es vor, zu schweigen.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte Nadeschda mit einem prüfenden Blick auf ihn.

— Nichts, entgegnete Astachow mit verstellter Gleichgiltigkeit und nahm eine geheimnißvolle Miene an.

— Sie haben Etwas.

— Wirklich Nichts .... Sie werden schon davon hören, später.

Nadeschda wollte zwar ihre Forschungen weiter fortsetzen, doch in demselben Augenblicke führte ihr des Hausherrn Tochter Steltschinsky und einen anderen Cavalier mit blauer Brille zu.

— Leben oder Tod? fragte sie das Fräulein französisch.

— Leben, rief Nadeschda, — ich mag nicht den Tod.

Steltschinsky verbeugte sich; sie entschwand mit ihm.

Der Herr mit der blauen Brille führte des Hausherrn Tochter zum Tanz. Die beiden Worte hatte Steltschinsky erdacht.

— Sagen Sie doch, ich bitte, wer ist dieser Herr Steltschinsky? fragte Astachow Nadeschda, sobald dieselbe auf ihren Platz zurückgekehrt war.

— Er steht beim Gouverneur in Diensten, ein sehr liebenswürdiger junger Mann. Nicht aus dieser Gegend. Etwas geckenhaft, das liegt aber nun einmal ihnen Allen im Blute. Ich hoffe doch, Sie haben mit ihm keinerlei Erörtungen in Betreff der Mazurka gehabt?

— Durchaus keine, ich versichere Ihnen, erwiderte Astachow mit leichtem Stocken.

— Ich bin überaus vergeßlich! Sie können sich's gar nicht vorstellen!

— Ich muß mir zu ihrer Vergeßlichkeit Glück wünschen, sie hat mir heute das Vergnügen verschafft, mit Ihnen zu tanzen.

Nadeschda blickte ihn mit leicht zusammengekniffenen Augen an.

— Wirklich? Es macht Ihnen Vergnügen, mit mir zu tanzen?

Astachow antwortete mit einem Compliment. Allmählich wurde er gesprächiger. Nadeschda war immer sehr liebenswürdig, an diesem Abende aber besonders; Astachow fand sie reizend. Der Gedanke an das bevorstehende Duell hatte seine Nerven aufgeregt und verlieh seinen Reden Leben und Feuer; unter dem Einflusse desselben erlaubte er sich einige kleine Uebertreibungen im Ausdrucke seiner Gefühle .... „Was schadet's auch!“ dachte er. In Allem, was er sprach, in den niedergehaltenen Seufzern, dem plötzlich sich umwölkenden Blicke, schimmerte etwas Geheimnißvolles, unbewußt Trauriges, graziös Hoffnungsloses hindurch. Endlich hatte er sich in seinen Reden so weit verstiegen, daß er bereits von Liebe, von Weibern zu schwatzen begann, von seiner Zukunft, was nach seinen Begriffen das Glück begründe und welche Anforderungen er an das Schicksal stelle .... Seine Rede

war allegorisch, metaphorisch. Am Vorabende eines möglichen Todes coquettirte Astachow mit Nadeschda.

Sie hörte ihm aufmerksam zu, belächelte Einiges, schüttelte zu Anderem den Kopf, machte ihm Einwürfe und stellte sich zweifelnd. Die Unterhaltung, oft unterbrochen durch herankommende Herren und Damen, nahm zuletzt eine etwas sonderbare Wendung . . . . Astachow begann Nadeschda über sie selbst auszuforschen, sie über ihren Charakter, ihre Neigungen zu befragen . . . . Anfangs antwortete sie scherzend, dann richtete sie auf einmal, ganz unerwartet für Astachow, die Frage an ihn, wann er abreisen werde?

— Wohin? fragte er befremdet.

— Nach Hause.

— Nach Ssassowo?

— Nein, nach Hause, nach Ihrem Gute, hundert Werst von hier.

Astachow senkte den Blick zu Boden.

— Ich wünschte, ich könnte es recht bald, äußerte er mit sorgenvoller Miene. — Ich denke morgen . . . . wenn ich am Leben bleibe. Ich habe ja Geschäfte! Warum aber ist es Ihnen beigefallen, mich darum zu befragen?

— So! erwiderte Nadeschda.

— Sie hatten aber doch einen Grund?

— So! wiederholte sie. — Ich erstaune über einen Menschen, der morgen abreisen will und heute meinen Charakter kennen zu lernen wünscht . . . .

— Erlauben Sie aber . . . wandte Astachow ein . . .

— Ach, à propos . . . . lesen Sie doch das, unterbrach sie ihn lachend, indem sie ihm eine Confectdevise, die sie soeben von einem nahestehenden Tischchen genommen hatte, übergab, erhob sich dann selbst und ging Marja entgegen, die ihr eine andere Dame zuführte.

Marja hatte mit Peter Alexeitsch getanzt. Ihr Gesicht war geröthet, aber nicht heiterer als sonst.

Astachow warf einen Blick auf das Billet, — es stand darauf in schlechten französischen Lettern gedruckt:

Qui me néglige, me perd.

Er erhob den Blick und begegnete dem Steltschinsky's, der fest auf ihn gerichtet war. Astachow lächelte gezwungen, stützte sich auf die Rücklehne des Stuhles und schlug ein Bein über das andere.

— Das ist für Dich!

Der feurige Artillerist stürmte mit Nadeschda heran, beschrieb mit ihr gewandt einen Kreis vor dem Stuhle, verneigte sich, ließ seine Sporen erklirren und verschwand. Sie setzte sich.

— Darf ich wohl fragen, begann langsam Astachow, wie ich dieses Billet verstehen soll?

— Was stand denn auf demselben? fragte Nadeschda. — Ach ja! Qui me néglige, me perd. Nun! das ist eine vortreffliche Lebensregel, die man jeden Augenblick gebrauchen kann. Um in irgend Etwas Erfolg zu haben, soll man Nichts außer Acht lassen . . . . Man muß Alles zu erlangen suchen: Etwas fällt dabei doch möglicher-

weise ab. Ich muß aber über mich lachen, ich . . . ich setze Ihnen, dem praktischen Manne, die Regeln der Lebensweisheit auseinander . . . .

Nadeschda lachte und vergebens bemühte sich Astachow, vor dem Ende der Mazurka das frühere Gespräch wieder anzuknüpfen. Nadeschda vermied ein solches mit der Eigenwilligkeit eines launenhaften Kindes. Astachow erzählte ihr von seinen Gefühlen, sie hingegen antwortete nichts, oder lenkte seine Aufmerksamkeit auf den Anzug der Damen, auf die komischen Gesichter einiger Herren, auf die Gewandtheit, mit welcher ihr Bruder tanzte, auf Marja's Reize, sprach von Musik, vom gestrigen Tage, von Jegor Kapitonitsch und dessen Gemahlin Matröna Markowna . . . und nur ganz zum Schlusse der Mazurka, als Astachow bereits Abschied von ihr nehmen wollte, warf sie mit einem ironischen Lächeln auf den Lippen und im Blicke die Worte hin:

— Sie reisen also morgen unfehlbar?

— Ja; und vielleicht sehr weit weg von hier, erwiderte Astachow bedeutungsvoll.

— Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise.

Und rasch eilte Nadeschda auf ihren Bruder zu, flüsterte ihm schelmisch Etwas in's Ohr und fragte dann laut:

— Bist mir dankbar? Wie? nicht wahr? sonst würde er sie zur Mazurka engagirt haben.

Er zuckte die Achseln und sagte:

— Es wird aber doch nichts daraus werden . . . .

Sie zog ihn mit sich fort in's Gastzimmer.

„Eine Coquette!" dachte Astachow, ergriff seinen Hut und schlüpfte unbemerkt zum Saale hinaus, suchte seinen Diener auf, dem er schon vorher befohlen hatte, seiner gewärtig zu sein, und wollte bereits seinen Paletot anlegen, als ihm der Diener zu seinem größten Erstaunen meldete, er könne unmöglich fort, da der Kutscher, man wisse nicht wie, sich betrunken habe und auf keinerlei Weise zu erwecken sei. Nachdem er auf den Kutscher ungemein lakonisch, aber energisch geschimpft hatte, (das geschah im Vorzimmer vor unbetheiligten Zeugen) und dem Diener erklärt hatte, daß, wenn der Kutscher morgen mit dem Früheſten nicht wieder in correctem Zustande sei, Niemand in der Welt im Stande sein solle, sich einen Begriff davon zu machen, was aus Allem herauskommen werde, kehrte Astachow in den Saal zurück und bat den Haushofmeister, er möchte ihm ein Zimmerchen zurecht machen, bevor man das Abendessen, zu welchem im Gastzimmer bereits Vorbereitungen getroffen wurden, auftrüge. Auf einmal war der Herr vom Hause hart an Astachow's Ellbogen wie aus dem Boden hervorgeschossen (Gawrila Stepanitsch trug keine Absätze an seinen Stiefeln und bewegte sich daher ganz ohne Geräusch), und bemühete sich, ihn aufzuhalten, indem er Astachow versicherte, es gäbe zum Abendessen ganz vorzüglichen Kaviar. Astachow entschuldigte sich aber mit Kopfweh. Eine halbe Stunde später lag er bereits auf einem kleinen Bettchen unter einer kurzen Decke und that sein Möglichstes, um einzuschlafen.

Aber der Schlaf floh ihn. Wie er sich auch von einer

Seite auf die andere wälzen und sich bemühen mochte, an Nichts zu denken, das Bild Steltschinsky's drängte sich ihm beständig auf .... Da zielt er schon .... da drückt er ab .... „Astachow erschossen", sagt Jemand. Astachow konnte man gerade nicht tapfer nennen, feige war er aber auch nicht; es war ihm jedoch nie der Gedanke an ein Duell, mit wem es auch wäre, in den Sinn gekommen .... Sich schlagen! er mit seiner Bedachtsamkeit, seinen friedfertigen Neigungen, seiner Achtung vor Anstand, seinen Träumen von künftigem Wohlsein und vortheilhafter Partie! Wäre nicht seine eigene Person dabei im Spiele gewesen, er würde gelacht haben, so albern und lächerlich kam ihm diese ganze Geschichte vor. Sich schlagen! mit wem und wofür?!

— Hol's der Teufel! Dieser Unsinn! rief er unwillkürlich laut. — Doch, wenn er mich nun aber wirklich tödtet, fuhr er in seiner Selbstbetrachtung fort, — ich muß doch meine Verfügungen treffen, Maßregeln ergreifen .... Wer wird wohl über mich trauern?

Und ärgerlich schloß er die weitgeöffneten Augen, zog die Decke bis an das Kinn hinauf .... konnte aber dennoch nicht einschlafen ....

Schon zeigte sich das Morgenroth am Himmel, und ermüdet von fieberhafter Schlaflosigkeit war Astachow eben im Begriff einzuschlummern, als er auf einmal etwas Schweres auf seinen Füßen spürte. Er schlug die Augen auf ... Auf seinem Bette saß Weretjew.

Astachow war im höchsten Grade erstaunt und um so

mehr noch, als er gewahr wurde, daß Weretjew ohne Rock war, daß dessen nackte Brust unter dem aufgeknöpften Hemde hervorsah, das Haar ihm über die Stirn herabhing und sein Gesicht verändert schien.

Astachow erhob sich auf seinem Lager . . . .

— Darf ich wohl fragen . . . . begann er, die Hände ausstreckend . . . .

— Ich bin zu Ihnen gekommen . . . . ließ Weretjew mit heiserer Stimme hören, — entschuldigen Sie diesen Aufzug . . . . Wir haben dort ein wenig getrunken . . . Es war mein Wunsch, Sie zu beruhigen. Ich sagte zu mir: dort liegt ein Gentleman, der gewiß nicht schlafen kann. — Wir wollen ihm helfen. — Lassen Sie sich's gesagt sein: Sie werden sich morgen nicht schlagen und können also schlafen . . . .

Astachow's Erstaunen wuchs.

— Was haben Sie da gesagt? brummte er vor sich hin.

— Ja; es ist Alles beigelegt, fuhr Weretjew fort, — jener Herr von den Ufern der Weichsel . . . . Steltschinsky . . . . läßt sich bei Ihnen entschuldigen . . . . morgen sollen Sie einen Brief bekommen . . . . Ich wiederhole Ihnen, — es ist Alles beigelegt . . . . Schnarchen Sie wohl!

Nach diesen Worten stand Weretjew auf und ging unsicheren Schrittes der Thüre zu.

— Erlauben Sie aber, erlauben Sie, begann Astachow, — wie haben Sie erfahren können und wodurch beweisen Sie mir . . . .

Weretjew sah ihn an.

— Ach! Sie glauben, weil ich . . . ein wenig . . . (und er schwankte etwas nach vorn über) . . . Sie haben es ja gehört . . . morgen wird er Ihnen einen Brief schicken . . . . Sie erregen in mir keine besondere Sympathie, Großmuth ist aber nun einmal meine schwache Seite. Und wozu denn noch das Gerede . . . . Das ist ja Alles nur Unsinn . . . . Gestehen Sie aber, setzte er, mit einem Auge blinzelnd, hinzu, — Sie haben doch so Etwas wie Furcht gehabt, nicht?

Astachow wurde ungehalten.

— Mit Erlaubniß, mein Herr, am Ende . . . . äußerte er.

— Nun, schon gut, schon gut, unterbrach ihn Weretjew mit gutmüthigem Lächeln. — Erhitzen Sie sich nicht. Sie wissen es noch nicht: ohne Dergleichen läuft bei uns kein Ball ab . . . . Das ist nun schon so hergebracht. Es hat das aber niemals Etwas zur Folge. Wer macht sich denn wohl ein Vergnügen daraus, seine Stirn hinzuhalten? Nun, und was liegt denn weiter daran, ein wenig den Raufbold zu spielen, was? Und vor einem Neuangekommenen noch dazu? In vino veritas. Uebrigens verstehen wir ja Beide, weder Sie noch ich, Latein. Ich sehe indessen an Ihrem Aeußern, daß Sie schlafen möchten. Ich wünsche Ihnen eine ruhige Nacht, mein positiver Herr und wohlgesinnter Erdensohn. Empfangen Sie diesen Wunsch von einem anderen Erdensohne, der selbst keinen kupfernen Groschen werth ist. Addio, mio caro!

Und Weretjew ging hinaus.

— Was zum Teufel ist denn das aber! rief Astachow einige Augenblicke darauf und schlug mit der Faust auf sein Kissen, — da hört aber auch Alles auf! . . . Das bedarf einer Erklärung! Das darf ich nicht so hingehen lassen!

Trotzdem lag er fünf Minuten darauf in sanftem und festem Schlafe. Das Herz war ihm leichter geworden . . . Eine überstandene Gefahr erfüllt die Seele mit Freude und stimmt den Geist zur Milde.

Folgendes war dem unerwarteten nächtlichen Zusammentreffen Weretjew's mit Astachow vorhergegangen:

Es lebte in Gawrila Stepanitsch's Hause ein entfernter Neffe desselben, der im unteren Stocke eine leere Wohnung bezogen hatte. Wenn es Bälle gab, kamen die jungen Leute zwischen den Tänzen zu ihm herunter, um in der Eile etwas Schukow*) zu rauchen, und nach dem Abendessen pflegten sie sich daselbst zu freundschaftlichen Zechgelagen zu versammeln. An jenem Abende hatten sich bei ihm ziemlich viele Gäste eingefunden. Steltschinsky und Weretjew waren auch unter ihnen; Iwan Iljitsch Klappseele war gleichfalls den Anderen gefolgt. Es ward ein Punsch gebraut. Obgleich Iwan Iljitsch Astachow versprochen hatte, Niemandem ein Wort von dem bevorstehenden Duell zu sagen, hielt „Klappseele" es doch nicht aus, als ihn Weretjew zufällig fragte, was er denn mit jenem Sauertopfe (anders nannte Weretjew Astachow nicht),

*) Allgemein beliebter Rauchtabak, nach dessen Erfinder so benannt.

gesprochen habe, und erzählte ihm Wort für Wort das ganze Gespräch wieder, das er mit Astachow gehabt hatte.

Weretjew lachte auf, wurde aber doch bedenklich.

— Und mit wem schlägt er sich? fragte er.

— Ja, das kann ich nicht sagen, entgegnete Iwan Iljitsch.

— Sie wissen vielleicht, mit wem er gesprochen hat?

— Mit vielen .... Mit Jegor Kapitonitsch. Ob er sich wohl mit dem schlagen soll?

Weretjew ließ Iwan Iljitsch stehen.

Es wurde also Punsch bereitet und das Trinken begann. Weretjew hatte den Vorsitz; heiter und flott, war er immer obenan, wenn junge Leute zusammen kamen. Er warf Rock und Halsbinde ab. Man bat ihn, Etwas zu singen, er nahm die Guitarre und sang einige Lieder. Die Köpfe erhitzten sich allmählich; man begann Toaste auszubringen. Steltschinsky sprang plötzlich, ganz roth im Gesichte, auf den Tisch, hielt sein Glas hoch über den Kopf empor und rief mit lauter Stimme:

— Auf das Wohl .... ich weiß schon, auf wessen, ergänzte er rasch, trank das Glas aus und zerschlug es dann an der Diele mit den Worten: — ebenso möge morgen mein Feind in Stücke zerschmettert werden!

Weretjew, der ihn schon lange beobachtet hatte, hob plötzlich den Kopf empor ....

— Steltschinsky, sagte er, — zuerst steige vom Tisch herunter, es schickt sich nicht; und dann hast Du auch ab-

scheuliche Stiefel. Und zweitens komm einmal her, ich will Dir Etwas mittheilen.

Er führte ihn auf die Seite.

— Höre, mein Lieber, Du willst Dich, wie ich erfahre, morgen mit jenem Gentleman aus Petersburg schlagen?

Steltschinsky schrak zusammen.

— Wie . . . . wer hat Dir das gesagt?

— Ich sage Dir's. Und ich weiß auch, für wen Du Dich schlägst.

— Nun? Das wäre doch interessant zu hören.

— Ach, Du Talleyrand, Du! Versteht sich, für meine Schwester! Nu, nu, spiele nicht den Erstaunten. Das giebt Dir einen Gänserichsausdruck. Ich kann zwar mir nicht zusammenreimen, wie es zwischen Euch dazu gekommen ist, genug, es hat seine Richtigkeit damit. Höre doch auf, mein Lieber, fuhr Weretjew fort, — die Verstellung nützt Dir zu Nichts! Ich weiß es ja, Du machst ihr schon längst den Hof.

— Das beweist ja aber noch nicht . . . .

— Höre auf, ich bitte Dich. Jetzt gieb Acht, was ich Dir sagen will. Dieses Duell werde ich unter keiner Bedingung zulassen. Verstanden? Von dieser ganzen Dummheit würde nur meine Schwester zu leiden haben. Nimm mir's nicht übel: so lange ich lebe . . . . werde ich es nicht zugeben. Wir Beide, Du und ich, mögen zu Grunde gehen — und das steht uns auch bevor; sie aber soll leben, soll lange und glücklich leben. Ja, ich schwöre Dir, setzte er mit plötzlicher Begeisterung hinzu, — ich

wäre im Stande, Jeden, sogar Diejenigen, welche bereit wären, Alles für mich aufzuopfern, im Stiche zu lassen, werde aber nimmermehr erlauben, daß ihr ein Härchen gekrümmt wird.

Steltschinsky lachte gezwungen auf.

— Du bist betrunken, mein Bester, und faselst .... weiter Nichts.

— Und Du bist es etwa nicht, wie? Ob ich nun betrunken bin, oder nicht, das ist ganz gleich. Was ich Dir aber sage, hat seine Richtigkeit. Schlagen wirst Du Dich nicht mit jenem Herrn, dafür stehe ich Dir. Es war wirklich sehr nöthig, mit ihm anzubinden! Wohl aus Eifersucht, wie? Es muß doch wahr sein, wenn es heißt, Verliebte wären dumm! Und dann hat sie mit ihm auch nur darum getanzt, damit es ihm nicht etwa einfiele .... Doch, das gehört nicht hieher. Kurz, aus dem Duell wird Nichts!

— Hm! ich möchte doch sehen, wie Du mich daran verhindern könntest?

— Wie? ganz einfach, giebst Du mir nicht sogleich Dein Wort, auf das Duell zu verzichten, so schlage ich mich selbst mit Dir.

— Möglich?

— Mein Lieber, zweifle nicht daran. Ich will Dir, mein Herzblatt, stehenden Fußes in Gegenwart Aller auf die allerphantastischste Weise eine Beleidigung zufügen, und dann, meinetwegen, über das Tuch. Ich glaube aber, das

wird Dir aus mehr als einem Grunde unangenehm sein, was meinst Du?

Steltschinsky entbrannte in Wuth, er begann zu versichern, das hieße so viel, als: man wolle ihm bange machen, er werde Niemandem erlauben, sich in seine Angelegenheiten zu mengen, er werde sich an Nichts kehren .... und endigte damit, daß er nachgab und jeglichem Attentat auf das Leben Astachow's entsagte. Weretjew schloß ihn in seine Arme, und es war keine halbe Stunde vergangen, da hatten beide bereits wohl zum zehnten Male Arm in Arm Brüderschaft getrunken .... Der jugendliche Tanzvorsteher hatte auch Brüderschaft mit ihnen getrunken und anfangs gleichen Schritt mit ihnen gehalten, war aber zuletzt ganz schuldlos eingeschlafen und blieb in völlig bewußtlosem Zustande längere Zeit auf dem Rücken liegen ... Der Ausdruck seines winzigen, bleichen Gesichtchens war ergötzlich und jämmerlich zugleich anzusehen .... Lieber Himmel! was würden die Damen der großen Welt, seine Bekannten dazu sagen, wenn sie ihn in solcher Entwürdigung sähen! Doch, zu seinem Glücke war er mit keiner Dame von Welt bekannt.

Iwan Iljitsch zeichnete sich gleichfalls in jener Nacht aus. Zuerst erregte er das Erstaunen der Gäste, als er plötzlich zu singen begann: „Es lebte auf seinem Gute, vor Zeiten ein Baron."

— Kernbeißer! Kernbeißer singt! riefen Alle, — wann ist es schon einmal vorgekommen, daß Kernbeißer bei Nacht gesungen hätte!

— Als ob ich nur ein Lied kennte, erwiderte der von Wein erhitzte Kernbeißer, — ich kenne noch Andere.

— Nun, nun, so laß' uns Deine Künste hören!

Iwan Iljitsch schwieg einen Augenblick und stimmte darauf plötzlich mit Baßstimme an: „Krambambuli, Vermächtniß unserer Väter", aber so ungeschickt und eigenthümlich, daß sofort ein allgemeines Gelächter seine Stimme übertönte und ihn zum Schweigen zwang.

Als sich Alle getrennt hatten, war Weretjew zu Astachow gegangen und es hatte dann zwischen ihnen jenes kurze, bereits oben erwähnte Gespräch stattgefunden.

Am folgenden Tage fuhr Astachow sehr früh nach Hause, nach Ssassowo. Den ganzen Morgen befand er sich in Aufregung, einen angereisten Hausirer hätte er beinahe für einen Secundanten angesehen und er fand seine Ruhe erst wieder, als ihm sein Diener den Brief von Steltschinsky brachte. Astachow las denselben einige Male durch. — Der Brief war sehr geschickt abgefaßt . . . Der Anfang lautete: la nuit porte conseil, Monsieur. — Steltschinsky brachte keine Entschuldigungen vor, da er, seiner Ansicht nach, seinen Gegner durch nichts beleidigt hatte; gab übrigens zu, er wäre am Abend vorher etwas zu hitzig gewesen, und schloß mit der Erklärung, er stehe ganz zu Herrn Astachow's Verfügung (à la disposition de Monsieur Astakhof); fordere jedoch, was ihn betreffe, keinerlei Genugthuung mehr. Nachdem nun Astachow eine recht höfliche und dabei fast an's Scherzhafte streifende, jedoch würdevolle und nicht im Geringsten prahlerische Antwort

zusammengesetzt und abgefertigt hatte, setzte er sich an den Tisch, rieb wohlgefällig die Hände, aß mit großem Appetite und machte sich sogleich nach dem Essen auf den Weg nach Hause, ohne vorher unterlegte Pferde vorausgeschickt zu haben. Der Weg, den er genommen hatte, führte vier Werst von Ipatow's Gute vorbei .... Astachow warf einen Blick nach jener Richtung ....

— Lebe wohl, stiller Winkel! sagte er lächelnd.

Die Gestalten Nadeschda's und Marja's tauchten für einen Augenblick in seiner Vorstellung auf; er schwenkte die Hand, wandte sich ab und schlummerte ein.

VI.

Ueber drei Monate waren vergangen. Der Herbst war schon längst herangekommen; die Wälder entblößten sich ihres gelben Laubes, die Kohlmeisen kamen angeflogen, und der sichere Vorbote des Winters, der Wind, ließ sein Heulen und Pfeifen ertönen. Noch waren keine anhaltenden Regengüsse gefallen und der Boden auf den Wegen war noch nicht erweicht. Diese Zeit noch benützend, begab sich Astachow, um einige Geschäfte in Ordnung zu bringen, nach der Gouvernementsstadt. Der Morgen verging mit Hin- und Herfahrten, Abends begab er sich in den Club. In dem großen, düstern Saale des Clubhauses traf er einige Bekannte, unter Anderen einen alten Rittmeister a. D. Namens Flitsch, einen allbekannten Praktikus, Witzbold, Kartenschläger und Klätscher. Astachow ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

— Ach, à propos, rief plötzlich der Rittmeister a. D., — vor ein paar Tagen reiste hier eine Ihnen bekannte Dame durch, sie läßt sie grüßen.

— Wer war diese Dame?

— Madame Steltschinsky.

— Ich kenne keine Dame dieses Namens.

— Sie haben dieselbe gekannt, als sie noch Fräulein war .... Eine geborene Weretjew .... Nadeschda Alexejewna. Ihr Mann stand im Dienste bei unserem Gouverneur. Sie müssen ihn, dächte ich, auch kennen ... Ein lebhafter Bursche, mit Schnurrbärtchen .... Hat einen guten Griff gethan, sie hat Vermögen.

— So, äußerte Astachow, — ihn hat sie also geheirathet? .... Hm! und wohin sind sie denn gereist?

— Nach Petersburg. Sie befahl auch, Ihnen ein gewisses Confectbillet in's Gedächtniß zu rufen .... Was für ein Billet war denn das, mit Erlaubniß zu fragen?

Und der alte Klätscher streckte dabei seine spitze Nase vor.

— Ich erinnere mich dessen nicht mehr, wahrhaftig! Gewiß ein Scherz, erwiderte Astachow. — Und wo ist denn jetzt ihr Bruder? wenn ich fragen darf.

— Peter! Oh, mit dem steht es schlecht.

Herr Flitsch hob die kleinen Fuchsaugen in die Höhe und stieß einen Seufzer aus.

— Was ist es mit ihm? fragte Astachow.

— Hat sich dem Trunke ergeben! Ein verlorener Mensch.

— Wo ist er denn jetzt?

— Weiß Niemand zu sagen. Er muß irgendwohin fortgezogen sein, das Wahrscheinlichste wird sein, daß er den Zigeunerinnen nachgelaufen ist. Im Gouvernement weilt er nicht, dafür stehe ich Ihnen.

— Und der alte Ispatow, ist noch immer wo er war?

— Michail Nikolaitsch? der närrische Kauz? Der ist immer noch dort.

— Und Alles im Hause . . . . wie vor Zeiten?

— Gewiß, gewiß. Hören Sie, das wäre doch eine Partie für Sie, die Schwägerin? Nein, das ist kein Frauenzimmer, ein wahres Monument ist die, wahrhaftig. Ha, ha! Es war auch schon bei uns die Rede davon . . . . warum denn wohl . . . .

— So, so; äußerte mit den Augen blinzelnd Astachow.

In diesem Augenblick wurde Flitsch zu einer Kartenpartie aufgefordert und das Gespräch hatte ein Ende.

Astachow's Absicht war, bald nach Hause zurückzukehren. Er bekam jedoch plötzlich durch einen Boten die Nachricht vom Dorfältesten, es wären in Ssassowo sechs Bauernhöfe abgebrannt; und da beschloß er nun, selbst hinzufahren. Von der Gouvernementsstadt bis Ssassowo waren es ungefähr sechzig Werst. Astachow langte gegen Abend in dem kleinen, dem Leser schon bekannten Nebengebäude an, be-

schied sogleich den Aeltesten und den Dorfschreiber zu sich, machte ihnen heftige Vorwürfe, besichtigte am nächsten Morgen die Brandstätte, traf angemessene Verfügungen und Nachmittags, nach einigem Schwanken, fuhr er zu Ipatow zum Besuch. Er wäre wohl zu Hause geblieben, wenn er nicht Nadeschda's Abreise von Flitsch erfahren hätte, er hätte sie nicht gern nochmals wiedergesehen; doch einem Zusammentreffen mit Marja war er nicht abgeneigt.

Ganz wie bei seinem ersten Besuche traf Astachow auch diesmal Ipatow mit „Klappseele" am Damenbrette. Der Alte war sehr erfreut, ihn zu sehen, doch glaubte Astachow zu bemerken, daß das Gesicht Ipatow's besorgt und die Unterhaltung nicht so ungezwungen und herzlich wie früher war.

Mit Iwan Iljitsch tauschte Astachow schweigend einen Blick. Beiden kam dieses Zusammentreffen nicht ganz gelegen, doch sie beruhigten sich bald.

— Befinden sich alle die Ihrigen wohl? fragte Astachow, indem er Platz nahm.

— Alle gesund, Gott sei gelobt, danke verbindlichst, erwiderte Ipatow. — Nur Marja Pawlowna ist nicht ganz . . . . hält sich meistens in ihrem Zimmer auf.

— Erkältung?

— Nein . . . . das nicht. Zum Thee wird sie herunterkommen.

— Und Jegor Kapitonitsch? wie geht es ihm?

— Ach! Jegor Kapitonitsch ist ganz dem Grame verfallen. Er hat seine Frau verloren.

— Nicht möglich!

— In vierundzwanzig Stunden war es aus mit ihr, sie starb an der Cholera. Sie würden ihn jetzt nicht wiedererkennen, ganz verändert. „Ohne Matröna Markowna ist mir das Leben, sagt er, eine Last. Das bringt mir den Tod, sagt er, und ich dankte Gott dafür, sagt er; ich will nicht mehr leben," sagt er. Ganz verloren, der arme Mensch.

— Ach, mein Gott, das ist doch ein Unglück! rief Astachow aus. — Der arme Jegor Kapitonitsch!

Alle schwiegen.

— Ihre Nachbarin hat, wie ich gehört, geheirathet, sagte Astachow mit leichtem Erröthen.

— Nadeschda Alexejewna? Ja, sie ist verheirathet.

Ispatow warf einen Seitenblick auf Astachow.

— Jawohl, jawohl, verheirathet und bereits fortgereist.

— Nach Petersburg?

— Nach St. Petersburg.

— Marja Pawlowna, denke ich, vermißt sie wohl? Sie war mit ihr, dünkt mich, sehr befreundet?

— Freilich vermißt sie dieselbe. Wie sollte sie nicht? Uebrigens, was Freundschaft betrifft, will ich Ihnen sagen, da taugt die der Mädchen noch weniger, als die der Männer. So lange sie beisammen sind, geht es noch; nachher — aus den Augen, aus dem Sinn.

— Sie glauben?

— Ja, wahrhaftig, so ist es. Nun zum Beispiel Nadeschda Alexejewna. Seit sie fort ist, hat sie uns nicht einen einzigen Brief geschrieben, und wie hatte sie es versprochen, ja mit Schwüren betheuert. Freilich hat sie jetzt an andere Dinge zu denken.

— Ist sie schon lange fort?

— Ja, sechs Wochen mögen es schon sein. Gleich am folgenden Tage nach der Hochzeit sind sie auf und davon gefahren, nach ausländischer Sitte.

— Man sagt, der Bruder sei auch nicht mehr hier? äußerte Astachow einen Augenblick darauf.

— Ja, der ist auch nicht mehr hier. Diese Leute sind an großstädtisches Leben gewöhnt; wie könnten die es lange auf dem Lande aushalten!

— Und es weiß Niemand, wohin er gegangen ist?

— Nein.

— Hat sich umhergetrieben und sich davon gemacht, bemerkte Iwan Iljitsch.

— Hat sich umhergetrieben und sich davon gemacht, wiederholte Ipatow. — Nun, und Sie, Wladimir Sergeïtsch, was haben Sie Gutes gethan? fragte er, sich auf dem Stuhle umdrehend.

Astachow begann nun von sich zu erzählen, Ipatow hörte ihm lange zu und rief endlich:

— Wo bleibt denn aber Mascha? Iwan Iljitsch, Du solltest sie doch rufen.

Iwan Iljitsch verließ das Zimmer und meldete, als er zurückgekehrt war, Marja werde sogleich kommen.

— Was fehlt ihr, hat sie Kopfschmerz? fragte Ipatow halblaut.

— Kopfschmerz, erwiderte Iwan Iljitsch.

Die Thür ging auf und Marja trat herein. Astachow erhob sich, grüßte und konnte vor Erstaunen kein Worte hervorbringen, so sehr hatte sich Marja, seit er sie zum letzten Male gesehen, verändert! Das Roth war von ihren mageren Wangen verschwunden; breite dunkele Kreise hatten sich um ihre Augen gezogen; die Lippen waren schmerzhaft zusammengepreßt, ihr ganzes, regungsloses und düsteres Gesicht schien wie versteinert.

Sie erhob den Blick, es war kein Glanz in demselben.

— Wie fühlst Du Dich? fragte sie Ipatow.

— Gesund, erwiderte sie und setzte sich an den Tisch, auf welchem der Samowar bereits zischte.

Astachow langweilte sich sehr an diesem Abende. Auch die Uebrigen waren nicht aufgelegt. Das Gespräch nahm beständig eine trübe Wendung.

— Was für Töne der dort ausstößt! sagte unter Anderem Ipatow, dem Heulen des Windes zuhörend. Der Sommer ist längst vorüber; auch der Herbst geht zu Ende und der Winter steht vor der Thür. Wieder wird es rund umher Schneehaufen geben. Wenn doch recht bald Schnee fiele! Man wird sonst ganz schwermüthig, wenn man den Garten betritt . . . . Wie eine Ruine sieht es dort aus.

Man hört nur das Knarren der Aeste .... Ja, die schönen Tage sind vergangen!

— Vergangen, gab Iwan Iljitsch zurück.

Schweigend blickte Marja zum Fenster hinaus.

— Wenn es Gott gefällt, kehren sie wieder, bemerkte Ipatow.

Es stimmte ihm Niemand bei.

— Erinnern Sie sich, was für schöne Lieder hier damals gesungen wurden? sagte Astachow.

— Nicht das allein! entgegnete der Alte mit einem Seufzer.

— Sie könnten aber .... fuhr Astachow zu Marja fort, — Sie haben eine so schöne Stimme ...

Sie gab ihm keine Antwort.

— Und wie geht es Ihrer Frau Mutter? fragte Astachow Ipatow; er wußte nicht mehr, wovon er sprechen sollte.

— Gott sei gedankt, sie erträgt das Leben bei ihren Gebrechen so gut es geht. Sie ist selbst heute noch im Wägelchen umhergefahren. Sie gleicht, will ich Ihnen sagen, einem geknickten Baume: knick! knack! er steht immer noch da, während mancher junge, kräftige Stamm niederstürzt. He, he, he!

Marja ließ die Hände in den Schooß fallen und senkte den Kopf.

— Es ist aber doch ein trauriges Leben, das ihrige,

sagte Ipatow darauf, — wohl ist der Spruch wahr: „Alter ist ein schweres Malter.“

— Und Jugend ist auch keine Lust, äußerte Marja gleichsam vor sich hin.

Astachow wollte für die Nacht nach Hause, es war aber so finster draußen, daß er sich nicht entschließen konnte, davon zu fahren. Er bekam dasselbe Zimmer im oberen Stocke, in welchem er drei Monate zuvor durch Jegor Kapitonitsch's Gesprächigkeit eine so unruhige Nacht verbracht hatte .... „Ob er jetzt wohl schnarcht?“ dachte Astachow und es fielen ihm die Ermahnungen an den Diener ein und das unerwartete Erscheinen Marja's im Garten ....

Astachow trat an's Fenster und drückte die Stirn gegen die kalte Scheibe. Sie warf ihm sein eigenes Bild düster zurück; ihm war, als hätte er einen dunkelen Vorhang vor den Augen, und erst nach einiger Zeit vermochte er an dem sternlosen Himmel die Zweige der Bäume zu unterscheiden, die von heftigen Windstößen in der Dunkelheit hin und her gepeitscht wurden ....

Auf einmal kam es Astachow vor, als wäre etwas Weißes auf der Erde vorübergehuscht .... Er heftete seinen Blick auf die Stelle, lächelte, zuckte die Achseln, rief halblaut: „was doch die Einbildung macht!“ und legte sich zu Bette.

Er war bald eingeschlafen, doch auch dieses Mal sollte es ihm nicht vergönnt sein, eine ruhige Nacht zu ver-

bringen. Ein Hin- und Herlaufen, das sich im Hause hören ließ, weckte ihn aus dem Schlafe . . . Er hob den Kopf empor . . . Stimmengewirre, Ausrufungen, hastige Schritte ließen sich vernehmen, Thüren wurden zugeworfen; wehklagende Weiberstimmen drangen an sein Ohr, im Garten hörte man Geschrei, anderes Geschrei aus der Ferne antwortete auf dasselbe . . . . Die Unruhe im Hause wurde mit jeder Minute stärker und lauter . . . . „Feuer!“ zuckte es durch Astachow's Kopf. Erschrocken sprang er vom Bett an's Fenster; es war aber keine Röthe am Himmel zu sehen, nur im Garten eilten behend auf den Wegen rothe, feurige Funken vorüber — es waren Leute mit Laternen. Astachow trat rasch zur Thüre, öffnete sie und stieß auf Iwan Iljitsch. Bleich, verstört, halb angekleidet lief auch er gerade vor sich hin.

— Was giebt's? was ist vorgefallen? fragte Astachow in Aufregung und faßte ihn heftig am Arme.

— Verschwunden, ertrunken, hat sich in's Wasser gestürzt, gab ihm, außer Athem, Iwan Iljitsch zur Antwort.

— Wer hat sich in's Wasser gestürzt, wer ist ertrunken?

— Marja! wer denn anders als Marja! Er hat sie unter die Erde gebracht, die Arme! Helft! kommt! laßt uns schnell hin! Schnell, schnell, meine Lieben!“

Und Iwan Iljitsch stürzte die Treppe hinunter.

Astachow zog in aller Eile die Stiefel an, warf einen Mantel über die Schultern und lief den Anderen nach.

Im Hause stieß er auf Niemand, Alle waren in den Garten gelaufen; nur die kleinen Mädchen, Ipatow's Töchter, traf er im Gange neben dem Vorzimmer an; halbtodt vor Schreck, standen sie in ihren weißen Unterröckchen mit zusammengepreßten Händen und nackten Füßchen neben der Nachtlampe, die auf dem Fußboden brannte. Durch das Gastzimmer, an einem umgeworfenen Tische vorbei, stürzte Astachow auf die Terrasse hinaus. In der Richtung gegen den Damm hin schimmerten Lichter und Gestalten aus dem Dickicht hervor . . . .

— Hakenstangen! holt rasch Hakenstangen herbei! ließ sich Ipatow's Stimme hören.

— Ein Netz, ein Netz, Boot her! riefen andere Stimmen.

Astachow lief der Gegend zu, woher das Geschrei kam. Er traf Ipatow am Ufer des Teiches. Das Licht einer Laterne, die man an einen Ast gehängt hatte, beleuchtete grell den grauen Kopf des Alten; er rang die Hände und taumelte wie ein Betrunkener. Neben ihm auf dem Rasen lag eine Frauengestalt schluchzend und die Hände ringend; rund herum drängten sich die Leute geschäftig. Iwan Iljitsch stand bereits bis an die Kniee im Wasser und untersuchte den Grund mit einer Stange. Der Kutscher, am ganzen Leibe zitternd, entkleidete sich soeben; zwei

Männer zogen längs dem Ufer ein Boot heran. Deutlich ließ sich Pferdegetrappel auf den Gassen des Dorfes vernehmen .... Der Wind heulte dazu, als wollte er die Lichter in den Laternen ausblasen, auf dem Teiche wogte und plätscherte die schwarze Fluth.

— Was höre ich, rief Astachow, zu Ipatow tretend, — ist es möglich?

— Hakenstangen, Haken her! stöhnte ihm der Alte als Antwort zurück.

— Sie sind aber vielleicht im Irrthum, bester Michail Nikolaitsch ....

— Nein! kein Irrthum, stöhnte unter Thränen die Frau, die im Grase lag; es war Marja's Kammermädchen, — habe ich doch, Gott stehe mir bei, mit eigenen Ohren gehört, wie sich das liebe Herz ins Wasser gestürzt, darin herumgeplätschert hat und geschrien: Hilfe, und dann noch ein Mal, ganz schwach: Hilfe.

— Warum hast Du sie nicht zurückgehalten? Lieber Himmel!

— Wie hätte ich das denn thun können, lieber Herr! Zurückhalten! Als ich sie vermißte, da war sie ja nicht mehr im Zimmer, mein Herz hat es geahnt. In den letzten Tagen war sie immer so traurig und sprach nichts; ich wußte es schon, bin schnurgerade in den Garten gelaufen, als wenn mir's Jemand gesagt hätte, da höre ich plötzlich, plumps, gerade in's Wasser hinein:

Hilfe! höre ich, ruft sie .... Hilfe! ... Ach mein Täubchen! Ach du meine Seele! ...

— Vielleicht hat es Dir bloß so gedäucht! ....

— Das wäre noch! Und wo ist sie denn jetzt? was ist aus ihr geworden?

„Das also war das Weiße, das ich in der Dunkelheit gesehen habe!" dachte Astachow.

Unterdessen waren Leute mit Hakenstangen herbeigelaufen, das Netz ward herangeschleppt und auf dem Grase aufgewickelt; es hatten sich eine Menge Leute versammelt, Alles rührte sich, drängte einander .... Der Kutscher ergriff eine Hakenstange, der Aelteste eine andere, Beide sprangen in das Boot, stießen ab und begannen mit den Stangen im Wasser zu sondiren; vom Ufer aus wurde ihnen geleuchtet. Eigenthümlich und grauenhaft nahmen sich die Bewegungen dieser Leute und die Schattenbilder derselben in der Dunkelheit auf dem bewegten Wasser beim unstäten und matten Scheine der Laternen aus.

— Gefa .... gefaßt, rief plötzlich der Kutscher ...

Todtenschauer erfüllte alle Anwesenden.

— Der Kutscher begann die Hakenstange an sich zu ziehen, beugte sich über ... Es kam etwas Astiges, Schwarzes, langsam an die Oberfläche ...

— Ein Baumstumpf, sagte der Kutscher und riß den Haken heraus.

— Kommt zurück, kehrt um! wurde vom Ufer aus gerufen: — mit Haken macht ihr Nichts, man muß das Netz auswerfen.

— Ja, ja, das Netz! riefen nun auch Andere.

— Halt, schrie der Aelteste: — ich habe auch Etwas gefaßt . . . Etwas Weiches scheint es zu sein, setzte er einige Minuten darauf hinzu.

Neben dem Boote ward ein weißer Fleck sichtbar . . .

— Das Fräulein! rief plötzlich der Aelteste. — Sie ist's!

Er hatte sich nicht getäuscht . . . Der Haken der Stange war in Marja's Kleidärmel gedrungen. Der Kutscher griff sogleich zu, zog den Körper aus dem Wasser heraus . . . mit zwei kräftigen Ruderschlägen war das Boot am Lande . . . Spatow, Jwan Jljitsch, Astachow, Alle mit einander erfaßten Marja, hoben sie auf und trugen sie auf den Händen in's Haus. Sie ward sogleich entkleidet, gerieben, erwärmt . . . Doch alle Anstrengungen, alle Mühen waren vergebens . . . Marja kam nicht mehr zu sich . . . Ihr Leben war bereits entflohen.

Astachow verließ Spatowka am folgenden Tage in der Frühe. Vor seiner Abfahrt begab er sich zur Hingeschiedenen, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie lag auf einem Tische im Gastzimmer, in weißem Kleide . . . Ihr dichtes Haar war noch nicht ganz trocken; das noch unentstellte, bleiche Gesicht hatte einen eigenthümlichen,

kummervollen, fremden Ausdruck; die geöffneten Lippen schienen gleichsam reden und Etwas fragen zu wollen. . . . Die über's Kreuz gelegten Hände waren wie in Herzensangst gegen die Brust gepreßt . . . Doch mit welchen trüben Gedanken die arme Ertrunkene auch verschieden sein mochte, es hatte der Tod ihr sein Siegel des ewigen Schweigens und der Demuth aufgelegt . . . und wer will es deuten, was das Gesicht eines Todten in jenen wenigen Augenblicken ausdrückt, wenn auf demselben zum letzten Male die Blicke der Ueberlebenden ruhen, bevor es für immer entschwindet und der Verwesung anheimfällt?

Astachow blieb einige Zeit, in tiefes Nachdenken versunken, vor der Leiche Marja's stehen, schlug drei Mal ein Kreuz vor der Brust und ging hinaus, ohne Iwan Iljitsch, der in der Ecke stille Thränen vergoß, bemerkt zu haben . . . Und nicht er allein weinte an jenem Tage, die ganze Dienerschaft zerfloß in Thränen: Marja sollte bei Allen in gutem Andenken bleiben.

Eine Woche darauf erwiderte der alte Ipatow Folgendes auf einen endlich von Nadeschda erhaltenen Brief:

„Vor einer Woche, geehrte Nadeschda Alexejewna, hat meine unglückliche Schwägerin, die Sie kannten, Marja Pawlowna, eigenmächtig ihr Leben beschlossen, indem sie sich Nachts in den Teich stürzte, und wir haben ihre Leiche bereits der Erde übergeben. Sie hat diesen schmerzhaften und verzweifelten Entschluß gefaßt, ohne Abschied von mir

genommen, ohne selbst einen Brief oder auch nur einige Worte zurückgelassen zu haben, die uns von ihrem letzten Willen unterrichtet hätten . . . Sie wissen jedoch nur zu gut, Nadeschda Alexejewna, auf wessen Seele die Schuld dieser schrecklichen Todsünde fällt! Gott mag Ihren Bruder richten, meine Schwägerin aber konnte ihn weder vergessen, noch die Trennung von ihm überleben" . . .

Nadeschda bekam diesen Brief bereits in Italien, wohin sie mit ihrem Manne, dem Grafen Steltschinsky, wie man ihn in allen Gasthöfen titulirte, gereist war. Er besuchte übrigens nicht die Gasthöfe allein, man sah ihn auch oft in den Spielhäusern und in den Cursälen der Badeorte . . . Anfangs hatte er viel Geld verloren, dann aufgehört zu verlieren, und es war in seinem Gesichte ein eigenthümlicher Ausdruck stereotyp geworden: halb mißtrauisch, halb frech, wie er Menschen eigen zu sein pflegt, mit denen sich ganz unerwartet Vorfälle ereignen können . . . Seine Frau bekam ihn selten zu Gesicht. Nadeschda langweilte sich übrigens in seiner Abwesenheit nicht. Es hatte sich ihrer eine Leidenschaft für Kunst und Künstler bemächtigt. Hauptsächlich bestand ihre Bekanntschaft aus Dilletanten, und sie unterhielt sich gern über das Schöne mit jungen Leuten. Ipatow's Brief verursachte ihr großen Kummer, doch das hinderte sie nicht, noch am selben Tage, die „Hundsgrotte" zu besuchen und zu sehen, wie arme Thiere in Schwefeldämpfen ersticken.

Sie fuhr nicht allein hin. Verschiedene Cavaliere begleiteten sie. Unter ihnen galt für den liebenswürdigsten

ein gewisser Monsieur Popelin, Franzose von Geburt und verunglückter Maler, mit Ziegenbärtchen und carrirtem Jaquet. Er sang in hohem Tenor die neuesten Romanzen, witzelte recht ungebunden, und obgleich von schmächtiger Gestalt, nahm er doch viel Speise zu sich.

VII.

Es war ein sonniger, frostiger Januartag: auf dem Newsky'schen Prospecte sah man eine große Menge Spaziergänger. Die Uhr am Thurme der Duma zeigte Drei. Auf den breiten, mit feinem gelbem Sande bestreuten Platten der Trottoirs wandelte unter Anderem unser alter Bekannter, Astachow, dahin. Er hatte, seit wir ihn verlassen, ein männlicheres Aeußere erlangt, sich einen Backenbart wachsen lassen und an Umfang zugenommen, sah jedoch nicht älter aus. Er folgte der Menge ohne Hast, und von Zeit zu Zeit mit den Blicken umherschweifend; er wartete auf seine Frau, die mit ihrer Mutter in einer Kutsche anfahren sollte. Astachow hatte vor fünf Jahren, und was die Hauptsache war, so, wie es von jeher sein Wunsch gewesen, geheirathet; seine Frau war reich und hatte große Verbindungen. Den vortrefflich gebürsteten Hut zuvorkommend lüftend, wenn ihm Einer und der Andere seiner zahlreichen Bekannten begegnete, setzte Astachow seinen Gang mit dem freien Schritte eines mit seinem Schicksale zufriedenen Menschen fort, als plötzlich dicht an der Passage ein Herr in spanischem Mantel und einer Mütze auf dem Kopfe, mit stark verlebtem Gesichte, gefärbtem Schnur-

bart und etwas verschwommenen Augen fast an ihn anrannte. Astachow trat würdevoll auf die Seite, doch der Herr mit der Mütze warf einen Blick auf ihn und rief plötzlich aus:

— Ah! Herr Astachow, guten Tag!

Astachow antwortete nichts und blieb verwundert stehen. Er konnte nicht begreifen, wie einem Menschen, der sich getraute, sich in einer Mütze auf der Newskyschen Perspective sehen zu lassen, sein Familienname bekannt sein könne.

— Sie erkennen mich nicht? fuhr der Mann mit der Mütze fort: — ich habe Sie vor acht Jahren auf einem Gute im T—schen Gouvernement bei Ipatows gesehen. Mein Name ist Weretjew.

— Ach! Mein Gott! ich bitte um Entschuldigung! rief Astachow: — wie haben Sie sich aber seitdem verändert . . .

— Ja, ich bin alt geworden, entgegnete Peter Alexeitsch und fuhr mit der Hand, die kein Handschuh bedeckte, über das Gesicht: — Sie aber haben sich nicht verändert.

Weretjew war nicht gerade gealtert, vielmehr abgefallen und heruntergekommen. Kleine, schmale Runzeln bedeckten sein Gesicht und wenn er sprach, war auf Lippen und Wangen ein leises Zucken zu bemerken. Aus Allem konnte man sehen, daß dieser Mann stark gelebt hatte.

— Warum sind Sie diese ganze Zeit unsichtbar ge-

wesen, so daß man Sie nirgends getroffen hat? fragte ihn Astachow.

— Habe mich hier und dort umhergetrieben. Und Sie, haben Sie immer in Petersburg gelebt?

— Größtentheils.

— Sind Sie verheirathet?

— Ja, ich bin es.

Und Astachow nahm eine etwas strenge Miene an, als habe er Weretjew sagen wollen: „es wird Dir, mein Lieber, doch nicht einfallen wollen, mich zu bitten, daß ich Dich meiner Frau vorstelle!"

Weretjew schien ihn verstanden zu haben. Ein gleichgiltiges Lächeln kräuselte kaum merkbar seine Lippen.

— Und wie geht es Ihrer Schwester? fragte Astachow. — Wo hält Sie sich auf?

— Ich kann es Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen. Vermuthlich in Moskau. Ich habe von ihr schon lange keinen Brief bekommen.

— Lebt ihr Gatte noch?

— Ja, er lebt.

— Nun, und Herr Spatow?

— Das weiß ich nicht; wahrscheinlich lebt er auch, vielleicht aber auch nicht.

— Und jener Herr, wie hieß er doch, Bodräkow, glaube ich?

— Ach jener, den Sie sich zum Secundanten nehmen

wollten, erinnern Sie sich, als Sie plötzlich Furcht bekamen! Das weiß der Teufel, wo der ist!

Astachow schwieg mit wichtiger Miene.

— Ich erinnere mich immer mit Vergnügen jener Abende, sagte er endlich: — als ich (fast hätte er gesagt: die Ehre) die Gelegenheit hatte, die Bekanntschaft Ihrer Schwester und die Ihrige zu machen. Eine höchst liebenswürdige Dame. Singen Sie immer noch so hübsch?

— Nein, ich habe die Stimme verloren . . . Ja, eine schöne Zeit war damals!

— Ich war nach jenen Tagen noch ein Mal in Ispatowka, setzte Astachow, indem er die Brauen traurig emporzog, hinzu: — so, denke ich, hieß ja jenes Gut — es war am Tage eines schrecklichen Ereignisses . . .

— Ja, ja, schrecklich, schrecklich! unterbrach ihn hastig Weretjew. — Ja, ja! Und erinnern Sie sich noch, wie es zwischen Ihnen und meinem nunmehrigen Schwager fast zum Duell gekommen wäre?

— Hm! ich erinnere mich dessen! erwiederte gedehnt Astachow. — Uebrigens muß ich Ihnen gestehen, ist seitdem so viel Zeit verflossen, daß mir dies Alles zuweilen wie ein Traum vorkommt . . .

— Wie ein Traum, wiederholte Weretjew, und seine bleichen Wangen rötheten sich: — wie ein Traum . . . Nein, das war kein Traum, wenigstens für mich war es keiner. Das war die Zeit der Jugend, Heiterkeit und des Glücks, die Zeit unendlichen Hoffens, und unbezwingbaren

Kraftgefühls, und wenn das ein Traum gewesen, war es ein herrlicher Traum. Daß wir jetzt aber Beide gealtert, abgestumpft sind, den Schnurrbart färben, uns auf dem Newsky'schen Prospect umhertreiben, zu Nichts mehr nütze sind, wie beinlahme Gäule, schal geworden, und abgenutzt sind, wichtig thun und grimassiren, oder Maulaffen feil haben, und, wenn es darauf ankommt, unseren Gram im Weine ersäufen, das könnte man eher einen Traum nennen, den allergarstigsten Traum. Ohne Nutzen ist das Leben vertrödelt, albern und flach — das ist bitter! Wenn dieß sich abschütteln ließe wie ein Traum, wenn hiernach ein Erwachen möglich wäre . . . Und dann überall, an allen Enden dieselbe Erinnerung, dasselbe Gespenst . . . Uebrigens, leben Sie wohl!

Weretjew entfernte sich rasch, als er jedoch vor die Thür einer der besuchtesten Conditoreien des Newsky'schen Prospectes gekommen war, hielt er an, trat hinein, trank am Schenktische ein Gläschen Pomeranzenschnaps und begab sich durch das von Tabaksqualm durchräucherte und verdüsterte Billardzimmer in ein Hintergemach. Dort traf er einige Bekannte, seine früheren Gefährten: Petja Lasurin, Kostja Kowrowsky, den Fürsten Serdjükow und noch zwei Herren, die einfach Waßjük und Philat genannt wurden. Sie waren Alle nicht mehr junge Männer, Alle unverheirathet; bei Einigen war der Schädel kahl, bei Anderen von grauwerdendem Haare bedeckt, ihre Gesichter voller Runzeln, das Kinn gefurcht — mit einem Worte: diese Herren waren schon längst, wie man

sagt, über die Blüthezeit ihres Lebens hinaus. Bei Allen jedoch galt Weretjew durchaus für einen außerordentlichen Mann, der auserlesen war, das Staunen der Welt zu erregen; doch war er in der That der Klügste unter ihnen, nur deßhalb, weil er eben recht gut seine vollkommene und radicale Nutzlosigkeit einsah. Aber auch außerhalb seines Kreises gab es Leute, die der Meinung waren, daß, wenn er nicht so heruntergekommen wäre, aus ihm alles Mögliche hätte werden können . . . Ein Irrthum war es: aus Leuten wie Weretjew, wird niemals etwas Rechtes.

Mit den üblichen Begrüßungen wurde Peter Alexeitsch von seinen Freunden empfangen. Anfänglich erregte sein finsteres Aussehen und seine bittere Rede das Befremden derselben, bald jedoch wurde er ruhiger, wurde heiter, und Alles kam wieder in's alte Geleise.

Astachow hatte seinerseits, als Weretjew davongegangen war, eine finstere Miene angenommen und sich hoch emporgerichtet. Dieser unerwartete Ausfall Peter Alexeitsch's hatte ihn verwirrt, ja sogar beleidigt.

— Stumpf geworden, trinken Wein, färben den Schnurrbart . . . parlez pour vous, mon cher! sagte er zuletzt fast laut mit zweimaligem Schnauben in Folge unwillkürlicher Aufwallung und Entrüstung, und wollte dann seinen Gang fortsetzen.

— Wer war das, der mit Ihnen sprach! ließ sich hinter ihm eine sonore und selbstzufriedene Stimme hören.

Astachow wandte sich um und erblickte einen seiner guten Bekannten, einen gewissen Herrn Pomponsky. Dieser Herr Pomponsky war ein Mann von hohem Wuchse und wohlbeleibt, er hatte eine wichtige Anstellung und seit seiner frühesten Jugend nie einen Zweifel an sich selbst gehegt.

— Nicht der Rede werth, ein Sonderling, sagte Astachow und faßte Herrn Pomponsky unter dem Arm.

— Aber ich bitte Sie, Wladimir Sergeïtsch, wie darf sich ein anständiger Mann erlauben, auf der Straße mit einem Individuum zu sprechen, das eine Mütze auf dem Kopfe trägt? Das schickt sich nicht! Ich bin erstaunt! Wo haben Sie die Bekanntschaft eines solchen Subjectes machen können?

— Auf dem Lande.

— Auf dem Lande? . . . Die Nachbaren vom Lande grüßt man nicht in der Stadt . . . ce n'est pas comme il faut. Ein Gentleman muß sich immer als Gentleman halten, wenn ihm daran gelegen ist, daß . . .

— Da ist meine Frau, unterbrach ihn eilig Astachow. — Wir wollen ihr entgegengehen.

Beide Gentlemen schritten auf eine kleine elegante Kutsche zu, aus deren Fenster das bleiche, matte, nervös-anmaßende Gesichtchen einer noch jungen, aber schon verblühten Dame hervorblickte.

Hinter derselben wurde eine andere, dem Anscheine nach verdrießliche Dame sichtbar; es war ihre Mutter.

Astachow öffnete den Schlag der Kutsche, bot seiner Frau den Arm, Pomponsky den seinigen der Schwiegermama, und beide Paare schritten den Newsky'schen Prospect entlang, gefolgt von einem kleinen, schwarzhaarigen Diener in erbsenfarbenen Gamaschen und mit großer Cocarde auf dem Hute.

Faust.

Eine Erzählung in neun Briefen.

(1855.)

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der Jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt."
(Faust, erster Theil.)

Erster Brief.

Pawel Alexandritsch B.... an Semen Nikolaitsch W....

Pfarrgut M..., 6. Juni 1850.

Vor vier Tagen bin ich hier angekommen, lieber Freund, und nehme jetzt, meinem Versprechen getreu, die Feder zur Hand, um Dir zu schreiben. Seit dem Morgen fällt ein feiner Regen; es ist unmöglich auszugehen; und dann möchte ich auch mit Dir plaudern. Da bin ich nun wieder in meinem alten Neste, in welchem ich — es ist traurig zu sagen — ganze neun Jahre nicht gewesen bin. Mich dünkt wahrlich, ich sei ein anderer Mensch geworden. Und ich bin es in der That geworden: erinnerst Du Dich des kleinen dunkeln Spiegels im Gastzimmer meiner Urgroßmutter, mit den sonderbaren Schnörkeln an den Ecken? — Du pflegtest oft Betrachtungen anzustellen, was sich wol vor hundert Jahren in demselben abgespiegelt haben möchte, — kaum war ich angekommen, so trat ich vor ihn hin und wurde unwillkürlich betroffen. Ich ward auf einmal inne, wie ich gealtert, wie ich mich in der letzten Zeit verändert habe. Uebrigens ist es mir

nicht allein so ergangen. Mein liebes Haus, schon lange baufällig, hält jetzt kaum mehr zusammen, ist schief geworden und in die Erde gesunken. Meine gute Wassiljewna, die Haushälterin (Du hast sie gewiß nicht vergessen: sie bewirthete Dich mit so vorzüglichen Confitüren), ist ganz vertrocknet und krumm geworden; als sie mich wiedersah, konnte sie vor Freude weder aufschreien, noch vergoß sie Thränen, nur Aechzen und Husten begrüßten mich, und nur vom Stuhle aus bewillkommnete sie mich durch schwache Bewegungen der Hand. Der alte Terenti hält sich noch wacker, er trägt sich wie ehemals gerade und schlenkert beim Gehen mit den Beinen, die in ebensolchen gelben Nankinhosen stecken und mit ebensolchen bocksledernen, knarrenden Schuhen mit hohem Oberleder und Bandschleifen versehen sind, wie jene waren, die Dich vor Zeiten so oft in Heiterkeit versetzt haben .... aber, o Jammer! — wie schlottern jetzt diese armen Beinkleider um seine dürren Beine! wie ist sein Haar weiß geworden! und sein Gesicht ist ganz zu einem Knäuel eingeschrumpft. Als er mich nun gar anredete und im Nebenzimmer umherzuschaffen und Befehle zu ertheilen begann, wurde mir komisch zu Muthe, ja er that mir sogar leid. Er hat alle Zähne verloren und pfeift und zischt beim Sprechen. Der Garten hingegen sieht reizend aus; die Flieder-, Akazien-, Geißblattsträucher (erinnere Dich, wir haben sie zusammen gepflanzt) sind jetzt zu prachtvollen, dichten Gebüschen herangewachsen; die Birken- und Ahornbäume sind alle hochaufgeschossen und haben

überall hin ihre Aeste ausgebreitet; besonders schön sind die Lindenalleen geworden. Ich liebe sie, diese Alleen, liebe ihre grau-grüne Färbung und den feinen Duft unter ihrem Laubdache; liebe das gescheckte Netzwerk von hellen Lichtflecken auf der dunkeln Erde — Du weißt, sandbestreute Wege giebt es nicht bei mir. Mein Lieblingseichbäumchen ist schon zu einem kräftigen jungen Baume herangewachsen. Gestern, während der Mittagszeit, habe ich über eine Stunde auf einem Bänkchen im Schatten desselben zugebracht. Mir war überaus wohl zu Muthe. Ringsumher grünte so üppig der Rasen, war Alles von sanften, goldigen Schimmer übergossen; selbst der Schatten schien von ihm durchdrungen . . . und welch ein Chor singender Vögel! Du hast vermuthlich nicht vergessen, daß ich ein leidenschaftlicher Vogelliebhaber bin. Die Turteltauben girrten unaufhörlich, von Zeit zu Zeit ließ sich das Flöten des Pfingstvogels hören, die Finken schlugen dazu, die Drosseln schrieen und kreischten, aus der Ferne tönte der Schrei des Kukuks herüber; und wie besessen schnarrte der Specht dazwischen. Ich war ganz in das Lauschen dieses vieltönigen, lieblichen Stimmengewirres versunken und bewegte mich nicht; halb zur Ruhe, halb zur Rührung war mein Herz gestimmt . . . Und nicht bloß im Garten ist Alles aufgeschossen: auf jedem Schritte begegnen mir kräftige, gesunde Bursche, in denen ich kaum im Stande bin, mir früher bekannte Knaben wieder zu erkennen. Dein Liebling, Timoscha, ist zu einem solchen Timotheus emporgewachsen, wie Du dir's nicht

vorstellen kannst. Du warst damals um seine Gesundheit besorgt und prophezeihetest, er werde die Schwindsucht bekommen; Du solltest aber jetzt einmal seine kolossalen, rothen Hände sehen, wie sie aus den engen Aermeln seines Nankinrockes heraussehen und was für dralle und starke Muskeln sich überall vordrängen! Der Nacken erinnert an die Kraft des Stieres, und der Kopf ist von einer Masse starker, blonder Locken bedeckt — ein wahrer farnesischer Herkules! Das Gesicht hat sich indessen bei ihm weniger verändert, als bei den Anderen, auch hat es nicht sehr an Umfang zugenommen und das naive, „gähnende“ Lächeln, wie Du es nanntest, ist dasselbe geblieben. Ich habe ihn zu meinem Kammerdiener gemacht; meinen Petersburger Diener habe ich in Moskau verabschiedet; er hatte sich doch gar zu sehr angewöhnt, mich bloßzustellen und mich seine Ueberlegenheit in großstädtischem Benehmen fühlen zu lassen. Von meinen Hunden fand ich keinen mehr vor; sie sind Alle umgekommen. Nefka überlebte alle andern — aber doch nicht so lange, um mich, wie Argos den Ulysses, noch zu empfangen; ihre trüben Augen sollten den ehemaligen Gebieter und Jagdgefährten nicht wiedersehen. Schafka — der Hofhund — aber lebt noch, bellt eben so heiser wie früher und hat noch das aufgerissene Ohr und Kletten im Schwanze — wie sich's gebührt. Ich habe mir's in Deinem früheren Zimmer bequem gemacht. Es scheint zwar die Sonne hinein und es sind auch viel Fliegen da; dafür aber spürt man in ihm den an's Alter erinnernden Hausgeruch weniger, als in den übrigen Zimmern. Merk-

würdig! Dieser moderige, säuerlich-fade Geruch übt einen eigenen Einfluß auf meine Phantasie aus: ich könnte nicht sagen, daß er mir zuwider wäre, im Gegentheil — er versetzt mich aber in traurige, und zuletzt schwermüthige Stimmung. Gleich Dir bin auch ich ein großer Freund von altmodischen, ausgebogenen Kommoden mit kupfernen Ringplatten, von weißen Stühlen mit ovalen Lehnen und krummen Füßen, von Glaskronleuchtern, die vom Aufenthalte der Fliegen trübe geworden und an denen große Glaskugeln, violetten Folienflitter einschließend, hangen, — mit einem Worte, von jeglichem altväterlichen Hausgeräthe; beständig aber Alles das vor Augen zu haben, widerstrebt mir: Unruhe, Langeweile — das ist es, was ich dabei empfinde. In dem Zimmer, das ich für mich bestimmt habe, sind die Möbel ganz ordinär, im Hause gefertigt; in einer Ecke habe ich indessen einen hohen und schmalen Schrank, mit abgetheilten Fächern, stehen lassen, in welchem durch die staubbedeckten Scheiben verschiedenes altes Geschirre, aus grünem und blauem Glase, kaum zu unterscheiden ist; an die Wand habe ich jenes weibliche Bildniß, im schwarzen Rahmen, aufhängen lassen, welches Du — erinnere Dich — das Porträt der Manon Lescault nanntest. Es ist in den letzten neun Jahren etwas dunkler geworden; die Augen blicken aber noch immer so träumerisch, verschmitzt und zärtlich, die Lippen zeigen dasselbe leichtfertige und doch melancholische Lächeln, und die halbentblätterte Rose entgleitet noch ebenso sacht den feinen Fingern. Mich interessiren sehr

die Rollvorhänge in meinem Zimmer. Vor Zeiten waren sie stahlgrau, jetzt sind sie jedoch von der Sonne gelb geworden; auf ihnen sind mit schwarzer Farbe Scenen aus dem „Einsiedler" von D'Arlincourt gedruckt. Auf einem von ihnen ist der Einsiedler mit ungeheurem Barte, hervorstehenden Augen und in Sanddalen dargestellt, wie er ein junges Mädchen mit aufgelöstem Haar in's Gebirge fortschleppt; auf einem anderen — ein verzweifelter Kampf zwischen vier schwarzen Rittern in Baretten und geschlitzten Aermeln; einer derselben liegt, en raccourci, todt am Boden — mit einem Worte, überall findest Du Gräuel, und dabei herrscht rund umher die wonnigste Stille, und durch die Vorhänge selbst fällt das mildeste Licht auf den Fußboden . . . Seit ich hier bin, ist eine eigenthümliche Ruhe über meine Seele gekommen; Nichts möchte ich thun, Niemanden möchte ich sehen, Nichts regt zu Phantasien an, das Denken wird lästig; nicht aber das Sichgehenlassen in den Gedanken: das sind zwei verschiedene Begriffe, wie Du selbst recht gut weißt. Zuerst waren es Erinnerungen aus meiner Kindheit, die sich mir aufdrängten . . . wohin ich gehen, wohin ich blicken mochte, von allen Seiten stiegen sie auf, deutlich, bis auf die geringsten Einzelheiten deutlich, und beständig in ihrer festen Bestimmtheit . . . Dann wurden diese Erinnerungen durch andere verdrängt, dann . . . dann wandte ich still den Blick von der Vergangenheit ab und fühlte nichts mehr, als einen einschläfernden Druck auf der Brust. Denke Dir! als ich auf dem Damme, unter

einer Weide saß, mußte ich plötzlich unwillkürlich weinen und würde, trotz meines schon vorgerückten Alters, noch lange geweint haben, wenn ich mich nicht vor einer vorübergehenden Bäuerin geschämt hätte; sie warf einen neugierigen Blick auf mich, verbeugte sich dann tief, ohne mir das Gesicht zuzuwenden, und ging ihres Weges weiter. Es sollte mir sehr lieb sein, wenn die jetzige Stimmung (weinen werde ich nun freilich nicht mehr) bis zu meiner Wieder-Abreise anhielte, d. h., bis zum September, und es würde mich sehr verdrießen, wenn es einem meiner Nachbarn einfiele mich zu besuchen. Uebrigens brauche ich, wie mich däucht, dergleichen nicht zu fürchten; auch giebt es in der nächsten Nähe keine Nachbarn. Ich bin überzeugt, Du wirst mich verstehen; Du weißt aus Erfahrung, wie wohlthuend manchmal die Einsamkeit ist . . . Ich bedarf ihrer jetzt, nach allen meinen Kreuzfahrten.

Langweilen werde ich mich indessen nicht. Ich habe einige Bücher mitgebracht, und auch hier eine ganz hübsche Bibliothek bei der Hand. Gestern machte ich alle Schränke auf und stöberte in den vergilbten Büchern umher. Ich habe viele interessante Sachen, die mir früher nicht aufgefallen waren, entdeckt. Den „Candide“ im Manuscript, eine Uebersetzung aus den 70er Jahren, Zeitungen und Zeitschriften aus derselben Epoche, „das triumphirende Chamäleon“ (d. h. Mirabeau), Le Paysan perverti u. a. m. Auch Kinderbücher fand ich, theils solche die mir gehört hatten, theils die meines Vaters und

meiner Großmutter, ja selbst, denke nur, die meiner Urgroßmutter: auf einer sehr — sehr alten französischen Grammatik, in buntem Einbande, standen in großer Schrift die Worte: Ce livre appartient à m-lle Eudoxie de Lavrine, und dabei die Jahreszahl — 1741. Es kamen mir auch Bücher zu Gesicht, die ich einst aus dem Auslande mitgebracht hatte, unter Anderen Göthe's „Faust“. Es ist Dir vielleicht nicht bekannt, daß ich vor Zeiten den „Faust“ (versteht sich, den ersten Theil), Wort für Wort auswendig wußte; ich konnte mich nie satt daran lesen . . . Doch, andere Zeiten, andere Träume; so habe ich schwerlich wohl in den letzten neun Jahren Göthe in die Hand genommen. Doch von welchen unbeschreiblichen Empfindungen ward ich jetzt wieder beim Anblicke des kleinen, mir so gut bekannten Büchleins (in der elenden Ausgabe von 1828) erfüllt! Ich nahm es mit mir auf's Zimmer, legte mich auf's Bett und begann zu lesen. Welche Wirkung brachte die ganze großartige erste Scene in mir hervor! Die Erscheinung des Erdgeistes, die Worte die er spricht, erinnerst Du Dich: „In Lebensfluthen, im Thatensturm“, erweckten in mir ein langentbehrtes Beben und Schauern des Entzückens. Alles tauchte in meiner Erinnerung wieder auf: Berlin und die Studentenzeit, Fräulein Klara Stich, und Seidelmann in der Rolle des Mephistopheles, Radziwill's Musik und Alles in Allem . . . Ich konnte lange nicht einschlafen: meine Jugend war wiedergekehrt und wie ein Phantom war sie vor mir auferstanden; wie Feuer und

Gift rollte sie durch meine Adern, das Herz wurde weit und wollte sich nicht mehr zusammenziehen, es griff ein Etwas in seine Saiten und ein Strom von Wünschen wurde wach . . .

Solchen Träumereien hat sich Dein einsamer, fast vierzigjähriger Freund, in seinem einsamen Häuschen überlassen! Wenn mich nun aber Jemand gesehen hätte? Nun, was thut es denn? Ich würde mich nicht im Geringsten schämen. Schamhaftigkeit — ist auch ein Attribut der Jugend; und weißt Du wohl woran ich merke, daß ich zu altern beginne? Hieran! Gegenwärtig bestrebe ich mich, die Regungen von Heiterkeit in mir selbst zu steigern und die Anwandlungen von Trübsinn zu dämpfen; als ich noch jung war, machte ich es umgekehrt. Ich schleppte meinen Kummer mit mir herum, als wäre es ein theurer Schatz, und scheute vor einer heiteren Regung . . .

Und dennoch, trotz all' meiner Lebenserfahrung, dünkt mich, giebt es noch, Freund Horazio, Etwas auf der Welt, was ich nicht erprobt habe, und dieses „Etwas" — mag wohl das Wichtigste von Allem sein . . .

Bin ich aber in's Schreiben hineingekommen! Lebe wohl! Ein anderes Mal! Was treibst Du in Petersburg? Daß ich es nicht vergesse: Saweli, mein Landkoch, läßt Dich grüßen. Er hat auch gealtert, doch unbedeutend, ist voller geworden und hat einige Falten aufzuweisen. Die Hühnersuppen mit weichgesottenen Zwiebeln, die Käsekuchen mit geschnörkeltem Rande macht er noch

ebenso gut und auch den Pigus, dieses berühmte, ländliche Ragout, den Pigus, nach dessen Genuß die Zunge jedoch kreideweiß wird und wie hölzern dem Gaumen anklebt! Den Braten läßt er aber noch immer so trocken werden, daß man den Teller damit zerschlagen könnte — ein wahrer Pappendeckel. Nun aber, lebe wohl!

Dein P. V.

Zweiter Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut M . . ., 12. Juni 1850.

Ich habe Dir eine ziemlich wichtige Neuigkeit mitzutheilen, lieber Freund. — Höre. — Gestern, vor dem Mittag, wollte ich einen Spaziergang machen — doch nicht in den Garten; ich schlug den Weg nach der Stadt ein. So ohne Ziel, raschen Schrittes auf langem, geradem Wege hinzugehen, ist sehr angenehm. Man glaubt ein Geschäft zu verrichten, Eile zu haben. — Da sehe ich, kommt eine Kalesche mir entgegen gefahren. Vielleicht zu mir? dachte ich mit heimlichem Bangen . . . Doch nein: in der Kalesche sitzt ein mir unbekannter, schnauzbärtiger Herr. Ich war beruhigt. Aber, als mich der Wagen erreicht, befiehlt plötzlich der Herr dem Kutscher zu halten, lüftet höflich die Mütze und richtet an mich in noch höflicherem Tone die Frage: „ob ich nicht der und der sei?“ Er nannte meinen Namen. Ich meinerseits bleibe auch stehen, gebe ihm, mit der Entschlossenheit eines

Angeklagten im Verhöre, zur Antwort: „der bin ich", und stiere wie ein Hammel den Herrn mit dem Schnurrbarte an, im Stillen dabei denkend: „ich muß ihn wohl irgendwo gesehen haben!"

— Sie erkennen mich nicht? fragt er, indem er aus der Kalesche steigt.

— Nein, durchaus nicht.

— Ich habe Sie aber doch sogleich erkannt!

Ein Wort gab das andere: es ergibt sich, daß es Priimkow war, erinnere Dich, unser ehemaliger Universitätskamerad. „Und das ist die wichtige Neuigkeit?" denkst Du in diesem Augenblicke, lieber Semen Nikolaitsch. — „Priimkow war ja, soweit ich mich seiner erinnere, ein ziemlich flacher, wenn auch nicht böser und dummer Mensch." — Das ist nun Alles richtig, mein sehr lieber Freund, doch höre das Gespräch weiter.

— Ich war, sagt er, sehr erfreut, als ich erfuhr, daß Sie auf Ihr Gut in unserer Nachbarschaft zurückgekehrt seien. Uebrigens war ich nicht der Einzige, den das erfreut.

— Darf ich wohl wissen, fragte ich: — wer denn noch sonst so freundlich ist . . .

— Meine Frau.

— Ihre Frau?

— Ja, meine Frau: sie ist eine alte Bekannte von Ihnen.

— Dürfte ich wohl fragen, wie Ihre Gemahlin heißt?

— Sie heißt Wera Nikolajewna; eine geborene Jeltzow . . .

— Wera Nikolajewna! rufe ich unwillkürlich aus . . .

Das eben ist nun jene wichtige Neuigkeit, von welcher ich im Anfange meines Briefes sprach . . .

Vielleicht aber wirst Du auch hierin nichts Wichtiges finden . . . Dann werde ich Dir Einiges aus meinem vergangenen . . . längst vergangenen Leben erzählen müssen.

Als wir Beide im Jahre 183 . . . die Universität verließen, war ich dreiundzwanzig Jahre alt. Du tratest in den Dienst; ich, wie Du weißt, faßte den Entschluß nach Berlin zu reisen. In Berlin war aber vor dem October nichts anzufangen. Da wollte ich nun den Sommer in Rußland, auf dem Lande zubringen, mich noch zu guter Letzt gehörig auf die faule Haut legen, und dann nachher ernstlich an die Arbeit gehen. In welchem Maße das letztere Vorhaben zur Ausführung kam, bedarf jetzt keiner weiteren Erklärung . . . „Wo aber sollte ich den Sommer zubringen?“ fragte ich mich. Auf mein Landgut mochte ich nicht: mein Vater war vor Kurzem gestorben, nahe Verwandte hatte ich nicht, Einsamkeit, Langweile schreckten mich ab . . . Mit Freuden nahm ich daher das Anerbieten eines Verwandten, eines Onkels, an, einige Zeit bei ihm auf seinem Gute im T . . . schen Gouvernement zu verweilen. Er war ein Mann von Vermögen, bieder und brav, lebte wie ein großer Herr und besaß ein stattliches Haus. Ich zog zu

ihm. Er hatte eine große Familie: zwei Söhne und fünf Töchter. Außerdem waren noch viele Miteinwohner im Hause. Fortwährend kamen Gäste zu Besuch — und doch war es kein lustiges Leben. Die Tage vergingen geräuschvoll, es war nicht möglich sich zu isoliren. Alles wurde gemeinschaftlich unternommen, Jedermann war bemüht sich irgendeine Zerstreuung zu verschaffen, irgendetwas zu ersinnen, und zum Schlusse des Tages waren Alle furchtbar ermüdet. Es lag etwas Leeres in diesem Leben. Ich begann bereits an meine Abreise zu denken und wartete bloß, bis des Onkels Namenstag vorüber wäre — und gerade an diesem Tage sah ich während des Balles Wera Nikolajewna Jeltzow; ich blieb.

Sie war damals sechszehn Jahre alt. Sie bewohnte mit ihrer Mutter ein kleines Landgütchen, ungefähr fünf Werst von dem Gute meines Onkels entfernt. Ihr Vater — ein überaus bemerkenswerther Mann — war in kurzer Zeit bis zum Range eines Obersten gestiegen und würde es noch weiter gebracht haben, wenn ihn nicht unversehens auf der Jagd der Tod, von der Kugel eines Gefährten, ereilt hätte. Wera Nikolajewna war damals noch Kind. Ihre Mutter war gleichfalls eine begabte Frau: sie kannte mehrere Sprachen, hatte viel gelesen und besaß mancherlei Kenntnisse. Sie war sieben oder acht Jahre älter als ihr Mann, der sie nur aus Liebe geheirathet und heimlich aus dem älterlichen Hause entführt hatte. Nur mit Mühe überwand sie seinen Tod und trug bis

an ihr Ende (sie starb nach Aussage Priimkows bald nach der Heirath der Tochter), beständig Trauerkleider. Ich erinnere mich noch lebhaft ihres ausdrucksvollen, dunkeln Gesichtes, mit dem dichten, ergrauten Haare, den großen, strengen und gleichsam verglühten Augen und der geraden, feinen Nase. Ihr Vater — dessen Familiennamen Ladanow war — hatte fünfzehn Jahre in Italien zugebracht. Wera Nikolajewna's Mutter war die Tochter einer einfachen Bäuerin aus Albano, die Tages darauf, nachdem sie ihr das Leben gegeben, von ihrem Bräutigam, einem Trasteveriner, dem Ladanow dieselbe abspenstig gemacht hatte, ermordet worden war. . . . Diese Geschichte machte damals viel Lärm. Nach Rußland zurückgekehrt, kam Ladanow nicht aus dem Hause, nicht einmal aus seinem Arbeitszimmer heraus, er hatte sich auf das Studium der Chemie, Anatomie, der Kabbala geworfen, grübelte über Mittel das Leben zu verlängern und bildete sich ein, es sei möglich mit Geistern in Gemeinschaft zu treten und die Seelen Verstorbener zu citiren . . . Die Nachbarn hielten ihn für einen Schwarzkünstler. Er liebte seine Tochter außerordentlich, und hatte sich selbst mit ihrer Erziehung beschäftigt; doch verzieh er ihr nie ihre Flucht mit Jeltzow, ließ weder sie noch ihren Mann vor sich, prophezeihete Beiden ein kummervolles Dasein und beschloß sein Leben in Einsamkeit. — Nach dem Tode ihres Mannes, widmete Frau Jeltzow ihre ganze Muße der Erziehung ihrer Tochter und empfing fast Niemanden in ihrem Hause. Als ich Wera Nikolajewna's Bekannt-

schaft machte, war sie, denke Dir, noch nie in einer Stadt, nicht einmal in ihrer Kreisstadt, gewesen.

Wera war den gewöhnlichen, russischen Fräuleins nicht ähnlich; sie war ein eigener Charakter. Gleich anfangs war mir die außerordentliche Ruhe in allen ihren Bewegungen und Reden aufgefallen. Sie schien von Nichts bewegt zu werden, um Nichts besorgt zu sein, gab einfache und verständige Antworten und hörte Allem mit Aufmerksamkeit zu. Der Ausdruck ihres Gesichtes war naiv wie bei einem Kinde, doch etwas kalt und in sich gewendet, wenn auch nicht gerade träumerisch. Selten war sie fröhlich und auch dann nicht wie Andere: eine heitere Unschuld der Seele, erquickender als Fröhlichkeit, athmete in ihrem ganzen Wesen. Sie war nicht hoch von Wuchse, zart und regelmäßig gebaut, hatte feingeschnittene Züge, eine schöne, glatte Stirn, goldblonde Haare, und die klassische Nase ihrer Mutter. Die Lippen waren voll, und die grauschwarzen Augen blickten etwas starr unter den starken, nach oben geschweiften Brauen hervor. Ihre Hände waren nicht groß, aber nicht sehr hübsch: Leute von Talent haben gewöhnlich nicht solche Hände .... und in der That, besaß Wera, so weit man wußte, keine besonderen Talente. Ihre Stimme war fein, wie die eines siebenjährigen Mädchens. Auf dem Balle meines Onkels wurde ich ihrer Mutter vorgestellt, und einige Tage darauf stattete ich ihnen meinen Besuch ab.

Mme. Jeltzow war eine sonderbare Frau, von festem,

standhaftem und verschlossenem Charakter. Sie übte einen nachhaltigen Eindruck auf mich aus: sie flößte mir Achtung und zugleich Scheu ein. Alles war bei ihr einem System unterworfen, auch ihre Tochter hatte sie nach einem solchen erzogen, ohne jedoch ihre Freiheit einzuschränken. Sie wurde von der Tochter geliebt und besaß das volle Vertrauen derselben. Gab Frau Jeltzow ihrer Tochter ein Buch mit der Weisung: hier, diese Seite sollst Du nicht lesen — so würde Letztere eher auch die vorhergehende Seite überspringen, doch nimmermehr einen Blick auf die verbotene geworfen haben. Frau Jeltzow aber hatte auch ihre idées fixes, ihre Steckenpferdchen. So zum Beispiel hatte sie eine wahre Scheu vor Allem, was die Phantasie zu reizen im Stande war; daher hatte denn auch ihre Tochter bis zu ihrem siebzehnten Jahre keine Erzählung, kein poetisches Erzeugniß gelesen; dagegen aber trieb sie mich, den Candidaten und wenn Du Dich dessen erinnern willst, keinen der unwissendsten Candidaten, durch ihre Kenntnisse in Geographie, Geschichte und selbst Naturwissenschaften, mehr als ein Mal in die Enge. Ein Mal unterfing ich mich, mit Frau Jeltzow über ihre Grille zu sprechen, obgleich es nicht wenig Mühe kostete, dies Gespräch anzuknüpfen: sie war überaus schweigsam. Sie schüttelte bloß den Kopf.

— Sie behaupten, sagte sie endlich: — das Lesen poetischer Erzeugnisse sei nützlich und angenehm . . . Ich glaube man muß im Leben vor Allem das Nützliche oder das Angenehme wählen, und daran dann für

immer festhalten. Auch ich habe einmal Beides vereinigen wollen . . . Es ist unmöglich und führt nur zum Verderben oder zur Trivialität.

Ja, ein merkwürdiges Wesen war diese Frau, ein ehrliches, stolzes, in ihrer Art fanatisches und abergläubisches Wesen. „Das Leben flößt mir Furcht ein“, — sagte sie mir einst. — Und wirklich, sie hatte Furcht vor demselben, hatte Furcht vor den geheimen Kräften, auf welchen das Leben basirt und welche, wenn auch selten, doch dann ungestüm zum Ausbruche kommen. Wehe Denen, über welche dieselben hereinbrechen! Frau Jeltzow hatte deren schreckliche Wirkung an sich erfahren: denke an den Tod ihrer Mutter, ihres Gatten, ihres Vaters . . . Das sind Schläge, die Jedem Furcht einflößen können. Ich habe sie niemals lächeln sehen. Sie hatte sich gleichsam selbst hinter Schloß und Riegel gelegt und den Schlüssel in's Wasser geworfen. Viel Gram muß sie in ihrem Leben erduldet haben, und Niemand ließ sie daran theilnehmen. Alles behielt sie für sich. Sie hatte sich dermaßen gewöhnt ihre Regungen niederzuhalten, daß sie sich selbst scheute ihre leidenschaftliche Liebe für ihre Tochter zu äußern; nie hat sie dieselbe in meiner Gegenwart geküßt, nie dieselbe mit einem schmeichelnden Namen angeredet; sie hieß sie immer nur Wera. Ich erinnere mich eines Wortes von ihr: ich bemerkte einmal, wir Leute der Jetztzeit wären etwas verbogen . . . — „Das tauge zu Nichts, meinte sie — man müsse sich gerade biegen oder brechen.

Frau Jeltzow empfing wenig Besuche; ich war jedoch oft dort. Eine innere Stimme sagte mir, daß sie ein gewisses Wohlwollen für mich hatte; und Wera gefiel mir außerordentlich. Wir unterhielten uns, machten Spaziergänge mit einander . . . Die Mutter störte uns nicht; die Tochter mochte selbst nicht ohne die Mutter sein, und ich meinerseits fühlte auch kein Bedürfniß einer heimlichen Unterhaltung. Wera hatte die sonderbare Gewohnheit laut zu denken; Nachts, im Schlafe, sprach sie laut und deutlich von dem, was im Laufe des Tages Eindruck auf sie gemacht hatte. — Ein Mal, nachdem sie mich einen Augenblick aufmerksam betrachtet, sagte sie, nach ihrer Gewohnheit, leicht auf ihren Arm gestützt: „Mich dünkt, B. ist ein braver Mann; aber kann man sich auf ihn verlassen?" Unser Verhältniß zu einander war überaus freundschaftlicher Art und blieb sich immer gleich; nur ein Mal däuchte mich, ich hätte dort, tief, recht tief in ihren Augensternen, etwas Eigenthümliches, ich möchte sagen, Schmachtendes und Zärtliches bemerkt . . . Vielleicht habe ich mich getäuscht.

Die Zeit verging unterdessen und ich mußte an meine Abreise denken. Ich zögerte aber damit. Beim bloßen Gedanken, daß ich bald dieses liebe Mädchen, zu dem ich eine solche Zuneigung gewonnen hatte, nicht mehr sehen sollte — wurde mir bange zu Muthe . . . Berlin begann seine Anziehungskraft für mich zu verlieren. Ich durfte mir selbst nicht bekennen, was in mir vorging, doch ich hatte auch keinen rechten

Begriff von dem, was mich bewegte, — es war wie ein Nebel, der meine Seele umwölkte. Endlich, eines Morgens, wurde mir auf einmal Alles klar. „Wozu noch suchen“, dachte ich, „wonach denn streben? Mit Händen läßt sich die Wahrheit doch nicht greifen. Würde es nicht besser sein, ich bliebe hier und heirathete?“ Und, denke Dir, diese Heirathsidee machte mich damals durchaus nicht bedenklich. Im Gegentheil, sie machte mir Freude. Noch mehr: an demselben Tage eröffnete ich meine Absicht, freilich nicht Wera, was natürlicher gewesen wäre, sondern Mme. Jeltzow. Die Alte sah mich an.

— Nein, sagte sie, mein Bester! Reisen Sie nach Berlin, biegen Sie sich noch etwas gerade. Sie sind gut; Wera aber bedarf eines Mannes anderer Art.

Ich senkte den Blick zu Boden, wurde roth und, was Dich gewiß noch mehr befremden wird, stimmte sogleich in meinem Innern der Mme. Jeltzow bei. Eine Woche darauf reiste ich fort und habe seit der Zeit weder Mutter noch Tochter wiedergesehen.

Ich habe Dir meine Erlebnisse in Kürze mitgetheilt, weil ich weiß, daß Du nichts „Langgesponnenes“ liebst. In Berlin angekommen, hatte ich Wera gar bald aus dem Sinne verloren . . . Dennoch, muß ich gestehen, hat mich die unerwartete Nachricht von ihr aufgeregt. Der Gedanke, daß sie in meiner Nähe, meine Nachbarin sei, daß ich sie in diesen Tagen sehen werde, macht mich bestürzt. Die ganze Vergangenheit steigt gleichsam aus der Erde zu mir herauf und drängt sich

mir entgegen. Priimkow eröffnete mir, er habe mich gerade deßhalb besucht, um unsere alte Bekanntschaft aufzufrischen und er hoffe mich recht bald bei sich zu sehen. Er theilte mir mit, er habe in der Kavallerie gedient, seinen Abschied als Kornet genommen, sich acht Werst von hier ein Landgut gekauft und wolle nun der Landwirthschaft obliegen, er habe drei Kinder gehabt, zwei wären gestorben, eine fünfjährige Tochter sei übrig geblieben.

— Und Ihre Frau erinnert sich meiner? fragte ich.

— Ja, sie erinnert sich Ihrer, gab er mir stockend zur Antwort. — Freilich war sie damals, so zu sagen, noch ein Kind; ihre Mutter sprach aber immer mit großem Lobe von Ihnen, und Sie wissen, wie hoch sie jedes Wort der Verstorbenen in Ehren hält.

Mir fiel das Wort der Frau Jeltzow ein, ich sei kein passender Mann für ihre Wera . . . „Folglich bist Du der Passende“, dachte ich, Priimkow von der Seite anblickend. Er blieb einige Stunden bei mir. Er ist ein guter, lieber Mensch, spricht recht bescheiden und sieht so treuherzig aus, daß es Einem schwer fällt, ihm seine Zuneigung vorzuenthalten . . .; seine Geistesfähigkeiten haben sich indessen, seit jener Zeit, als wir ihn kannten, nicht entwickelt. Ich werde ihn durchaus besuchen, vielleicht schon morgen. Ich bin sehr darauf gespannt, wie ich Wera wiederfinden werde.

Du Bösewicht lachst vermuthlich jetzt, von Deinem Direktorsitze hinter dem Tische her, über mich: ich schenke

Dir aber doch nicht die Beschreibung des Eindruckes, den sie auf mich gemacht haben wird. Lebe wohl bis zum nächsten Briefe!

Dein P. B.

Dritter Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut M . . ., 16. Juni 1850.

Nun, lieber Bruder, ich bin bei ihr gewesen, habe sie gesehen! Vor Allem muß ich Dir einen wunderbaren Umstand mittheilen: glaube mir oder glaube mir nicht, wie Du willst — weder ihr Gesicht, noch ihre Gestalt haben sich merklich verändert. Als sie mir entgegenkam, habe ich wohl die Augen aufgerissen: ein siebenzehnjähriges Mädchen, so wahr ich lebe! Nur die Augen sind nicht die eines jungen Mädchens; übrigens hatte sie auch in ihrer Jugend nichts Kindliches in den Augen, sie waren gar zu hell. Aber immer noch dieselbe Ruhe, dieselbe Freundlichkeit, dieselbe Stimme, nicht ein Fältchen auf der Stirn, als wenn sie die ganze Zeit hindurch irgendwo unter Schnee gelegen hätte. Und sie ist jetzt achtundzwanzig Jahre alt und hat drei Kinder geboren . . . Begreife es nicht! Glaube nur nicht, — ich bitte Dich — daß ich aus Parteilichkeit übertreibe; im Gegentheil, gerade diese „Stätigkeit" gefällt mir nun gar nicht an ihr.

Eine Gattin und Mutter, im Alter von 28 Jahren, darf nicht einem jungen Mädchen ähnlich sehen: ihr

Leben kann doch nicht spurlos an ihr vorüber gegangen sein! Sie empfing mich sehr freundlich, und Priimkow war vollends durch meinen Besuch erfreut: dieser brave Mann sucht so recht jede Gelegenheit, Jedermanns Freund zu werden. Das Haus, das sie bewohnen, ist sehr bequem und nett. Wera war sogar gekleidet wie ein junges Mädchen: von Kopf bis zu Fuß in Weiß, mit einem hellblauen Gurt um den Leib und einer feinen, goldenen Kette um den Hals. Ihr Töchterchen ist allerliebst, gleicht ihr aber durchaus nicht; sie erinnert an ihre Großmutter. Im Gastzimmer, über dem Divan, hängt ein Portrait dieser sonderbaren Frau, das überaus gelungen ist. Sofort bei meinem Eintritt fiel es mir in die Augen. Mich däuchte, sie blicke mich streng und aufmerksam an. Wir ließen uns nieder, riefen alte Erinnerungen wach und kamen allmählich in's Gespräch hinein. Unwillkürlich fielen meine Blicke auf das finstere Bildniß der Frau Jeltzow. Wera saß gerade unter ihm auf ihrem Lieblingsplatze. Denke Dir mein Erstaunen: Wera Nikolajewna hat bis jetzt nicht einen einzigen Roman, nicht ein einziges Gedicht — mit einem Worte, nicht einen einzigen, erdichteten Aufsatz, wie sie es nennt, gelesen! Diese unbegreifliche Gleichgiltigkeit gegen die erhabensten Genüsse des Geistes brachte mich in Harnisch. Bei einem klugen und soviel ich beurtheilen kann, mit feinem Gefühle begabtem Weibe, ist das ganz unverzeihlich.

— Haben Sie sich's denn, fragte ich sie, — zum Grundsatze gemacht, niemals dergleichen Bücher zu lesen?

— Ich bin nicht dazu gekommen, entgegnete sie — habe keine Zeit gehabt.

— Keine Zeit! Das wundert mich! Da hätten Sie doch, fuhr ich zu Priimkow gewendet fort, Ihre Frau dazu anregen sollen.

— Ich, mit Vergnügen . . . begann Priimkow; doch unterbrach ihn Wera.

— Verstelle Dich doch nicht! Du bist selbst kein großer Freund von Gedichten.

— Von Gedichten, begann er, freilich nicht besonders; Romane aber, zum Beispiel . . .

— Was machen Sie denn, womit beschäftigen Sie sich Abends? fragte ich: — spielen Sie Karten?

— Zuweilen spielen wir, entgegnete sie: — an Beschäftigung fehlt es uns nicht? Wir lesen auch; es giebt gute Werke außer Gedichten.

— Warum sind Sie den Gedichten so abhold?

— Das bin ich nicht, ich bin aber von Kindheit auf angehalten worden, diese erdichteten Sachen nicht zu lesen; so hatte es die Mutter gewollt, und je länger ich lebe, um so fester wird in mir die Ueberzeugung, daß Alles, was die Mutter anordnete, Alles, was sie sprach, Wahrheit, heilige Wahrheit war.

— Nun, wie es Ihnen gefällt, ich kann Ihnen jedoch nicht beistimmen, ich bin überzeugt, daß Sie, ganz unnützerweise, sich des reinsten, des erlaubtesten Genusses berauben. Sie verwerfen doch nicht die Musik, die Malerei; warum verwerfen Sie die Poesie?

— Ich verwerfe sie nicht, bis jetzt habe ich sie nur nicht kennen gelernt — das ist Alles.

— Nun dann will ich es unternehmen, sie damit bekannt zu machen! Ihre Mutter hat Ihnen doch nicht für Ihr ganzes Leben die Bekanntschaft mit Erzeugnissen der schönen Literatur untersagt?

— Nein; als ich heirathete, hat meine Mutter mich jedes Verbotes entbunden; mir selbst ist es nicht eingefallen, zu lesen . . . wie sagten Sie doch? . . . nun, mit einem Worte — Romane zu lesen.

Ich hörte Wera befremdet an; das hatte ich nicht erwartet.

Sie blickte mir mit ihrer ruhigen Miene in's Gesicht. Das ist der Blick eines Vogels, der sich sicher fühlt.

— Ich will Ihnen ein Buch bringen! rief ich. (Mir fuhr der jüngst gelesene „Faust" durch den Sinn.)

Wera stieß einen schwachen Seufzer aus.

— Das . . . das wird doch nichts von George Sand sein? fragte sie mich, nicht ohne Bangen.

— Ah! Sie haben also von ihr gehört? Nun, wenn es auch wirklich diese Schriftstellerin wäre, was thäte es? . . . Nein, ich bringe Ihnen etwas Anderes. Sie haben doch das Deutsche nicht vergessen?

— Nein, ich habe es nicht vergessen.

— Sie spricht die Sprache wie eine Deutsche, warf Priimkow dazwischen.

— Nun vortrefflich! ich werde Ihnen . . . doch Sie

sollen selbst sehen, was für eine wunderbare Geschichte ich Ihnen bringen werde.

— Nun, gut, wir wollen sehen. Jetzt aber kommen Sie in den Garten; Natascha kann nicht ruhig auf einem Flecke sitzen bleiben.

Sie setzte einen runden Strohhut auf, einen Kinderhut, ganz wie der war, den ihre Tochter aufhatte, nur etwas größer, und wir begaben uns in den Garten. Ich ging an ihrer Seite. An der frischen Luft, im Schatten hoher Linden, kam mir ihr Gesicht noch lieblicher vor, besonders, wenn sie sich halb mir zuneigte und den Kopf zuückwarf, um mir unter dem Rande ihres Hutes hervor in's Gesicht zu blicken. Wäre Priimkow nicht gewesen, der hinter uns herging, wäre das kleine Mädchen nicht gewesen, das vor uns einhersprang, ich hätte, in der That mich in dem Glauben wiegen können, ich wäre nicht 35, sondern 23 Jahre alt, und eben im Begriff meine Reise nach Berlin anzutreten, um so mehr, als auch der Garten, in dem wir wandelten, außerordentliche Aehnlichkeit mit dem Garten des Gutes der Frau Jeltzow hatte. Ich behielt diesen Eindruck nicht für mich und theilte ihn Wera mit.

— Es sagen Alle, ich hätte mich äußerlich wenig verändert, entgegnete sie: — übrigens bin ich auch innerlich dieselbe geblieben.

Wir näherten uns einem kleinen chinesischen Gartenhäuschen.

— Solch ein Häuschen hatten wir in Osinowka nicht,

sagte sie: — Lassen Sie sich jedoch nicht durch das hinfällige und verwitterte Aeußere täuschen: drinnen ist es sehr angenehm und kühl.

Wir betraten das Häuschen. Ich warf einen Blick umher.

— Wissen Sie, Wera Nikolajewna, äußerte ich: — lassen Sie, wenn ich wiederkomme, einen Tisch und einige Stühle hierherbringen. Hier ist es, wahrhaftig, allerliebst. Hier will ich Ihnen . . . Göthe's „Faust" vorlesen . . . das ist das Buch, das ich Ihnen bringen will.

— Ja, es sind keine Fliegen hier, bemerkte sie naiv; wann kommen Sie wieder?

— Uebermorgen.

— Gut, sagte sie; ich werde Alles einrichten lassen.

Nataſcha, die mit uns zugleich in's Häuschen getreten war, that plötzlich einen Schrei und sprang bleich und erschreckt zurück.

— Was giebt es? fragte Wera.

— Ach, Mama, brachte die Kleine hervor, indem sie mit dem Finger nach einem Winkel deutete, sieh' doch, was für eine schreckliche Spinne! . . .

Wera Nikolajewna warf einen Blick in den Winkel: eine große, buntgefleckte Spinne kroch langsam die Wand hinauf.

— Was ist denn dabei Schreckliches? sagte sie; das Thier sticht nicht, sieh her!

Und bevor ich sie zurückhalten konnte, hatte sie das

garstige Thier in die Hand genommen, ließ es auf der flachen Hand umherkriechen nnd warf es dann hinaus.

— Sie haben aber Muth! rief ich.

— Dazu gehört keiner! Diese Spinne ist nicht giftiger Art.

— Wie ich sehe, sind Sie noch fest in der Naturkunde; ich hätte das Thier nicht in die Hand nehmen können.

— Es ist ganz unschädlich, setzte Wera hinzu.

Natascha sah uns Beiden schweigend in's Gesicht und lächelte.

— Wie ist sie Ihrer Frau Mutter ähnlich!

— Ja, erwiderte Wera mit zufriedenem Lächeln: — das ist mir eine große Freude. Gebe Gott, daß sie derselben nicht bloß dem Gesichte nach ähnlich werde!

Wir wurden zum Essen gerufen. Bald nach Tisch fuhr ich davon. — Das Essen war sehr gut und schmackhaft — das sei für Dich, Leckermaul, hierbei in Klammern bemerkt! Morgen begebe ich mich zu ihnen mit dem „Faust". Ich fürchte nur, daß wir Beide, Vater Göthe und ich, durchfallen werden. Ich werde Dich von Allem ausführlich in Kenntniß setzen.

Nun aber, was denkst Du zu allen „diesen Vorfällen"? Gewiß denkst Du, sie habe auf mich einen lebhaften Eindruck gemacht, ich wäre im Begriff mich zu verlieben und dergleichen mehr? Unsinn, lieber Bruder! Alles hat

seine Zeit! Ich habe genug ausgeschlagen; nicht weiter! In meinen Jahren fängt man das Leben nicht von vorne wieder an. Und dann waren Frauen dieser Gattung auch früher nicht nach meinem Geschmack . . . Uebrigens, welchen Geschmack bekundete ich überhaupt in Bezug auf die Frauen!!

Mich schaudert — es preßt mir das Herz —
Ich muß meiner Götzen mich schämen.

Auf jeden Fall ist mir diese Nachbarschaft sehr angenehm, ich freue mich der Gelegenheit, mit einem klugen, einfachen, klaren Wesen zusammenkommen zu können; was weiter daraus wird, sollst Du seiner Zeit erfahren.

Dein P. B.

Vierter Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut M . . ., 20. Juni 1850.

Gestern fand die Vorlesung statt, mein lieber Freund! Ueber das Wie, sollst Du gleich Näheres erfahren. Vor Allem muß ich Dir sagen: ein unerwarteter Erfolg! . . . Das heißt „Erfolg" ist nicht das rechte Wort . . . Nun höre denn! Ich fand mich zum Essen ein. Bei Tische waren wir unser sechs: sie, Priimkow, die Tochter, die Gouvernante (ein unbedeutendes, blondes Ding), ich und ein alter Deutscher, ein vom Schicksal umhergeworfener Mann, in einem kurzen, braunen Rock, sauber rasirt,

einem recht bescheidenen, ehrlichen Gesichte, mit zahnlosem Lächeln und einem Geruch nach Cichorienkaffee . . . ohne den kein Deutscher auf Erden wandelt. Man stellte mich ihm vor: es war ein gewisser Schimmel, Lehrer der deutschen Sprache bei Priimkow's Nachbarn, einem Fürsten Ch . . . Wera scheint ihm gewogen zu sein; sie lud ihn zu der Vorlesung ein. Es wurde spät gespeist, man blieb lange bei Tisch sitzen, nachher gingen wir spazieren. Das Wetter war prachtvoll. Am Morgen hatte es geregnet und tüchtig gestürmt, gegen Abend aber war es ganz still geworden. Wir erreichten eine kleine Wiese. Gerade am Ende der Wiese hatte sich eine große, rosenrothe Wolke gelagert und blieb bewegungslos in der Höhe stehen; wie Rauch zogen graue Streifen an ihr entlang. Hart am Rande der Wolke zitterte ein Sternchen, bald hervorblinkend, bald verschwindend, etwas weiter aber zeigte sich die bleiche Mondsichel in dem leichtgerötheten Blau. Ich lenkte Wera's Blick auf die Wolke.

— Ja, sagte sie: — das ist sehr schön, sehen Sie sich aber das an!

Ich wandte mich um. Eine große, dunkel-blaue Wolke stieg herauf und sog die letzten Strahlen der untergehenden Sonne in sich auf. Sie glich einem feuerspeienden Berge; ihr oberer Theil breitete sich wie eine Garbe über den Himmel aus, und in einem leuchtenden Saume zog unheilverkündendes Roth um sie hin, das an einer Stelle, gerade in der Mitte, mit voller Kraft durch die düstere

Masse brach, als werde es aus einem glühenden Krater hervorgeschleudert . . .

— Es zieht ein Gewitter auf — bemerkte Priimkow . . .

Ich komme aber von der Hauptsache ab. In meinem letzten Briefe vergaß ich Dir zu sagen, daß ich, von Priimkows nach Hause zurückgekehrt, Bedauern empfand, gerade vom „Faust" gesprochen zu haben; für den Anfang wäre Schiller viel geeigneter gewesen, wenn nun einmal ein Deutscher herhalten sollte. Besonders machten mir die ersten Scenen, bis zur Bekanntschaft mit Gretchen, bange; in Betreff des Mephistopheles, war ich auch nicht ruhig. Ich befand mich aber nun einmal unter „Faust's" Einfluß und hätte nichts Anderes befriedigend lesen können. Als es bereits ganz dunkel geworden war, begaben wir uns in's chinesische Gartenhäuschen; es war Tags zuvor eingerichtet worden. Der Thüre gerade gegenüber, vor dem kleinen Divan, stand ein runder Tisch, mit einer Tischdecke behangen; rund herum hatte man Armstühle und Sessel gestellt. Auf dem Tische brannte eine Lampe. Ich nahm auf dem Divan Platz und langte das Buch hervor. Wera Nikolajewna ließ sich etwas abseits, auf einem Armstuhl, unfern der Thüre, nieder. Außerhalb der Thür ragte, leicht bewegt, und vom Lampenschein gestreift, ein grüner Akazienzweig aus dem Dunkel hervor. Von Zeit zu Zeit strömte ein nächtlicher Windhauch in's Zimmer. Priimkow setzte sich neben mich an den Tisch, der Deutsche nahm neben ihm Platz. Die Gouvernante war mit

Natascha im Hause zurückgeblieben. Vor Beginn der Vorlesung sprach ich einige erklärende Worte über die alte Sage vom Doctor Faust, die Bedeutung des Mephistopheles, sprach auch von Göthe selbst und bat, man möge mich unterbrechen, falls Etwas unverständlich scheinen sollte. Darauf räusperte ich mich . . . Priimkow fragte mich, ob ich nicht Zuckerwasser wünsche und war, wie man bemerken konnte, sehr mit sich selbst zufrieden, diese Frage an mich gerichtet zu haben. Ich dankte. Tiefes Schweigen stellte sich ein. Ich begann zu lesen, ohne die Augen vom Buche aufzuschlagen; ich war etwas verlegen, mein Herz pochte und meine Stimme zitterte. Das erste Beifallszeichen entfuhr dem Munde des Deutschen, und auch während des Lesens war er der Einzige, der die Stille unterbrach . . . „Unvergleichlich! Erhaben!" rief er jedesmal aus und fügte zuweilen wichtig hinzu: „Diese Tiefe!" Priimkow, soviel ich bemerken konnte, langweilte sich: das Deutsche versteht er ziemlich schlecht, und dann findet er auch keinen Gefallen an der Poesie, wie er selbst gestanden hat! . . . Was zwang ihn denn aber zuzuhören! — Bei Tische hätte ich beinahe die Bemerkung nicht unterdrücken können, die Vorlesung könne auch ohne ihn statthaben; es fehlte mir aber der Muth dazu. Wera rührte sich nicht; ich blickte zwei Mal verstohlen nach ihr hin: ihr Blick war aufmerksam und gerade auf mich gerichtet; ein Anflug von Ernst lag über ihr bleiches Gesicht gebreitet. Nach der ersten Scene zwischen Faust und Gretchen beugte sie sich etwas vor, legte die Hände in einander und blieb

unbeweglich in dieser Stellung bis zu Ende. Ich fühlte, daß Priimkow unbehaglich zu Muthe wurde, und das wirkte Anfangs etwas abkühlend auf mich; allmählich aber verlor ich ihn aus dem Sinn, wurde warm und las mit Feuer, mit Begeisterung! . . . Ich las für Wera allein; eine innere Stimme sagte mir, daß „Faust" zu ihr hinüberwirkte. Als ich fertig war (das Intermezzo hatte ich übersprungen: das Ding gehört seinem Gehalte nach schon in den zweiten Theil; und auch in „der Blocksbergnacht" mußte ich Mehreres auslassen) . . . als ich also fertig war, als das letzte „Heinrich!" ertönte, rief der Deutsche mit Rührung aus: „Mein Gott! wie schön!" Priimkow sprang wie vor Freuden auf (der Arme!), schöpfte tief Athem und dankte mir für das ihm gewährte Vergnügen . . . Ich erwiderte ihm Nichts darauf: mein Blick war auf Wera gerichtet . . . Ich wollte hören, was sie sagen werde. Sie erhob sich, trat unsicheren Schrittes zur Thür, zögerte etwas auf der Schwelle und entfernte sich dann still in den Garten. Ich eilte ihr nach. Sie war bereits einige Schritte weit fortgegangen; kaum, daß ihr weißes Kleid im dichten Grün noch sichtbar war.

— Nun? rief ich: — hat es Ihnen nicht gefallen? Sie blieb stehen.

— Können Sie mir das Buch lassen? ließ sich ihre Stimme hören.

— Ich mache Ihnen ein Geschenk damit, Wera Nikolajewna, wenn Sie es zu besitzen wünschen.

— Ich danke Ihnen! erwiderte sie und verschwand.

Priimkow und der Deutsche waren zu mir herangetreten.

— Wie wunderschön warm! bemerkte Priimkow: — fast schwül. Wohin ist denn aber meine Frau gegangen?

— Wie mir scheint, in's Haus — erwiderte ich.

— Ich glaube, es ist bald Zeit zu Abend zu essen, fuhr er fort. — Sie lasen vortrefflich, setzte er einen Augenblick darauf hinzu.

— Es scheint, warf ich hin, Wera Nikolajewna hat Gefallen am „Faust" gefunden.

— Ohne Zweifel! rief Priimkow aus.

— O gewiß! bekräftigte Schimmel.

Wir traten in das Haus.

— Wo ist die gnädige Frau? fragte Priimkow ein Stubenmädchen, das ihm in den Weg kam.

— Haben sich in's Schlafzimmer zurückzuziehen geruht.

Priimkow begab sich dahin.

Ich trat mit Schimmel auf die Terasse hinaus. Der Alte richtete den Blick gen Himmel.

— Wie viel Sterne! äußerte er langsam, nachdem er eine Prise genommen hatte: — und das sind Alles Welten, setzte er nach einer Zweiten hinzu.

Ich hielt es nicht für nöthig ihm zu antworten und blickte schweigend den Himmel an. Geheimer Zweifel lastete auf meiner Seele . . . Die Sterne, dünkte mich's, schauten ernsthaft auf uns herab. Fünf Minuten darauf

erschien Priimkow und lud uns in das Speisezimmer. Bald stellte sich auch Wera ein. Wir setzten uns.

— Sehen Sie doch Werotschka an, sagte Priimkow zu mir.

Ich warf einen Blick auf sie.

— Nun? bemerken Sie Nichts?

— Sie hat rothe Augen, fuhr Priimkow fort.

Ich schwieg.

— Denken Sie nur, ich ging zu ihr hinauf, auf ihr Zimmer, und fand sie in Thränen gebadet. Das ist bei ihr schon lange nicht vorgekommen. Ich kann Ihnen sagen, wann sie zum letzten Male geweint hat: es war als unser Sascha starb. Da sehen Sie, was Sie mit Ihrem „Faust" angerichtet haben! setzte er mit einem Lächeln hinzu.

— Sie sehen also, Wera Nikolajewna, begann ich: — daß ich doch Recht hatte, als . . .

— Ich hatte das nicht erwartet, unterbrach sie mich: — Gott mag aber wissen, ob Sie wirklich Recht haben. Vielleicht hatte mir meine Mutter eben deßhalb verboten dergleichen Bücher zu lesen, weil sie wußte . . .

Wera hielt inne.

— Was wußte sie? wiederholte ich. — Bitte, reden Sie doch!

— Wozu? Bin ich doch ohnehin verlegen: worüber habe ich denn geweint? Uebrigens, wir werden noch davon sprechen. Ich habe Vieles nicht recht verstanden.

— Warum haben Sie mich denn nicht unterbrochen?

— Die Worte habe ich alle verstanden, auch den Sinn derselben, aber . . .

Sie brachte ihre Rede nicht zu Ende und wurde nachdenkend. In diesem Augenblicke vernahm man vom Garten her das Rauschen des Laubes, das ein Windstoß in Bewegung brachte. Wera fuhr zusammen und wandte sich mit dem Gesicht zum Fenster.

— Ich sagte Ihnen, es wird ein Gewitter kommen: rief Priimkow. — Worüber fährst Du dann aber so zusammen, Werotschka?

Sie blickte ihn schweigend an. Das ferne Wetterleuchten erhellte unheimlich ihr starres Gesicht.

— Das verdanken wir Alles dem „Faust“, fuhr Priimkow fort. Nach dem Abendessen wollen wir uns gleich zur Ruhe begeben . . . nicht wahr, Herr Schimmel?

— Nach geistigem Vergnügen ist körperliche Ruhe ebenso wohlthuend, als nützlich, entgegnete der gute Deutsche und leerte ein Gläschen.

Nach dem Abendessen trennten wir uns sogleich. Als ich von Wera Abschied nahm, drückte ich ihr die Hand; ihre Hand war kalt. Ich betrat das für mich bestimmte Zimmer und blieb lange am Fenster stehen, bevor ich mich entkleidete und zu Bett ging. Priimkow's Voraussagung traf ein: das Gewitter war aufgezogen und entlud sich. Ich lauschte auf das Brausen des Windes, auf das Anprallen und Plätschern des Regens und betrachtete, wie die nahe Kirche oberhalb des Teiches bei

jedem Aufleuchten des Blitzes auf einen Augenblick bald schwarz vom weißen Hintergrunde, bald weiß aus dem Dunkel sich abhob und wie dann Alles wieder in Finsterniß versank . . . Meine Gedanken aber waren wo anders. Ich dachte an Wera, dachte daran, was sie mir sagen würde, sobald sie selbst den „Faust" gelesen hätte, dachte an ihre Thränen, und dachte fortwährend an das Bild im Gartenhause, wie sie mir zugehört . . .

Das Gewitter war schon längst vorüber: die Sterne flimmerten wieder hell am Himmel, rund herum war Alles ruhig geworden. Ein mir unbekannter Vogel sang sein vieltöniges Lied in immer wiederkehrender Weise. Seine helle, vereinzelte Stimme, nahm sich inmitten der tiefen Stille ganz seltsam aus; ich war noch immer nicht zu Bett gegangen.

Am folgenden Morgen war ich früher als die Anderen im Gastzimmer und blieb vor dem Porträt der Frau Seltzow stehen. „Hast viel ausgerichtet — dachte ich, heimlich triumphirend und nicht ohne Schadenfreude — da habe ich deiner Tochter doch ein verpöntes Buch vorgelesen!" Plötzlich schien es mir . . . Du hast gewiß beobachtet, daß Augen en face, vom Bilde aus, den Beschauer nach allen Seiten hin verfolgen . . . dieses Mal aber, schien mir wahrhaftig, die Alte habe vorwurfsvoll den Blick auf mich gerichtet.

Ich wandte mich ab, trat an's Fenster und wurde Wera gewahr. Mit einem Sonnenschirm in der Hand,

einem leichten, weißen Tüchelchen um den Kopf, lustwandelte sie im Garten. Ich verließ sogleich das Haus und entbot ihr meinen Gruß.

— Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen, sagte sie zu mir: — der Kopf thut mir weh; ich bin in die Luft gegangen — vielleicht wird's besser.

— Sollte denn wirklich die gestrige Vorlesung daran schuld sein? fragte ich.

— Freilich, ich bin es nicht gewohnt. In Ihrem Buche da stehen Dinge, die ich gar nicht los werden kann. Ich glaube die machen mir den Kopf so heiß, setzte sie hinzu, indem sie die Hände an die Stirne führte.

— Vortrefflich! äußerte ich; — was aber schlecht ist: ich fürchte die Schlaflosigkeit und das Kopfweh könnten Ihnen die Lust am Lesen von dergleichen Geschichten benehmen.

— Sie glauben? erwiderte sie und riß im Vorbeigehen einen kleinen Jasminzweig ab. — Gott weiß! Mir scheint, wer ein Mal diesen Pfad betritt, kehrt nicht wieder um.

Plötzlich warf sie den Zweig bei Seite.

— Kommen Sie, setzen wir uns in diese Laube, fuhr sie fort: — und, ich bitte Sie, bevor ich nicht selbst ... von jenem Buche zu reden anfange, erwähnen Sie seiner nicht. (Sie schien sich zu scheuen den Namen „Faust“ über die Lippen zu bringen.)

Wir traten in die Laube und nahmen Platz.

— Gut! Ich werde nicht vom „Faust" sprechen, begann ich: — Sie werden mir indessen erlauben, Sie glücklich zu preisen und Ihnen zu sagen, daß ich Sie beneide.

— Sie beneiden mich?

— Ja; wie viel Genuß steht Ihnen bevor, mit Ihrer Seele, wie ich sie jetzt kennen lerne! Es giebt außer Göthe noch große Dichter: Shakespeare, Schiller ... dann unsern Puschkin ... auch ihn müssen Sie kennen lernen.

Sie schwieg und zeichnete mit dem Sonnenschirm im Sande.

O mein Freund Semen Nikolaitsch! wenn Du hättest sehen können, wie lieblich sie in diesem Augenblicke war: bleich, fast bis zur Durchsichtigkeit, leicht übergebeugt, ermattet, innerlich verwirrt — und doch hell, wie der Himmel! Ich sprach, sprach lange, schwieg dann — und blieb schweigend sitzen und schaute sie an ...

Sie erhob ihren Blick nicht und fuhr fort mit dem Sonnenschirm zu zeichnen und das Gezeichnete wieder zu verwischen. Plötzlich ließen sich hastige Kinderschritte hören: Natascha kam in die Laube gelaufen. Wera richtete sich auf, erhob sich und umarmte zu meinem Erstaunen ihre Tochter mit einer eigenthümlich ungestümen Zärtlichkeit ... Das ist nicht ihre Gewohnheit. Darauf erschien Priimkow. Der grauhaarige, aber pünktliche Knabe Schimmel war bereits vor Tagesanbruch

abgereist, um seine Lection nicht zu versäumen. Wir begaben uns zum Thee.

Nun bin ich aber doch müde; es ist Zeit, daß ich diesen Brief zu Ende bringe. Er muß Dir albern, confus vorkommen. Ich selbst fühle mich confus; ich bin nicht bei mir zu Hause. Weiß nicht was in mir vorgeht. Mir schwebt fortwährend das kleine Zimmer vor Augen, mit den nackten Wänden, die Lampe, die offene Thür, der Duft und die Frische der Nacht und dort, neben der Thür, das aufmerksame, jugendliche Gesicht, das leichte, weiße Gewand . . . Jetzt begreife ich, warum ich sie hatte heirathen wollen: ich bin, wie ich sehe, vor meiner Abreise nach Berlin, doch nicht ganz so dumm gewesen, wie ich bis jetzt geglaubt habe. Ja, Semen Nikolaitsch, Dein Freund befindet sich in einer eigenthümlichen Gemüthsstimmung. Ich weiß, das wird Alles vergehen . . . und wenn nicht — je nun, dann vergeht es nicht. Ich bin aber dennoch mit mir zufrieden: erstens, habe ich einen herrlichen Abend verbracht; zweitens, wenn ich diese Seele ihrem Schlummer entrissen habe, wer kann dagegen Etwas haben? Die alte Seltzow hängt an ihrem Nagel an der Wand und muß schweigen. Diese Alte! . . . noch sind mir nicht alle Zwischenfälle ihres Lebens bekannt; soviel weiß ich aber, daß sie aus dem elterlichen Hause entlaufen ist: man merkt, daß sie einer Italienerin Kind war. Sie hat ihre Tochter sicher stellen wollen . . . Nun wir werden sehen.

Fort mit der Feder! Du spöttischer Mensch, denke

von mir was Du willst, nur bitte ich Dich, spotte nicht auf dem Papiere über mich! Wir sind alte Freunde und müssen einander mit Schonung begegnen. Lebe wohl!

Dein P. B.

Fünfter Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut M . . ., 26. Juli 1850.

Ich habe Dir lange nicht geschrieben, lieber Semen Nikolajewitsch; mir scheint, länger als einen Monat nicht. Es gab wohl Manches zu schreiben, aber die Bequemlichkeit behielt die Oberhand. Die Wahrheit zu gestehen: ich habe diese ganze Zeit hindurch fast gar nicht an Dich gedacht. Aus Deinem letzten Briefe an mich kann ich jedoch entnehmen, daß Du Vermuthungen über mich anstellst, die unbegründet, das heißt nicht ganz gegründet sind. Du meinst, ich sei hingerissen von Wera (ich kann sie nicht gut Wera Nikolajewna nennen); doch Du bist im Irrthum. Es ist wahr, ich sehe sie oft, sie gefällt mir außerordentlich . . . wem aber müßte sie nicht gefallen? Ich möchte Dich an meiner Stelle sehen. Ein wunderbares Geschöpf! Blitzschneller Scharfblick, gepaart mit der Einfalt eines Kindes, heller, gesunder Verstand und angeborener Schönheitssinn, beständiges Streben nach Wahrheit, nach Erhabenem und dabei einen Begriff von Allem, sogar von Verworfenheit, sogar vom Lächerlichen — und

über alles dieses ist, gleich weißen Engelsfittichen, sanfter, weiblicher Liebreiz verbreitet ... Wozu aber noch Worte! Wir haben während dieses Monats viel mit einander gelesen, viel geplaudert. Mit ihr lesen, ist ein — Genuß, wie ich einen solchen noch nicht empfunden habe. Es thun sich gleichsam neue Gegenden vor mir auf. Sie geräth durch Nichts in Entzücken: Alles Lärmen ist ihr fremd; wenn ihr Etwas entspricht, wird ihr ganzes Wesen wie still verklärt und ihr Gesicht nimmt einen so edlen und guten . . . ja, das ist es, einen guten Ausdruck an! Seit ihrer frühesten Kindheit hat Wera nicht gewußt, was Lüge sei: sie ist an Wahrheit gewöhnt, athmet nur sie, und deßhalb dünkt ihr in der Poesie auch nur Das natürlich, was wahr ist; sie erkennt die Wahrheit sogleich, ohne Mühe und Anstrengung, erkennt sie wie ein bekanntes Gesicht . . . ein großer Vorzug und ein großes Glück! Etwas Dank muß man ihrer Mutter doch dafür wissen. Wie oft habe ich, wenn ich Wera betrachtete, gedacht: ja, Göthe hat Recht: — „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt.“ Etwas ist fatal: ihr Mann ist beständig um uns. (Ich bitte Dich, enthalte Dich jedes vorwitzigen Lachens, profanire selbst in Gedanken nicht die Reinheit unserer Freundschaft!). Er ist ebenso sehr im Stande Etwas von Poesie zu verstehen, als ich Neigung verspüre Flöte zu blasen; er will aber nicht hinter seiner Frau zurückbleiben, will sich auch aufklären. . . . Zuweilen geht mir mit ihr selbst die Geduld aus;

es überkommt sie plötzlich eine Laune, sie will weder lesen, noch plaudern, setzt sich an den Stickrahmen, macht sich mit Nataſcha zu schaffen oder mit der Haushälterin, läuft plötzlich in die Küche, oder bleibt einfach sitzen, mit untergeschlagenen Armen und schaut zum Fenster hinaus, wenn es ihr nicht gar einfällt mit der Kinderwärterin Düpe zu spielen . . . In solchen Fällen habe ich die Beobachtung gemacht, thut es nicht gut in sie zu dringen; es ist besser man wartet, bis sie selbst herankommt, das Wort ergreift, oder ein Buch hervorholt. Selbständigkeit spricht sich überall bei ihr aus, und das freut mich sehr. Vor Zeiten, in unseren jungen Tagen, wenn da irgend ein junges Ding, so gut es gehen mochte, uns unsere eigenen Worte wieder zum Besten gab, erinnere Dich, wie entzückend schlug dieses Echo an unser Ohr! Ja, fast wäre man ehrfurchtsvoll in die Kniee gesunken, bis man sich plötzlich bewußt wurde, aus welcher Quelle die Worte stammten. Mit dieser aber . . . nein: sie ist nur sie selbst. Auf Treu und Glauben nimmt sie Nichts entgegen; mit Autoritäten richtest Du bei ihr Nichts aus; in Wortstreit läßt sie sich nicht ein, aber nachgeben wird sie auch nicht. Ueber „Faust" habe ich mich mit ihr mehr als ein Mal unterhalten; und — sonderbar! von Gretchen wird sie selbst nie ein Wörtchen sagen, sie hört nur, was ich ihr sage. Mephistopheles flößt ihr Furcht ein, nicht als Teufel, sondern als „ein Etwas, das in jedem Menschen vorkommen kann" . . . Das sind ihre eigenen Worte. Ich begann ihr auseinanderzusetzen, daß wir dieses

„Etwas“ Reflexion nennen; dieses Wort aber hat sie nach seiner deutschen Bedeutung nicht begriffen: sie kennt bloß das eine französische »reflexion« und ist gewohnt, damit den Begriff des Nutzbringenden zu verbinden. Ganz eigenthümlich ist unser Verhältniß zu einander! Von einer Seite betrachtet, kann ich sagen, habe ich großen Einfluß auf sie und bin gleichsam ihr Erzieher; sie hinwiederum, ohne es selbst zu bemerken, wandelt mich zu meinem Vortheile in mehrfacher Hinsicht um. So verdanke ich es ihr zum Beispiel, daß ich seit Kurzem inne werde, welche Masse von conventionellem, rhetorischem Geschwätze in vielen herrlichen, bekannten poetischen Erzeugnissen steckt. Was sie kalt läßt, ist sofort in meinen Augen verdächtigt. Ja, ich bin besser, klarer geworden. Ihr nahe stehen, oft mit ihr zusammenkommen und derselbe Mensch bleiben — ist unmöglich.

Was soll bei allem Dem herauskommen? wirst Du fragen. Ja, wahrhaftig, ich glaube Nichts! Ich werde recht angenehm bis zum September die Zeit verbringen und dann fahre ich wieder meiner Wege. Düster und langweilig wird mir dann das Leben während der ersten Monate vorkommen . . . Doch ich werde mich daran gewöhnen. Ich weiß wie gefahrvoll jederlei Art Verhältniß zwischen einem Manne und einem jungen Weibe ist, wie so leicht ein Gefühl durch ein anderes verdrängt wird . . . Ich würde mich schon loszumachen verstehen, wenn ich mir nicht bewußt wäre, daß wir Beide vollkommen ruhig sind. Es ist wahr, ein Mal fiel zwischen

uns etwas Sonderbares vor. Ich weiß nicht, was dazu Anlaß gegeben hatte — genug, ich erinnere mich, wir lasen den „Onegin“ — ich küßte ihr die Hand. Sie rückte etwas zur Seite, richtete einen Blick auf mich (außer an ihr, ist mir ein solcher Blick noch nicht vorgekommen: Nachdenken, Theilnahme und Etwas wie Strenge, lagen darin) . . . plötzlich ward sie roth, stand auf und entfernte sich. An jenem Tage gelang es mir nicht mehr, mit ihr allein zu sein. Sie wich mir aus und spielte volle vier Stunden mit ihrem Manne, der Wärterin und der Gouvernante ihre Kartenpartie! Am folgenden Morgen machte sie mir den Vorschlag, in den Garten zu gehen. Wir wandelten ihn durch bis an den See. Auf ein Mal, ohne sich mir zuzuwenden, sagte sie flüsternd: „Ich bitte Sie, thun Sie das nicht wieder!“ und sogleich begann sie mir Etwas zu erzählen . . . Ich fühlte mich äußerst beschämt.

Ich muß gestehen, ihr Bild kommt mir nicht aus dem Sinne, und ich glaube beinahe, ich habe diesen Brief an Dich zu dem Ende begonnen, um einen Vorwand zu haben, an sie zu denken, von ihr reden zu können. Ich höre Schnauben und Stampfen von Pferden: das ist der Wagen, der für mich vorfährt. Ich fahre hin. Mein Kutscher fragt mich bereits nicht mehr, wenn ich in den Wagen steige, wohin gefahren wird — er fährt mich geradesweges zu Priimkows. Zwei Werst vor ihrem Dorfe, an einer schroffen Biegung des Weges, sieht ihr Wohnhaus plötzlich aus einem Birkenwäldchen hervor . . .

Jedesmal wird mir das Herz froh, sobald ich in der Ferne die Fenster glänzen sehe. Nicht ohne Grund nennt Schimmel (dieser unschuldige Alte besucht sie selten; mit dem Fürsten Ch . . . . sind sie glücklicherweise nur ein Mal zusammengekommen) . . . Schimmel also, nennt das Haus, in welchem Wera wohnt, mit der ihm eigenen bescheidenen Feierlichkeit, „die Heimath des Friedens“! Es ist wirklich wahr, in diesem Hause hat sich ein Engel des Friedens niedergelassen . . .

Senk' Deinen Fittich auf mich nieder,
Und lind're meines Herzens Pein, —
Und segenspendend wird dein Schatten
Für die bedrängte Seele sein.

Nun aber, genug; sonst kommt Dir Gott weiß was in den Sinn. Bis zum nächsten Male . . . Was werde ich Dir wohl nächstens schreiben? — Lebe wohl! — A propos! Niemals sagt sie: leben Sie wohl, sondern immer: nun, leben Sie wohl! — Mir gefällt das sehr.

Dein P. B.

PS. Ich erinnere mich nicht, ob ich Dir schon gesagt habe: sie weiß darum, daß ich einst um sie geworben.

Sechster Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut M . . ., 10. August 1850.

Gestehe es nur, Du erwartest von mir entweder einen verzweiflungsvollen, oder — einen begeisterten Brief . . .

Nichts davon! Dieser Brief wird sein wie alle. Es ist nichts Neues vorgefallen und kann auch, wie mir scheint, nicht vorfallen. Vor einigen Tagen machten wir eine Fahrt im Boote auf dem See. Ich will Dir diese Lustfahrt beschreiben. Wir waren unser Drei: sie, Schimmel und ich. Ich begreife nicht, was für ein Vergnügen sie darin findet, diesen Alten so oft einzuladen. Die Ch . . . s sind mit ihm unzufrieden; sie sagen, er vernachlässige seine Lectionen. Dieses Mal war er aber ergötzlich. Priimkow war nicht mit von der Partie: er hatte Kopfweh. Das Wetter war wunderbar heiter; große, gleichsam zerrissene, weiße Wolken am blauen Himmel, überall Glanz, Leben in den Bäumen, Plätschern und Anschlagen des Wassers am Ufer, auf den Wellen flüchtige, goldige Reflexe, Kühle und Sonnenschein! — Anfangs ruderten wir, ich und der Deutsche; dann spannten wir das Segel auf und ließen uns treiben. Der Schnabel des Bootes durchschnitt das Wasser, am Steuer schäumte und zischte die Fährte. Sie nahm am Steuerruder Platz und führte dasselbe; um den Kopf hatte sie ein Tuch gebunden: den Hut hätte der Wind davonreißen können; ihre Locken quollen unter ihm hervor und spielten in der Luft. Sie hielt das Steuer fest in ihrem gebräunten Händchen und lächelte, wenn ihr von Zeit zu Zeit der Schaum in's Gesicht spritzte. Ich lag, nicht weit von ihren Füßen, hingekauert auf dem Boden des Bootes; der Deutsche holte seine Pfeife hervor, zündete seinen Knaster an, und — denke Dir, begann in ziemlich wohltönendem Basse zu singen. Zuerst sang er

das alte Lied: „Freu't euch des Lebens", darauf eine Arie aus der „Zauberflöte", und zuletzt eine Romanze, mit dem Titel: „Das A B C der Liebe". In dieser Romanze wird — versteht sich, in scherzender Weise, — das ganze Alphabet durchgenommen, von „A, B, C, D, wenn ich Dich seh'", angefangen — bis auf „U, V, W, X, mach' einen Knix"! — Er sang alle Strophen mit gefühlvollem Ausdrucke; Du hättest aber sehen sollen, wie schelmisch er mit dem linken Auge blinzte bei dem „Knix"! — Wera lachte auf und drohte ihm mit dem Finger. Der Herr Schimmel muß es — wenigstens kommt es mir so vor — in früheren Jahren hinter den Ohren gehabt haben. Auf diese meine Bemerkung erwiderte er mit wichtiger Miene: „Oh freilich, ich habe es meiner Zeit auch verstanden!" klopfte sich die Asche seiner Pfeife in die hohle Hand und kniff, mit den Fingern in den Tabaksbeutel greifend, das Mundstück flott im Mundwinkel zusammen. „Als ich Student war", setzte er hinzu: — „oh, hoho". Weiter sagte er nichts. Aber was für ein: oh, hoho! — Wera bat ihn irgend ein Studentenlied vorzusingen, und er sang ihr das „Knaster, den gelben, hat uns Apoll präparirt" — schnappte aber bei der letzten Note über; er hatte sich schon tüchtig angegriffen. Unterdessen war der Wind stärker geworden, es zogen ziemlich große Wellen über den See, das Boot legte sich etwas auf die Seite; die Schwalben strichen niedrigen Fluges um uns herum. Wir stellten das Segel um und begannen zu laviren. Plötzlich schlug der Wind um, wir fanden uns nicht

sogleich zurecht — eine Welle schlug über den Rand, das Boot hatte ziemlich viel Wasser geschöpft. Auch dieses Mal zeigte sich der Deutsche als flinker Bursche; er entriß meiner Hand die Schnur, stellte das Segel wie es sein mußte und äußerte dabei: „So macht man's in Cuxhafen!"

Wera hatte sich vermuthlich erschreckt, denn sie war bleich geworden, sprach jedoch, ihrer Gewohnheit getreu, kein Wort, nahm nur das Kleid zusammen und stemmte die Fußspitzen auf das Querholz des Bootes. Plötzlich kam mir Göthes Gedicht in den Sinn (seit einiger Zeit bin ich ganz von ihm erfüllt) . . . erinnerst Du Dich:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne —

und declamirte es mit lauter Stimme. Als ich an den Vers kam: „Aug' mein Aug', was sinkst du nieder?" erhob sie etwas ihren Blick (ich saß niedriger als sie: sie mußte zu mir herabsehen) und blickte lange mit den vor dem Winde halbgeschlossenen Augen in die Weite. . . . Ein leichter Regen fiel plötzlich nieder und bildete kleine Bläschen im Wasser. Ich bot ihr meinen Paletot an: sie warf ihn über die Schulter. Wir stiegen an's Land — nicht am Landungsplatze — und begaben uns zu Fuß nach Hause. Ich führte sie am Arm. Es drängte mich beständig ihr Etwas zu sagen, ich schwieg aber. Doch ich erinnere mich, daß ich sie fragte, warum sie zu Hause immer unter dem Porträt der Frau Jeltzow Platz nehme, wie ein Küchlein unter den Flügeln der Mutter. — „Ihr

Vergleich ist sehr treffend" — gab sie zurück — „ich wünschte, niemals von dort hervorgekommen zu sein." — „Sie wünschen niemals frei zu sein?" fragte ich weiter. Sie antwortete Nichts darauf.

Ich weiß nicht, weßhalb ich Dir von dieser Spazierfahrt erzählt habe, — vielleicht aus dem Grunde, weil sie in meinem Gedächtniß haften geblieben ist, wie eins der erfreulichsten Ereignisse verflossener Stunden, obgleich es eigentlich keines ist. Mir war so wonnevoll und heiterernst zu Muthe, daß mir fast Thränen, Thränen der Freude und des Glückes, in die Augen getreten wären.

Ja, denke Dir, am folgenden Tage, als ich im Garten beim Häuschen vorbeikomme, höre ich plötzlich eine angenehme, wohltönende weibliche Stimme, die das: „Freu't euch des Lebens" . . . singt. Ich warf einen Blick in das Gartenhäuschen: — es war Wera. „Bravo!" rief ich: — „ich wußte gar nicht, daß Sie eine so schöne Stimme haben!" — Sie erröthete und verstummte. Scherz bei Seite, sie hat einen vortrefflichen, metallenen Sopran. Und sie, sie hatte, wie mir scheint, keine Ahnung, daß ihre Stimme so schön sei. Wie viel unerforschte Schätze liegen noch in ihr verborgen! Sie kennt sich selbst nicht. Aber, nicht wahr, solch eine Frau ist heut zu Tage eine Seltenheit?

Den 12. August.

Wir hatten gestern eine ganz sonderbare Unterhaltung. Es war die Rede von Geistererscheinungen. Denke

Dir, sie glaubt an dergleichen und meint, sie habe ihre Gründe dafür. Priimkow, der gleichfalls zugegen war, senkte den Blick und nickte mit dem Kopfe, gleichsam zur Bekräftigung ihrer Worte. Ich begann sie auszuforschen, bemerkte aber bald, daß ihr dies Gespräch unangenehm war. Darauf wurde von Einbildung und Einbildungskraft gesprochen. Ich erzählte, wie ich in meiner Jugend, als ich beständig von Glück schwärmte (ein gewöhnlicher Zeitvertreib Derer, die im Leben kein Glück gehabt, oder keins haben), unter Anderem auch davon geschwärmt hätte, welch' eine Wonne es wäre, mit einem geliebten Weibe einige Wochen in Venedig zuzubringen. Ich hatte mich mit dieser Vorstellung dermaßen herumgetragen, besonders Nachts, daß allmählich ein vollständiges Bild davon in meinem Kopfe entstanden war, welches ich nach Belieben hervorzuzaubern vermochte; ich brauchte nur die Augen zu schließen. Das Bild sah folgendermaßen aus: Nacht, Mondschein weiß und zart, Duft ... Du glaubst wohl Citronenduft? nein, Vanille, Cactusgeruch; eine breite Wasserfläche, eine flache Insel mit Oelbäumen bewachsen; auf der Insel, hart am Ufer, ein kleines Haus aus Marmor, mit offenstehenden Fenstern; es ertönt Musik, Gott weiß, woher; im Hause Pflanzen mit dunklen Blättern und der Schein einer halbverdeckten Lampe; über die Brüstung des einen der Fenster ist ein schwerer Sammetteppich mit goldenen Franzen geworfen, dessen eines Ende bis an's Wasser herabreicht; mit dem Ellenbogen auf den Mantel gestützt, sitzen neben einander,

er und sie und blicken in die Ferne hinaus, dorthin, wo Venedig sichtbar wird. Alles dies hat sich mir so lebhaft eingeprägt, als wenn ich es mit leiblichen Augen gesehen hätte. Sie hörte meine Träumereien an und sagte, sie gebe sich auch oft Träumereien hin; sie wären jedoch bei ihr anderer Art: entweder versetze sie sich in Afrika's Wüsteneien, neben irgend einem berühmten Reisenden, oder sie bemühe sich Franklins Spur im Eismeer aufzufinden, wobei sie sich lebhaft alle Entbehrungen vergegenwärtige, die sie zu überstehen, alle Strapazen, gegen welche sie anzukämpfen habe . . .

— Du hast zu viel Reisebeschreibungen gelesen, warf ihr Mann hin.

— Wohl möglich, entgegnete sie: — und doch — wenn nun schon einmal geträumt werden muß, wozu denn noch von Dem träumen, was nicht in Erfüllung gehen kann?

— Und warum denn nicht? warf ich dazwischen. — Was hat denn das Unerfüllbare dabei verschuldet?

— Ich habe mich nicht richtig ausgedrückt, erwiderte sie: — ich wollte sagen, was für ein Vergnügen ist es, von sich, von seinem Glücke zu träumen? Man soll nicht daran denken; kommt es nicht — wozu demselben nachjagen! Es ist mit dem Glück wie mit der Gesundheit, wir erfreuen uns ihrer, so lange wir sie nicht beachten.

Diese Worte machten mich staunen. In diesem Weibe steckt eine große Seele, glaube es mir . . . Von Venedig

ging das Gespräch auf Italien, auf Italiener über. Priimkow ging hinaus, wir blieben allein, Wera und ich.

— Auch in Ihren Adern rinnt italienisches Blut, bemerkte ich.

— Ja, erwiderte sie: — soll ich Ihnen das Porträt meiner Großmutter zeigen?

— Sie werden mich dadurch verbinden.

Sie begab sich in ihr Cabinet und brachte von dort ein ziemlich großes, goldenes Medaillon. Als sie dasselbe geöffnet hatte, erblickte ich die vortrefflich gemalten Porträts des Vaters der Frau Jeltzow, nebst dessen Gattin — jener Bäuerin aus Albano. Wera's Aehnlichkeit mit dem Großvater war zum Erstaunen. Nur daß bei ihm die von einer weißen Puderwolke umrahmten Züge noch strenger, spitzer und schärfer waren und aus den kleinen, gelben Augen Etwas wie finsterer Trotz hervorblickte. Dagegen welch ein Gesicht, das der Italienerin! sinnlich, offen wie eine aufgeblühete Rose, mit großen, feuchten, vortretenden Augen und selbstgefällig lächelnden rosenrothen Lippen! Die feinen, lüsternen Nasenflügel schienen zu zittern und sich zu heben, wie nach einem eben empfangenen Kusse. Die braunen Wangen strotzten von Feuer und Gesundheit, jugendlicher Ueppigkeit und weiblicher Kraftfülle . . . Diese Stirn hatte nie Gedanken beherbergt, und Gott sei es gedankt! Sie ist in ihrem Albaner Costüm abgebildet; der Maler (er hat

es verstanden!) hat ihr in das pechschwarze, bläulich schimmernde Haar einen kleinen Rebenzweig gesteckt: dieser bachantische Putz paßt nun ganz außerordentlich zu dem Charakter dieses Gesichtes! Und weißt Du wohl, an wen es mich erinnert hat, dies Gesicht? An meine Manon Lescault im schwarzen Rahmen! Und was das Merkwürdigste ist: während ich das Porträt betrachtete, fiel mir bei, daß ungeachtet der gänzlichen Unähnlichkeit der Gesichtszüge bei Wera zuweilen Etwas hervorschimmert, das diesem Lächeln, diesem Blicke gleicht . . . Ja, ich wiederhole es: weder sie selbst, noch sonst Jemand in der Welt weiß, was Alles in ihr verborgen ruht . . .

Apropos! Die Jeltzow hat vor der Heirath ihrer Tochter dieser ihre ganze Lebensgeschichte erzählt, den Tod ihrer Mutter u. s. w., vermuthlich zur Belehrung. Besonderen Eindruck hat auf Wera gemacht, was sie von ihrem Großvater, dem geheimnißvollen Ladanow erfuhr. Ist das nicht vielleicht der Grund ihres Glaubens an Gespenster? Sonderbar! sie selbst so rein und licht, und hat doch Furcht vor Allem Düstern, Gräberhaften und glaubt daran . . .

Doch genug. Wozu schreibe ich dies Alles? Doch da es nun einmal meiner Feder entflossen ist, mag es auch an Dich abgehen.

Dein P. B.

Siebenter Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut M . . ., 22. August 1850.

Zehn Tage sind schon vergangen seit meinem letzten Briefe an Dich! . . . O mein Freund, ich kann es nicht länger geheim halten . . . Wie schwer ist mir's um's Herz! wie liebe ich sie! Du kannst Dir vorstellen mit welchem schmerzlichen Beben ich dieses verhängnißvolle Wort niederschreibe! Ich bin kein Knabe, kein Jüngling mehr; ich stehe nicht mehr in dem Alter, wo es fast unmöglich ist, Andere zu täuschen und es Einem nicht darauf ankommt, sich selbst zu hintergehen. Ich weiß und sehe Alles deutlich ein. Ich weiß, daß ich den Vierzigen nahe bin, daß sie eines Anderen Gattin ist, daß sie ihren Mann liebt; ich weiß sehr gut, daß ich von der unseligen Leidenschaft, die sich meiner bemächtigt hat, nichts zu erwarten habe, als heimliche Qualen und vollständige Erschöpfung der Kräfte meines Lebens, — das weiß ich Alles. Ich setze auf Nichts meine Hoffnung und verlange Nichts; das macht mir aber das Herz nicht leichter. Schon vor einem Monat gewahrte ich, daß meine Neigung zu ihr immer heftiger und heftiger wurde. Theils machte mich das verwirrt, theils freute es mich . . . Konnte ich denn erwarten, daß eine Leidenschaft wiederkehren würde, die, gleich der Jugend, ich unwiederbringlich verloren glauben mußte? doch was rede ich! So geliebt, habe ich noch nie, nein, nie! Manon Lescault, Frétillon — das waren meine Götzen.

Solche Götzen kann man leicht zertrümmern; jetzt aber ... jetzt erst muß ich erfahren, was es heißt, ein Weib lieben. Ich schäme mich sogar davon zu sprechen; es ist aber so. Ich schäme mich ... Die Liebe ist doch Egoismus, und in meinen Jahren ist es nicht erlaubt, ein Egoist zu sein; in einem Alter von siebenunddreißig Jahren darf man nicht sich allein leben; man soll mit Nutzen, mit Zweck auf der Welt leben, seine Pflicht, seinen Beruf erfüllen. Ich hatte auch wieder an die Arbeit gehen wollen ... Wieder ist Alles wie vom Winde verweht! Ich muß daran denken, was ich Dir in meinem ersten Briefe schrieb; jetzt begreife ich, welche Probe ich noch zu bestehen hatte. Wie so plötzlich hat mich doch dieser Schlag getroffen! Da stehe ich nun und blicke gedankenlos vor mich hin: ein schwarzer Flor senkt sich auf meine Augen, auf der Seele lastet es schwer und schauerlich. Ich kann mich zusammennehmen, äußerlich ruhig scheinen, nicht bloß in Gegenwart Anderer, auch wenn ich allein bin; das fehlte noch, daß ich den Schmachtenden spiele, ich bin doch kein Knabe mehr! Es hat sich aber ein Wurm in mein Herz geschlichen und der bohrt nun Tag und Nacht in ihm. Womit soll das enden? Bisher war ich betrübt und ruhelos, wenn sie nicht um mich war; in ihrer Gegenwart aber wurde ich ruhig ... Jetzt bin ich auch unruhig, wenn sie zugegen ist — das ist es, was mich schreckt! O mein Freund! Wie fällt es doch so schwer, sich der eigenen Thränen schämen, dieselben verheimlichen zu müssen! ... Nur der Jugend

ist es gestattet Thränen zu vergießen; ihr allein geziemen Thränen . . .

Ich kann diesen Brief nicht nochmals durchlesen; er ist mir wider Willen entschlüpft wie ein Seufzer. Ich kann Nichts hinzufügen, Nichts erzählen . . . Gieb mir Zeit: ich werde wieder zu mir kommen, werde wieder Herr über meine Seele werden; dann will ich mit Dir sprechen, wie ein Mann, jetzt aber möchte ich meinen Kopf an Deine Brust schmiegen und . . .

O Mephistopheles! auch Du hilfst nicht. Absichtlich habe ich innegehalten, absichtlich in mir die ironische Ader gereizt, habe mir in's Gedächtniß gerufen, wie abgeschmackt und fade mir in einem Jahre, ja in einem halben Jahre, diese Klagen, diese Gefühlsergüsse vorkommen werden . . . Doch, Mephistopheles ist ohnmächtig, und der Stachel seines Witzes ist stumpf geworden . . . Lebe wohl!

Dein P. B.

Achter Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut M . . ., 8. September 1850.

Mein lieber Freund Semen Nikolajitsch!

Du hast Dir meinen letzten Brief zu sehr zu Herzen genommen. Du weißt, daß ich von jeher geneigt gewesen bin, meine Empfindungen zu übertreiben. Das kommt mich ganz unwillkürlich an: eine Altweibergewohnheit!

Mit der Zeit wird sich das natürlich verlieren, obschon ich, mit einem Seufzer sei es gestanden, mich bis jetzt noch nicht gebessert habe. Sei also ruhig! Ich will den Eindruck, den Wera auf mich gemacht hat, nicht in Abrede stellen, muß aber dennoch wieder darauf zurückkommen: es ist in Allem dem nichts Ungewöhnliches. Daß Du herkommen willst, wie Du schreibst, ist durchaus nicht nöthig. Tausend Werst weit reisen, Gott weiß wozu — das wäre ja Unsinn! Ich bin Dir jedoch für diesen neuen Beweis Deiner Freundschaft sehr dankbar und werde ihn, glaube mir, nie vergessen. Deine Reise hierher wäre noch außerdem unzeitig, da ich selbst beabsichtige, bald nach Petersburg zu gehen. Auf Deinem Divan sitzend, werde ich Dir Vieles erzählen, jetzt aber habe ich wahrhaftig keine Lust dazu: ich stehe nicht dafür, ich könnte wieder in's Schwatzen hineinkommen und allerlei Zeug auskramen. Vor meiner Abreise schreibe ich Dir noch. Und nun, auf baldiges Wiedersehen. Sei gesund und lustig und ziehe Dir nicht zu sehr zu Gemüth das Schicksal

Deines ergebenen P. B.

Neunter Brief.

Derselbe an Denselben.

Pfarrgut P . . . wo, 10. März 1853.

Ich habe lange mit der Beantwortung Deines Briefes gezögert; während der letzten Zeit kam er mir nicht aus

dem Sinn. Ich fühlte, daß nicht eitle Neugier, sondern aufrichtige, freundschaftliche Theilnahme Dir denselben eingegeben hatte; dennoch schwankte ich, ob ich Deinem Rathe folgen, ob ich Deinem Wunsche entgegenkommen sollte! Endlich war mein Entschluß gefaßt; ich will Dir Alles erzählen. Ob ich mich nach meinem Bekenntniß erleichtert fühlen werde, wie Du glaubst, weiß ich nicht; mich dünkt indessen, ich habe kein Recht vor Dir geheim zu halten, was meinem Leben für alle Zeit einen Umschwung gegeben hat; ich glaube sogar, ich würde dadurch eine Schuld auf mich laden . . . Ach! eine noch größere in Bezug auf jenen unvergeßlichen, lieben Schatten, wenn ich unser trauriges Geheimniß dem einzigen, mir noch theuren Herzen nicht anvertrauen wollte. Du allein vielleicht auf Erden wirst Dich Wera's erinnern und leichtfertig und falsch über sie urtheilen; das darf ich nicht zugeben. Erfahre nun Alles. Ach! dies Alles, es läßt sich in ein paar Worten wiedergeben. Das, was zwischen uns vorfiel, kam urplötzlich wie ein Blitz, und wie ein Blitz brachte es Tod und Verderben mit sich . . .

Seit der Zeit, da sie nicht mehr ist, seit der Zeit, da ich mich in diesem abgelegenen Winkel niedergelassen habe, den ich bis an's Ende meiner Tage nicht verlassen werde, sind mehr als zwei Jahre verflossen; es schwebt mir Alles noch so deutlich vor, und noch sind meine Wunden so frisch, und noch ist mein Leid so herbe, wie damals . . .

Ich will nicht klagen. Das Klagen lindert, wie man

sagt, den Kummer — nicht aber den meinigen. Erzählen will ich.

Erinnerst Du Dich meines letzten Briefes — jenes Briefes, mit welchem ich beabsichtigte, Deine Sorge um mich zu zerstreuen, indem ich Dir abrieth, Petersburg zu verlassen? Seine erheuchelte Leichtfertigkeit war Dir verdächtig vorgekommen, Du hattest an unser baldiges Wiedersehen nicht glauben wollen: Du hattest Recht! Tages zuvor, als ich Dir jenen Brief schrieb, erfuhr ich, daß ich wiedergeliebt werde.

Da ich diese Worte jetzt auf dem Papier lese, sehe ich ein, wie schwer es mir fallen wird, meine Erzählung zu Ende zu bringen. Der mir beständig vorschwebende Gedanke an ihren Tod wird mich mit verdoppelter Stärke martern, diese Erinnerungen werden mich sengen wie Feuer . . . Ich will mich aber bemühen Herr über mich zu werden und lieber die Feder wegwerfen, als das ein unnützes Wort derselben entschlüpft.

Daß Wera mich liebte, erfuhr ich folgendermaßen. Vor Allem muß ich Dir sagen (und Du wirst mir glauben), daß ich bis zu jenem Tage nicht das Geringste vermuthet hatte. Es ist wahr, zu Zeiten wurde sie nachdenkend, was früher nicht der Fall bei ihr gewesen war; ich konnte mir aber nicht deuten, woher das kam. Endlich, an einem Tage, es war am 7. September — ein denkwürdiger Tag für mich — trug sich Folgendes zu. Du weißt, wie lieb ich sie hatte und wie schwer das Herz mir war. Ich streifte wie ein Schatten umher, ich konnte

nirgends eine Stätte für mich finden. An jenem Tage nun wollte ich anfangs zu Hause bleiben, hielt es aber nicht aus und fuhr zu ihr. Ich traf sie allein im Cabinet. Priimkow war nicht zu Hause: er war auf die Jagd geritten. Als ich eintrat, blickte sie mich fest an und erwiderte nicht meinen Gruß. Sie saß am Fenster; in ihrem Schooße lag ein Buch, das ich sogleich erkannte: es war mein „Faust“. Ihr Gesicht zeigte Spuren von Mattigkeit. Ich nahm ihr gegenüber Platz. Sie bat mich jene Scene zwischen Faust und Gretchen laut vorzulesen, in der ihn diese fragt, ob er an Gott glaube. Ich nahm das Buch zur Hand und begann zu lesen. Als ich geendet hatte, warf ich einen Blick auf sie. Den Kopf an die Rücklehne des Sessels gelehnt und die Arme über die Brust gekreuzt, blickte sie immer noch fest in mein Gesicht.

Ich weiß nicht warum, plötzlich begann mir das Herz zu klopfen.

— Was haben Sie mit mir gemacht! sagte sie mit langsamer Stimme.

— Wie? fragte ich verwirrt.

— Ja, was haben Sie mit mir gemacht! wiederholte sie.

— Wollen Sie sagen, begann ich: — weßhalb ich Sie überredet habe, dergleichen Bücher zu lesen?

Sie erhob sich schweigend und verließ das Zimmer. Ich folgte ihr mit dem Blicke.

An der Schwelle der Thür blieb sie stehen und wandte sich nach mir um.

— Ich liebe Sie, sagte sie: — das ist es, was Sie mit mir gemacht haben.

Das Blut stieg mir zu Kopfe . . .

— Ich liebe Sie, ich bin verliebt in Sie, wiederholte Wera.

Sie ging hinaus und schloß die Thür hinter sich ab. Ich will Dir nicht beschreiben, was dann mit mir vorgegangen ist. Ich erinnere mich, ich begab mich in den Garten, vertiefte mich in's Dickicht, stützte mich gegen einen Baum, und wie lange ich dort gestanden habe, kann ich nicht sagen. Ich befand mich wie im Taumel; von Zeit zu Zeit wogte mir das Herz von Glück . . . Nein, so Etwas läßt sich nicht beschreiben! Die Stimme Priimkows entriß mich meiner Erstarrung; man hatte ihn wissen lassen, daß ich angekommen sei, und da war er von der Jagd zurückgekehrt und suchte mich. Er war erstaunt mich im Garten, allein und ohne Kopfbedeckung, anzutreffen und führte mich in's Haus. „Meine Frau ist im Gastzimmer — sagte er — wir wollen zu ihr." Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Gefühlen ich die Schwelle zum Gastzimmer überschritt. Wera saß in einer Ecke am Stickrahmen; verstohlen blickte ich sie an; doch lange darauf hob ich meine Augen nicht mehr zu ihr auf. Sie schien zu meinem Erstaunen ruhig; in ihren Worten, in dem Tone ihrer Stimme, war keine Verwirrung zu bemerken. Endlich faßte ich das Herz sie anzusehen. Unsere Blicke

begegneten sich . . . Kaum merklich rötheten sich ihre Wangen, und sie beugte sich wieder über die Stickerei. Ich beobachtete sie nur. Sie kam mir vor wie Jemand, dem Etwas Befremdendes, Unverständliches zugestoßen ist; ein keineswegs heiteres Lächeln spielte von Zeit zu Zeit um ihre Lippen.

Priimkow verließ das Zimmer. Sie richtete plötzlich den Kopf in die Höhe und fragte mich ziemlich laut:

— Was gedenken Sie jetzt zu thun?

Ich wurde verwirrt und gab mit hastiger, gepreßter Stimme zur Antwort, ich wolle meine Pflicht als Mann von Ehre erfüllen — mich entfernen, „denn — setzte ich hinzu — ich liebe Sie, Wera Nikolajewna, Sie werden es gewiß schon längst bemerkt haben."

Sie beugte sich wieder über ihre Arbeit und wurde nachdenklich.

— Ich muß mit Ihnen sprechen, sagte sie: — kommen Sie heute Abend nach dem Thee in unser Häuschen . . . Sie wissen — wo Sie den „Faust" gelesen haben.

Sie sagte das mit so vernehmlicher Stimme, daß ich bis jetzt nicht begreife, wie Priimkow, der gerade in diesem Augenblicke wieder in's Zimmer trat, nichts davon gehört hat. Langsam, ermüdend langsam, verfloß dieser Tag. Zuweilen warf Wera Blicke umher, mit einem Ausdrucke, als wenn sie die Frage an sich stelle: ob sie denn nicht träume? Und dabei war doch deutliche Entschlossenheit in ihrem Gesichte zu lesen. Ich hingegen . . . ich konnte

gar nicht zu mir selbst kommen. Wera liebt mich! Diese Worte schwirren beständig in meinem Kopfe herum; ich verstand sie aber nicht, — verstand weder mich, noch sie. Ich traute nicht einem so unerwarteten, so überwältigendem Glücke. Mit Mühe versuchte ich mir das Vergangene zu entsinnen und sah aus, und sprach gleichfalls wie im Traume . . .

Nach dem Thee, als ich mich bereits mit dem Gedanken herumtrug, wie ich wohl unbemerkt aus dem Hause schlüpfen könnte, äußerte sie auf einmal selbst, sie wolle einen Spaziergang machen, und schlug mir vor, sie zu begleiten. Ich erhob mich, nahm meinen Hut und folgte ihr. Ich wagte nicht den Mund aufzuthun, kaum vermochte ich Luft zu schöpfen. Ich erwartete, daß sie zuerst das Wort ergreifen werde, wartete auf eine Erklärung; aber sie schwieg. Schweigend erreichten wir das chinesische Häuschen, schweigend traten wir hinein und dort — ich weiß bis jetzt nicht, noch kann ich begreifen, wie es geschah — lagen wir uns Beide plötzlich in den Armen. Eine unsichtbare Gewalt warf mich an ihre, warf sie an meine Brust. Beim ersterbenden Tageslichte ward ihr Gesicht mit dem zurückgeworfenen Lockenhaare plötzlich von einem hingebenden, zärtlichen Lächeln erhellt und unsere Lippen schmolzen in einem Kusse in einander . . .

Dieser Kuß war der erste und letzte.

Wera riß sich plötzlich aus meinen Armen los und taumelte mit dem Ausdrucke des Entsetzens in den starr geöffneten Augen zurück . . .

— Sehen Sie sich um, sagte sie mit bebender Stimme: — sehen Sie Nichts?

Rasch drehte ich mich um.

— Ich sehe Nichts. Sehen Sie denn Etwas?

— Jetzt ist Nichts da, ich habe sie aber gesehen.

Sie holte tief und schwer Athem.

— Wer? Was?

— Meine Mutter, brachte sie langsam und zitternd hervor.

Auch ich schauerte zusammen, es überlief mich eiskalt. Mir wurde unheimlich wie einem Verbrecher zu Muthe. Und war ich es denn nicht in diesem Augenblicke?

— Ach lassen Sie doch! begann ich: — was haben Sie denn? Sagen Sie mir lieber . . .

— Nein, um Gotteswillen, nein! unterbrach sie mich und faßte mit der Hand nach ihrem Kopfe. — Wahnsinn ist es . . . Ich verliere den Verstand . . . Damit scherzt man nicht — das ist der Tod . . . Leben Sie wohl . . .

Ich streckte die Arme nach ihr aus.

— Bleiben Sie, um des Himmels willen, einen Augenblick nur, rief ich in unwillkürlicher Wallung. Ich wußte nicht, was ich sprach und hielt mich kaum auf den Beinen. — Um Gottes willen . . . das wäre ja grausam.

Sie warf einen Blick auf mich.

— Morgen, morgen Abend, sagte sie hastig: — nicht heute, ich bitte Sie . . . fahren Sie heute nach Hause! . . . Morgen Abend kommen Sie zum Garten-

pförtchen am See. Ich werde dort sein, werde kommen ... ich schwöre Dir, ich komme, setzte sie mit plötzlicher Zärtlichkeit hinzu und ihre Augen leuchteten: — Niemand soll mich zurückhalten, ich schwöre es! Ich werde Dir dann Alles sagen, heute aber laß mich.

Und bevor ich ein Wort hervorbringen konnte, war sie entschwunden.

Bis in die Tiefe der Seele erschüttert, konnte ich nicht vom Flecke. Es drehte sich mir der Kopf. Eine Regung von Wehmuth, ja von Trauer schlich sich in die wahnsinnige Wonne ein, die mein ganzes Wesen noch eben erfüllte ... Ich warf einen Blick um mich. Schauerlich däuchte mir's in dem öden, feuchten Gemache, in dem ich stand, unter der niedrigen Wölbung und zwischen den dunklen Wänden.

Ich ging hinaus und begab mich schweren Schrittes zum Wohnhause zurück. Wera erwartete mich auf der Terrasse; sie trat in's Haus, sobald ich näher gekommen war und zog sich sogleich in ihr Schlafgemach zurück.

Ich fuhr davon.

Wie ich die Nacht und den folgenden Tag bis zum Abende verbracht — kann ich nicht beschreiben. Ich entsinne mich nur, daß ich, das Gesicht in den Händen, auf demselben lag, ihres Lächelns vor dem Kusse gedacht und geflüstert habe: „das also ist sie, die ..."

Auch der Worte von Frau Jeltzow gedachte ich, die mir Wera mitgetheilt hatte. Sie hatte ihr ein Mal gesagt: „Du bist wie Eis: so lange du nicht schmilzest,

bist Du fest wie Stein; zerschmolzen, bleibt keine Spur von Dir zurück!"

Dann fiel mir noch Folgendes ein: wir sprachen ein Mal mit einander, Wera und ich, darüber, was eigentlich Verständniß und was Talent bedeute.

— Ich besitze nur ein Talent, sagte sie: — zu schweigen bis zum letzten Augenblick.

Ich begriff das damals nicht.

„Was bedeutet aber ihr Entsetzen? fragte ich mich . . . Sollte sie wirklich die Seltzow gesehen haben? Einbildung!" dachte ich und überließ mich wieder dem beängstigenden Gefühl der Erwartung.

An jenem Tage schrieb ich — mich schauert, wenn ich meiner damaligen Seelenrichtung gedenke, — jenen trugvollen Brief an Dich . . .

Abends, — noch war die Sonne nicht untergegangen, — stand ich bereits in einiger Entfernung vom Gartenpförtchen, in einem hohen, dichten Gebüsche am Ufer des Sees. Ich war zu Fuß von Hause gekommen. Ich gestehe es zu meiner Schande: Angst, die kleinmüthigste Angst, erfüllte meine Brust, fortwährend fuhr ich zusammen . . . fühlte aber keine Reue. Hinter dem Strauchwerk versteckt, verlor ich das Pförtchen nicht aus den Augen. Es wurde nicht geöffnet. Die Sonne war untergegangen, Dämmerung trat ein; schon traten die Sterne hervor und Dunkel überzog den Himmel. Es zeigte sich Niemand. Leise Fieberschauer flogen über meine Glieder hin. Die Nacht brach herein. Länger hielt ich es nicht aus, vor-

sichtig trat ich aus dem Gebüsche und schlich mich zum Pförtchen. Im Garten war Alles still. Flüsternd rief ich Wera, rief noch ein Mal, noch ein drittes Mal . . . Keine Antwort. Es verging noch eine halbe Stunde, eine Stunde; es war schon ganz dunkel geworden. Die Erwartung hatte mich erschöpft; ich zog das Pförtchen an, öffnete es rasch und schlich auf den Zehen, wie ein Dieb, dem Hause zu. Im Schatten der Linden blieb ich stehen.

Im Hause waren fast alle Fenster erleuchtet; die Dienerschaft ging in den Zimmern umher. Das befremdete mich; meine Uhr, soviel ich beim matten Scheine der Sterne unterscheiden konnte, zeigte auf halb zwölf. Auf einmal ertönte ein Geräusch hinter dem Hause: es war eine Equipage, die zum Hofe hinausfuhr.

„Gäste", dachte ich. Da ich jede Hoffnung, Wera zu sehen, verloren hatte, machte ich mich aus dem Garten fort und schlug hastigen Schrittes den Rückweg nach Hause ein. Es war eine finstere Septembernacht, aber warm und windstill. Ein Gefühl, nicht des Aergers, sondern der Niedergeschlagenheit, das sich meiner bemächtigt hatte, verlor sich allmählich wieder und ich langte, etwas ermüdet vom raschen Gange, sonst aber beruhigt durch die Stille der Nacht, glücklich und fast heiter, zu Hause an. Ich begab mich auf mein Schlafzimmer, schickte Timofei fort, warf mich unausgekleidet auf's Bett und verfiel in Träumereien.

Anfangs waren es erfreuliche Bilder, die meine Phantasie heraufbeschwor; bald jedoch wurde ich an mir eine sonderbare Veränderung gewahr. Es kam eine un-

schreibliche Bangigkeit, eine unnennbare, tief-innere Unruhe über mich. Ich konnte mir nicht erklären, welches der Grund davon war. Mir wurde bange und schwer, ganz so, als ob ein nahes Unglück mich bedroht, oder ein mir liebes Wesen in diesem Augenblicke gelitten und mich zu Hilfe gerufen hätte. Auf dem Tische brannte mit kleiner, unbeweglicher Flamme eine Wachskerze, schwer und gemessen tickte der Pendel der Wanduhr. Den Kopf in die Hand gestützt, ließ ich den Blick in dem öden Halbdunkel meines einsamen Zimmers umherschweifen. Meine Gedanken zogen zu Wera hinüber, und ein tiefes Weh erfüllte mein Herz: Alles, worüber ich mich so sehr gefreut, kam mir, wie es ja auch sein mußte, wie ein Unglück, wie ein bodenloses Elend vor. Diese beängstigende Empfindung wuchs mehr und mehr; ich vermochte nicht länger liegen zu bleiben. Wiederum dünkte mich, es rufe mich Jemand mit flehender Stimme . . . Ich hob den Kopf in die Höhe und schauerte zusammen; ja, ich hatte mich nicht getäuscht: der jammernde Ruf kam aus der Ferne und zitterte leicht durch die dunklen Scheiben des Fensters. Mir wurde Angst: ich sprang aus dem Bette und öffnete das Fenster. Ein deutliches Stöhnen drang in das Zimmer herein und schien meinen Kopf zu umschwirren. Starr vor Schrecken, lauschte ich dem letzten, ersterbenden Nachhalle desselben. Es klang, wie wenn Jemand in der Ferne ermordet würde und der Unglückliche umsonst um Gnade flehte. War es eine Eule, die im Gehölze so grauenhaft gestöhnt, oder sonst irgend ein

Wesen? Ich gab mir damals keine Rechenschaft darüber, sondern antwortete, wie einst Mazeppa dem Kotschubei *), mit einem Schrei auf den unheilverkündenden Ruf.

— Wera, Wera! rief ich: — bist Du es, die mich ruft?

Timofei, schlaftrunken und erstaunt, stand vor mir.

Ich kam zur Besinnung, trank ein Glas Wasser und begab mich in ein anderes Zimmer; der Schlaf war aber entflohen. Schmerzhaft, wenn auch nicht rasch, pochte das Herz in meiner Brust. Nunmehr konnte ich mich keinen Träumereien von Glück mehr überlassen, durfte ich ihm nicht mehr trauen.

Am folgenden Tage, vor dem Essen, begab ich mich zu Priimkow. Er empfing mich mit besorgtem Gesicht.

— Meine Frau ist krank, redete er mich an: — sie hütet das Bett; ich habe nach dem Arzt geschickt.

— Was fehlt ihr?

— Ich begreife es nicht. Gestern Abend war sie kaum in den Garten gegangen, als sie plötzlich, außer sich und verstört, zurückkehrte. Das Kammermädchen rief mich herbei. Ich komme, frage sie: was fehlt Dir? Sie antwortet Nichts und von dem Augenblicke an liegt sie darnieder; in der Nacht begann sie irre zu reden. Sie hat, Gott weiß was Alles, in der Fieberhitze geredet, erwähnte

---

*) In Puschkin's Gedicht „Poltawa" hört Nachts der Hetmann Mazeppa das Stöhnen seines früheren Kriegskameraden Kotschubei, den er martern läßt — und schreit selbst unwillkürlich auf.

Anm. des Uebersetzers.

auch Ihrer. Das Kammermädchen hat mir eine merkwürdige Geschichte mitgetheilt: es soll Werotschka im Garten ihre verstorbene Mutter erschienen, sie soll, wie es das Mädchen zu verstehen geglaubt hat, meiner Frau mit offenen Armen entgegengekommen sein.

Du magst Dir denken, was ich bei dieser Erzählung empfand.

— Freilich ist das Unsinn, fuhr Priimkow fort: — ich muß indessen bekennen, daß sich sonderbare Dinge dieser Art mit meiner Frau schon zugetragen haben.

— Sagen Sie aber, ist Wera Nikolajewna ernsthaft krank?

— Ja, das ist sie: während der Nacht stand es schlimm mit ihr. Jetzt schlummert sie.

— Was hat denn der Arzt gesagt?

— Der Arzt meint, die Krankheit habe noch keinen bestimmten Charakter angenommen . . .

Den 12. März.

Lieber Freund, ich kann nicht in dem Tone fortfahren, in dem ich begonnen habe: es kostet mich zu viel Anstrengung und reißt meine Wunden zu sehr auf . . . Die Krankheit nahm, um mit dem Arzt zu reden, einen bestimmten Charakter an; und an dieser Krankheit ist Wera gestorben. Sie überlebte jenen verhängnißvollen Tag unseres kurzen Zusammentreffens nicht zwei Wochen. Ich sah sie noch ein Mal vor ihrem Ende. Es giebt für mich keine grausamere Erinnerung. Schon von dem

Ärzte hatte ich erfahren, daß keine Hoffnung wäre. Spät Abends, als bereits Alle im Hause sich zur Ruhe begeben hatten, schlich ich zur Thür ihres Schlafgemaches und that einen Blick hinein. Wera lag auf dem Bette, mit geschlossenen Augen, eingefallen, mit fieberhafter Röthe auf den Wangen. Wie versteinert blickte ich sie an. Plötzlich schlug sie die Lider auf, richtete den Blick auf mich, faßte mich in's Auge und sprach, die magere Hand ausstreckend, die Worte Gretchens:

Was will der an dem heiligen Ort!
Er will mich!

Sie sprach es mit einer so schauerlichen Stimme, daß ich davon lief. Fast während ihrer ganzen Krankheit phantasirte sie von „Faust" und von ihrer Mutter, die sie bald Martha, bald Gretchens Mutter nannte . . .

Wera ist todt. Ich folgte ihrem Sarge. Seit dieser Zeit habe ich Alles aufgegeben und mich für immer hier niedergelassen.

Denke nun nach über das, was ich Dir erzählt habe; denke an sie, an dieses Wesen, das so früh verschwunden ist. Wie ist es gekommen, wie soll man das unbegreifliche Einmischen eines Todten in die Geschicke der Lebenden erklären? Ich weiß es nicht und werde es nie wissen. Du wirst aber zugeben, daß es kein Anfall von launischem Mißmuthe gewesen, wie Du es nennst, was mich gezwungen hat, der Gesellschaft zu entsagen. Ich bin nicht mehr derselbe, den Du früher kanntest; jetzt glaube ich an Vieles, woran ich früher nicht geglaubt habe. Diese

ganze Zeit hindurch habe ich viel nachgedacht über jenes unglückliche Weib (fast hätte ich — Mädchen — gesagt), über ihre Abkunft, über das geheimnißvolle Spiel des Zufalls, das wir, Verblendete, das blinde Geschick zu nennen belieben. Wer weiß, wie viel Aussaat jeder auf der Welt Lebende hinterläßt, die bestimmt ist, erst nach seinem Tode aufzugehen? Wer kann sagen, welche geheimnißvollen Bande das Schicksal des Menschen mit dem seiner Kinder, seiner Enkel verbinden, und wie in ihnen seine Leidenschaften wieder zum Vorschein kommen, seine Verirrungen gerächt werden? Wir Alle müssen uns demüthigen und uns vor dem Unbekannten beugen.

Ja, Wera ist zu Grunde gegangen und ich bin erhalten worden. Ich erinnere mich, als ich noch ein Kind war, befand sich in unserem Hause eine hübsche Vase aus durchsichtigem Alabaster. Nicht der geringste Makel trübte das jungfräuliche Weiß derselben. Ein Mal, ich war allein geblieben, begann ich am Fußgestelle, auf welchem sie stand, zu rütteln . . . Die Vase fiel herunter und zerbrach in tausend Stücke. Ich war starr vor Schreck und stand regungslos vor den Scherben. Mein Vater kam herein, sah mich an und sagte: „siehe, was Du gemacht hast: unsere schöne Vase haben wir nun nicht mehr; man kann sie durch Nichts ersetzen.“ Ich brach in Thränen aus. Es war mir, als hätte ich ein Verbrechen begangen.

Ich wurde Mann — und zerschlug leichtfertig ein tausendmal kostbareres Gefäß . . .

Vergebens rede ich mir ein, daß ich einen so raschen Ausgang nicht erwarten konnte, daß mich das Plötzliche desselben bestürzt machte, daß ich keine Ahnung hatte, was für ein Wesen Wera war. In der That hat sie es verstanden, bis zur letzten Minute zu schweigen. Ich hätte fliehen sollen, sobald ich gewahr wurde, daß ich sie liebte, daß ich ein verheirathetes Weib liebte; ich blieb aber, — und in Scherben zerschlagen liegt das herrliche Wesen da, während ich in stummer Verzweiflung das Werk meiner Hände betrachte.

Ja wohl, eifersüchtig wachte die Frau Jeltzow über ihre Tochter. Sie hat dieselbe bis an's Ende behütet, und beim ersten unvorsichtigen Schritte sie zu sich in's Grab gezogen.

Es ist Zeit zu schließen . . . Ich habe Dir nicht den hundertsten Theil von dem gesagt, was ich hätte sagen müssen; aber auch dies war mehr denn genug für mich. Mag nun wieder Alles in den Grund der Seele zurückversinken, von wo es aufgestiegen . . . Zum Schluß laß mich Dir noch sagen: eine Ueberzeugung habe ich aus den Erfahrungen der letzten Jahre davongetragen: das Leben ist nicht Scherz noch Spiel, auch kein Genuß ist es . . . das Leben ist eine schwere Arbeit. Entsagen, immer entsagen — das ist der verborgene Sinn desselben, seines Räthsels Lösung; nicht auf Verwirklichung gehegter Gedanken und Träume, wie erhaben dieselben auch sein mögen, — auf Erfüllung seiner Pflicht soll der Mensch bedacht sein; wenn er sich nicht Bande, eiserne

Bande der Pflicht, auferlegt, kann er das Ende seiner Laufbahn nicht ohne Straucheln erreichen. In der Jugend denken wir: je freier, desto besser; um so weiter läßt sich's gehen. Der Jugend ist es zu verzeihen, wenn sie so urtheilt; wenn aber erst das rauhe Antlitz der Wirklichkeit Jemandem vor Augen gestanden hat, so ist es eine Schmach, sich mit Truggebilden herumzutragen.

Lebe wohl! Ehedem würde ich hinzugesetzt haben: sei glücklich; jetzt sage ich Dir: bemühe Dich zu leben! So leicht ist es nicht, wie es zu sein scheint. Denke an mich, nicht in Stunden der Trauer, aber in Stunden ernster Betrachtung, und bewahre das Bild Wera's in seiner ganzen makellosen Reinheit in Deiner Seele . . . Nochmals, lebe wohl!

Dein P. B.

Die erste Liebe.

(1860.)

. . . Die Gäste waren schon längst nach Hause gefahren. Die Uhr hatte halb Eins geschlagen. Im Zimmer befanden sich nur noch der Herr vom Hause, ferner Sergei Nikolajewitsch und Wladimir Petrowitsch.

Der Herr schellte und befahl die Reste der Abendmahlzeit abzuräumen. — Somit wäre es denn abgemacht, sagte er, tiefer in den Armstuhl sinkend, nachdem er die Cigarre angezündet hatte, daß ein Jeder von uns die Geschichte seiner ersten Liebe erzählen muß. An Ihnen ist zuerst die Reihe, Sergei Nikolajewitsch.

Sergei Nikolajewitsch, ein runder Mann, mit vollem, aufgedunsenem Gesichte, blickte zuerst den Herrn vom Hause und dann die Decke des Zimmers an. — Ich habe keine erste Liebe gehabt, sagte er darauf: habe gleich mit der zweiten angefangen.

— Wie ist das zu verstehen?

— Sehr einfach. Ich war achtzehn Jahre alt, als ich zum ersten Male einem überaus netten Fräulein den Hof machte; ich benahm mich indessen dabei so, als wäre mir das nichts Neues: genau in derselben Weise, wie ich später Anderen den Hof gemacht habe. Im

Grunde genommen bin ich nur ein einziges Mal, als Kind von sechs Jahren, verliebt gewesen, und zwar in meine Wärterin; — das ist aber schon sehr lange her. Die Einzelfälle haben sich aus meinem Gedächtnisse verwischt, und wenn ich mich derselben auch erinnerte, wen könnten sie weiter interessiren?

— Was ist da zu machen? begann der Herr vom Hause. — Auch meine erste Liebe bietet nicht viel Interessantes dar: bevor ich die Bekanntschaft Anna Iwanowna's, meiner jetzigen Frau, machte, war ich noch in Niemanden verliebt gewesen — und zwischen uns wurde die Sache bald abgemacht: unsere Eltern brachten das Ganze in Ordnung, wir gewannen einander bald lieb und ließen uns, ohne lange zu warten, trauen. Meine Geschichte wäre somit erzählt. Ich gestehe, meine Herren, als ich diese Frage von der ersten Liebe auf's Tapet brachte, hatte ich es auf Sie, wenn auch nicht alte, aber doch nicht mehr junge Junggesellen, abgesehen. Vielleicht geben Sie, Wladimir Petrowitsch, uns Etwas zum Besten?

— Meine erste Liebe gehört in der That zu dem nicht ganz Gewöhnlichen, entgegnete mit leichtem Stocken Wladimir, ein Mann gegen die Vierzig mit schwarzem, stellenweise schon grauem Haare.

— Ah! riefen der Herr vom Hause und Sergei Nikolajewitsch wie aus einem Munde. — Desto besser . . . Lassen Sie hören.

— Mit Vergnügen . . . doch nein: erzählen will ich

nicht; ich bin nicht Meister in dieser Kunst: entweder kommt es trocken und kurz, oder weitschweifig und ungenau heraus; wenn Sie es aber zufrieden sind, will ich Alles, dessen ich mich erinnere; im Zusammenhange aufschreiben und Ihnen dann vorlesen.

Die Freunde waren anfänglich nicht damit einverstanden, Wladimir Petrowitsch bestand jedoch auf seinem Vorschlage. Zwei Wochen später kamen sie wieder zusammen und Wladimir Petrowitsch erfüllte sein Versprechen.

Folgendes ist seine Geschichte, wie er sie niedergeschrieben.

I.

Der Vorfall ereignete sich im Sommer des Jahres 1833; ich war damals sechszehn Jahre alt, und wohnte in Moskau, bei meinen Eltern. Sie hatten ein Landhaus in der Nähe des Kalugaschen Thores, dem Neskuschni-Garten gegenüber, gemiethet. Ich bereitete mich für die Universität vor, arbeitete jedoch nicht viel und ohne mich zu übereilen.

Niemand beschränkte meine Freiheit. Ich that, was ich wollte, besonders seit ich meinen letzten Gouverneur los war, einen Franzosen, der sich durchaus nicht an den Gedanken gewöhnen konnte, daß er „gleich einer Bombe" (comme une bombe) nach Rußland geschleudert worden war, und sich mit grimmiger Miene Tagelang auf dem Bette herumwälzte. Der Vater behandelte mich mit freundlicher Gleichgiltigkeit; meine Mutter gab nur wenig

auf mich Acht, obgleich sie außer mir weiter keine Kinder hatte: andere Sorgen nahmen sie in Anspruch. Mein Vater, ein noch junger und sehr hübscher Mann, hatte sie aus Berechnung geheirathet; sie war zehn Jahr älter als er. Meine Mutter führte ein trauriges Leben: sie war beständig aufgeregt, eifersüchtig, ärgerlich — nur nicht in Gegenwart des Vaters; sie hatte große Furcht vor ihm, er dagegen hielt sich streng, kalt, fern . . . Ich habe nie einen Menschen gesehen, der künstlich-ruhiger, selbstvertrauender und eigenmächtiger gewesen wäre.

Nie werde ich die ersten Wochen, die ich auf dem Lande verbrachte, vergessen. Das Wetter war wundervoll; wir zogen am 9. Mai, gerade am Sankt Nicolaustage, in das Landhaus ein. Ich schlenderte umher, bald im Garten unserer Landwohnung, bald in Neskuschni, bald außerhalb der Stadt; gewöhnlich nahm ich ein Buch mit, wie zum Beispiel Kaidanoff's Lehrbuch der Weltgeschichte, schlug es jedoch selten auf und deklamirte meistentheils mit lauter Stimme Gedichte, deren ich eine Menge auswendig wußte; das Blut kochte in meinen Adern und mein Herz durchschauerte ein Gefühl seltsam süßer Wonne; unbestimmtes Ahnen und Bangen erfüllte mich, Alles erregte mein Staunen und hielt mich in Spannung; meine Phantasie schweifte und kreiste in raschem Fluge immer um dieselben Vorstellungen herum, wie Mauerschwalben um den Glockenthurm; ich wurde nachdenkend, traurig, weinte sogar; doch aus Thränen und Traurigkeit, die ein melodisches Gedicht oder ein schöner Abend

hervorgebracht hatten, sproß wie Lenzesgrün das freudige Bewußtsein jugendlichen, sprudelnden Lebens empor.

Ich besaß ein kleines Reitpferd; ich sattelte es selbst und pflegte dann ohne bestimmtes Ziel allein hinaus zu reiten, spornte es zum Galopp an und bildete mir ein, ich wäre ein Ritter auf einem Turnier — wie lustig bließ mir dabei der Wind um die Schläfen! — oder, das Gesicht gen Himmel gekehrt, sog ich dessen strahlendes, glänzendes Blau in die Seele.

Zu der Zeit, erinnere ich mich, tauchte vor meinen Sinnen, fast niemals in bestimmten Zügen, das Bild eines Weibes, die Vorstellung weiblicher Liebe auf; dennoch lag in all' meinem Denken und Empfinden ein halb unbewußtes, schamhaftes Vorgefühl von etwas Neuem, unsäglich-Süßem, Weiblichem . . .

Dieses Vorgefühl, diese Erwartung durchdrang mein ganzes Wesen; es bildete meinen Lebensgeist, rollte in jedem Blutstropfen durch meine Adern . . . bald sollte es der Wirklichkeit weichen.

Unser Landhaus bestand aus einem hölzernen Herrenhause mit Säulen und zwei kleinen Nebengebäuden; im Nebengebäude links befand sich eine unbedeutende Tapetenfabrik . . . Mehr als ein Mal war ich hingegangen, um zu sehen, wie ein Dutzend magerer, wirrhaariger Knaben in schmutzigen Röcken und mit fahlen Gesichtern beständig auf hölzerne Hebebäume sprangen, vermöge welcher viereckige Druckklötze herabgedrückt wurden und auf diese Weise durch die Last ihrer schmächtigen Leiber

bunte Muster auf das Papier druckten. Das kleine Nebengebäude rechts stand leer und war zu vermiethen. Eines Tages, — drei Wochen nach dem 9. Mai, — wurden die Fensterladen desselben aufgemacht, weibliche Gesichter kamen zum Vorscheine — es hatte sich eine Familie darin eingemiethet. Ich besinne mich, noch am selben Tage erkundigte sich meine Mutter während des Essens beim Hausmeister, wer die neuen Nachbarn wären und als ihr der Name der Fürstin Sassekin genannt wurde, sagte sie, nicht ohne einige Ehrfurcht: Ah! eine Fürstin . . . setzte dann aber hinzu: vermuthlich irgend eine arme Familie.

— Sind in drei Droschken angefahren, bemerkte der Hausmeister, ehrerbietig die Schüssel umherreichend; haben keine eigene Equipage und ganz gewöhnliche Möbeln.

— So, meinte die Mutter, es ist aber doch besser —

Mein Vater warf einen kalten Blick auf sie: sie verstummte.

In der That, die Fürstin Sassekin mußte nicht reich sein: das kleine Gebäude, daß sie bezogen hatte, war so baufällig, eng, niedrig, daß Leute von einigem Vermögen sich nicht würden entschlossen haben, daselbst zu wohnen.

Uebrigens gab ich damals nicht Acht darauf. Ein fürstlicher Titel übte wenig Wirkung auf mich aus: ich hatte vor Kurzem Schillers „Räuber" gelesen.

II.

Es war meine Gewohnheit, jeden Abend mit der Flinte in unserem Garten umherzuschlendern und auf Krähen zu lauern. — Von jeher hatte ich auf diese vorsichtigen, raubsüchtigen und listigen Vögel einen Haß geworfen. An dem Tage, von welchem die Rede ist, war ich auch in den Garten gegangen — und nachdem ich vergebens alle Alleen durchstrichen hatte (die Krähen kannten mich schon und krächzten ab und zu aus der Ferne), kam ich zufällig dem niedrigen Zaune nahe, der eigentlich unser Gebiet von dem schmalen Gartenstrich hinter dem rechten Nebengebäude, zu welchem er gehörte, trennte. Ich wandelte gesenkten Blickes meine Wege. Plötzlich glaubte ich Stimmen zu hören; ich that einen Blick über den Zaun — und blieb wie versteinert stehen . . . Ein sonderbares Schauspiel bot sich meinen Augen dar.

Einige Schritte vor mir — auf einem Rasenplatze, zwischen grünen Himbeersträuchen, stand ein hohes, schlankes Mädchen, in gestreiftem, rosafarbenem Kleide, mit einem weißen Tuche auf dem Kopfe; um sie herum standen, dicht gedrängt, vier junge Leute und sie theilte Jedem derselben der Reihe nach mit jenem kleinen, grauen Blümchen, dessen Namen ich nicht kenne, das jedoch den Kindern wohlbekannt ist, Schläge auf die Stirn aus. Diese Blümchen bilden kleine Säckchen, die knallend aufspringen, sobald man mit denselben auf einen harten

Gegenstand schlägt. Die jungen Leute streckten so willfährig ihre Stirn vor, und in den Bewegungen des jungen Mädchens (sie kehrte mir die Seite zu) lag Etwas so Bezauberndes, Gebieterisches, und doch dabei Einschmeichelndes, Scherzendes und Liebliches, daß ich vor Erstaunen und Entzücken beinahe aufgeschrieen hätte und, glaube ich, auf der Stelle Alles in der Welt würde hingegeben haben, wenn diese reizenden Fingerchen auch mich auf die Stirn geschlagen hätten. Meine Flinte war in's Gras geglitten, ich hatte Alles vergessen, verschlang mit den Blicken die schlanke Gestalt, den Hals, die schönen Arme, das unter dem weißen Tuche leicht in Unordnung gerathene Haar, dieses halbverhüllte, kluge Auge, diese Wimpern und unterhalb derselben die zarte Wange . . .

— Junger Mann, junger Mann, sagte plötzlich eine Stimme neben mir: — ist es denn erlaubt, fremde junge Damen zu belauschen?

Ich fuhr zusammen und blieb stumm stehen . . . Neben mir, hinter dem Zaune, stand ein Mann mit kurzgeschnittenem, schwarzem Haar und blickte mich höhnisch lächelnd an. In demselben Augenblicke wandte sich auch das junge Mädchen nach mir um . . . Ich wurde ein Paar große, graue Augen auf einem lebhaften Gesichte gewahr, das plötzlich erzitterte, vom raschen Lachen bewegt, weiße Zähne sehen ließ und gar komisch die Brauen emporzog . . . Feuerroth raffte ich meine Flinte vom Boden auf und stürzte, von lautem, aber nicht spöttischem Lachen begleitet, auf mein Zimmer, warf mich auf mein Bett

und bedeckte mein Gesicht mit den Händen. Das Herz pochte gewaltig in meiner Brust; es war von Beschämung und zugleich von Freudigkeit erfüllt: eine bis dahin unbekannte Erregung hatte sich meiner bemächtigt.

Nachdem ich mich erholt hatte, brachte ich mein Haar in Ordnung, bürstete mich rein und begab mich hinunter zum Thee. Das Bild des jungen Mädchens schwebte mir immer vor Augen; das Herz pochte nicht mehr, aber ich empfand einen Druck darin, der mich wonnig bewegte.

— Was hast Du? fragte mich plötzlich mein Vater. — Hast Du eine Krähe geschossen?

Ich wollte ihm Alles erzählen, hielt jedoch an mich und lächelte blos vor mich hin.

Vor dem Schlafengehen drehte ich mich, ich weiß selbst nicht weßwegen, drei Mal auf einem Beine herum, rieb mir Pomade in's Haar, legte mich dann zu Bette und schlief die ganze Nacht hindurch wie todt. Noch vor Tagesanbruch erwachte ich auf einen Augenblick, streckte den Kopf in die Höhe, blickte wie verzückt umher, und — schlief wieder ein.

III.

„Wie fang' ich es nur an, ihre Bekanntschaft zu machen?" war mein erster Gedanke, als ich endlich erwacht war. Vor dem Thee begab ich mich in den Garten, näherte mich jedoch dem Zaune nicht gar so sehr und — bekam Niemand zu Gesicht. Nach dem Thee ging ich einige Male die Gasse vor dem Landhause auf und ab —

und schielte von Weitem nach den Fenstern . . . Mir däuchte, ich hätte ihr Gesicht hinter dem Vorhange erblickt und erschrocken entfernte ich mich rasch. „Ich muß aber doch ihre Bekanntschaft machen", dachte ich, indem ich ziellos auf der Sandfläche, die sich vor Neskuschni hinzog, umherging . . . „wie aber? Das ist die Frage." Ich gedachte der geringsten Einzelheiten bei unserem gestrigen Zusammentreffen: besonders erinnerte ich mich deutlich, wie sie über mich gelacht hatte . . . Doch während ich noch hin und hersann und verschiedene Pläne schmiedete, hatte schon das Schicksal über mich entschieden.

In meiner Abwesenheit hatte meine Mutter von der neuen Nachbarin einen Brief bekommen; er war auf grauem Papier geschrieben und mit braunrothem Siegellack, der ausschließlich für Postpakete und etwa noch zum Verpichen billiger Weinsorten gebraucht wird, versiegelt. In diesem Briefe, der fehlerhaft und unsauber geschrieben war, bat die Fürstin meine Mutter, sie möchte ihr Protection erweisen, da meine Mutter, so schrieb die Fürstin, mit einflußreichen Personen bekannt sei, von denen der Fürstin und derer Kinder Schicksal abhänge, da sie nämlich in sehr ernste Processe verwickelt sei. „Ich wände mich an Ihnen, schrieb sie, als Dahme von Adel zu eine Dahme von Adel und gleicherzeitich freue ich mir dise Gelegenheit zu benutzen." Zum Schlusse bat sie meine Mutter um die Erlaubniß, ihr ihre Aufwartung machen zu dürfen. Ich traf meine Mutter in schlechter Gemüthsstimmung: mein Vater war gerade nicht zu Hause und sie hatte Niemanden

den sie um Rath fragen konnte. Einer „Dame von Adel“ und noch dazu „einer Fürstin“, keine Antwort zu geben, wäre unmöglich gewesen — wie aber sollte sie antworten — darüber war meine Mutter unschlüssig. Ein französisches Billet schreiben, dünkte ihr nicht passend, in der russischen Rechtschreibung aber war meine Mutter auch nicht stark — sie wußte es — und wollte sich keine Blöße geben. Meine Ankunft erfreute sie, sie befahl mir, sogleich zur Fürstin zu gehen und derselben mündlich zu erklären, sie wäre stets bereit Ihrer Durchlaucht nach Kräften Beistand zu leisten und lasse sie bitten, sich doch gegen ein Uhr zu ihr zu bemühen. Die unerwartet schnelle Erfüllung meiner geheimen Wünsche versetzte mich in Freude und Schrecken zugleich: ich ließ indessen Nichts von der Verwirrung merken, die sich meiner bemächtigt hatte, sondern begab mich zuerst auf mein Zimmer, um eine neue Halsbinde und einen neuen Rock anzulegen: zu Hause ging ich noch in der Jacke und zurückgeschlagenem Hemdkragen einher, was mir immer sehr peinlich war.

IV.

Im engen und unsaubern Vorzimmer der fürstlichen Wohnung, das ich, unwillkürlich am ganzen Leibe zitternd, betrat — begegnete mir ein alter, ergrauter Diener mit dunklem, bronzefarbenem Gesichte, mürrischen kleinen Augen und so tiefen Furchen auf Stirn und Schläfen, wie ich deren in meinem Leben nicht gesehen habe. Er

hielt eben auf einem Teller einen abgenagten Häringsgrat, und fragte, kurz angebunden, indem er mit dem Fuße die Thür in's andere Zimmer aufstieß: was wünschen Sie?

— Ist die Fürstin Sassekin zu Hause? fragte ich.

— Bonifacius! kreischte eine weibliche Stimme hinter der Thür.

Der Diener wandte mir schweigend den Rücken zu, wobei die stark mitgenommene Rückenseite seiner Livrée, mit einem vereinzelten braungewordenen Knopfe, sichtbar wurde und entfernte sich, nachdem er den Teller auf den Fußboden gestellt hatte.

— Warst Du im Polizeiquartal? fragte dieselbe Stimme. Der Diener brummte Etwas als Antwort. — Was? . . . Es ist Jemand da? ließ sie sich wieder hören . . . Der junge Herr aus dem Nachbarhause? — Nöthige ihn herein.

— Bemühen Sie sich in's Gastzimmer, sagte der Diener, der wiederum vor mir stand, indem er den Teller vom Boden aufhob. Ich nahm mich zusammen und trat in das „Gastzimmer“.

Es war ein enges und nicht besonders reinliches Gemach, in welches ich trat, mit ärmlichen, gleichsam in aller Eile umher aufgestellten Möbeln. Am Fenster saß auf einem Armstuhle, an welchem die eine Lehne fehlte, eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren, ohne Haube und nicht hübsch von Gesicht, in einem alten grünen Kleide und mit einem bunten, wollenen Tuche um den Hals.

Ihre kleinen, schwarzen Augen waren scharf auf mich gerichtet.

Ich näherte mich ihr und grüßte sie.

— Habe ich die Ehre, die Fürstin Sassekin zu sprechen?

— Ich bin die Fürstin Sassekin; Sie sind wohl der Sohn des Herrn W . . .?

— Ganz richtig. Ich bin im Auftrage meiner Mutter gekommen.

— Nehmen Sie Platz, ich bitte. Bonifacius! wo sind meine Schlüssel, hast Du sie nicht gesehen?

Ich theilte der Mme. Sassekin die Antwort meiner Mutter auf ihren Brief mit. Sie hörte mir, mit den dicken rothen Fingern auf dem Fensterrahmen trommelnd, zu, und als ich zu Ende war, blickte sie mir abermals scharf in's Gesicht.

— Sehr wohl; ich werde nicht ermangeln, zu kommen, sagte sie endlich. Wie sind Sie aber noch jung! Wie alt, wenn ich fragen darf?

— Sechszehn Jahre, gab ich, unwillkürlich stockend, zur Antwort.

Die Fürstin langte aus ihrer Tasche einige beschriebene, beschmutzte Papiere hervor, hielt dieselben dicht vor die Nase und begann darin herumzublättern.

— Ein schönes Alter, sagte sie auf einmal, indem sie sich auf ihrem Sitze hin und her bewegte. — Bitte, ganz ohne alle Umstände. Bei uns geht es einfach her.

— Gar zu einfach, dachte ich, indem ich in unwillkürlicher Anwandlung von Ekel ihre ganze Gestalt betrachtete.

In diesem Augenblicke ward eine andere Thür des Gastzimmers rasch geöffnet und an der Schwelle zeigte sich jenes junge Mädchen, das ich Tages zuvor im Garten gesehen hatte. Sie streckte die Hand vor und über ihr Gesicht zuckte ein Lächeln.

— Und das hier ist meine Tochter, sagte die Fürstin, mit dem Ellenbogen auf dieselbe deutend. — Sinotschka, der Sohn unseres Nachbarn, des Herrn W . . . Wie ist Ihr Name, mit Erlaubniß?

— Wladimir, erwiderte ich aufstehend und vor Aufregung stockend.

— Und mit dem Vaternamen?

— Petrowitsch.

— Ah! Ich hatte einen Bekannten, er war Polizeimeister, der hieß auch Wladimir Petrowitsch. Bonifacius! suche die Schlüssel nicht mehr; ich habe sie in meiner Tasche.

Das junge Mädchen fuhr fort mich mit dem früheren Lächeln zu betrachten, sie blinzelte dabei etwas und hielt den Kopf auf die Seite geneigt.

— Ich habe Monsieur Woldemar schon gesehen, begann sie. (Der Silberklang ihrer Stimme durchrieselte mich wie freudiger Schauer). — Erlauben Sie mir, Sie so zu nennen?

— Oh ich bitte, stammelte ich.

— Wo denn? fragte die Fürstin.

Die junge Fürstin gab ihrer Mutter keine Antwort.

— Sind Sie jetzt beschäftigt? fragte sie mich, ohne den Blick von mir zu wenden.

— Nein, jetzt nicht.

— Wollen Sie mir helfen Wollengarn aufwickeln? Kommen Sie her zu mir.

Sie nickte mir mit dem Kopfe zu und verließ das Gastzimmer. Ich folgte ihr.

In dem Zimmer, das wir betraten, waren die Möbel etwas besserer Art und mit mehr Geschmack umhergestellt. — Uebrigens war ich in diesem Augenblicke nicht im Stande Etwas zu bemerken; ich bewegte mich wie im Traume und empfand in meinem ganzen Wesen ein bis zur Albernheit gesteigertes Wohlbehagen.

Die junge Fürstin ließ sich nieder, holte ein Bündel rothen Garnes herbei, wies mir einen Stuhl, ihr gegenüber, an, machte behutsam das Garn los und legte es mir über die Hände. Alles dies that sie schweigend, mit einer gewissen ergötzlichen Langsamkeit und jenem heitern und schelmischen Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen. Sie begann das Garn auf eine zusammengelegte Spielkarte zu wickeln und warf plötzlich einen so hellen und leuchtenden Blick auf mich, daß ich unwillkürlich die Augen niederschlug. Wenn sie ihre Augen, die sie meistentheils halbgeschlossen hielt, aufschlug — bekam ihr Gesicht einen

ganz anderen Ausdruck: es schien gleichsam von Licht übergossen.

— Was haben Sie gestern von mir gedacht, Monsieur Woldemar? fragte sie einige Minuten darauf. — Gewiß haben Sie mich getadelt?

— Ich . . . Fürstin . . . ich habe Nichts dergleichen gedacht . . . wie hätte ich so Etwas . . . entgegnete ich verwirrt.

— Hören Sie, erwiderte sie. — Sie kennen mich noch nicht; ich bin sehr eigen; ich will, daß man mir die Wahrheit sage. Sie sind, wie ich höre, sechszehn, ich bin einundzwanzig Jahre alt: Sie sehen, ich bin viel älter als Sie, und darum müssen Sie mir immer die Wahrheit sagen . . . und mir gehorchen, setzte sie hinzu. — Sehen Sie mich doch an, warum sehen Sie mich nicht an?

Das machte mich noch verwirrter, ich richtete indessen doch den Blick auf sie. Sie lächelte mir zu, doch nicht mit dem früheren, sondern einem anderen beifälligen Lächeln. — Lassen Sie Ihren Blick auf mir ruhen, sagte sie mit freundlicher, gedämpfter Stimme: ich habe es nicht ungerne. Ihr Gesicht gefällt mir; ich fühle es, daß wir Freunde sein werden. Und gefalle ich Ihnen? setzte sie schelmisch hinzu.

— Fürstin . . . wollte ich beginnen . . .

— Erstens, sollen Sie mich Sinaïde Alexandrowna nennen; zweitens — was für eine Gewohnheit haben diese Kinder (sie verbesserte sich) — diese jungen Leute —

niemals gerade heraus zu sagen, was sie fühlen? Das paßt für Erwachsene. Ich gefalle Ihnen doch?

Obgleich es mir sehr angenehm war, daß sie so aufrichtig mit mir sprach, fühlte ich mich doch dabei etwas verletzt. Ich wollte ihr zeigen, daß sie es nicht mit einem Knaben zu thun habe und sagte daher, mit möglichst ungezwungener und ernsthafter Miene: — gewiß, Sinaïde Alexandrowna, sie gefallen mir sehr; ich will es nicht läugnen.

Sie schüttelte langsam den Kopf. — Haben Sie einen Gouverneur? fragte sie plötzlich.

— Nein, ich habe schon lange keinen mehr.

Es war eine Lüge; kaum mochte ein Monat vergangen sein, seit ich meinen Franzosen los ward.

— Oh! jawohl, ich sehe es — Sie sind ja schon groß.

Sie schlug mich leicht auf die Finger. — Halten Sie doch die Hände gerade! — Und emsig begann sie ihren Knäuel zu wickeln.

Ich benutzte den Umstand, daß sie den Blick gesenkt hielt und betrachtete sie nun, anfangs verstohlen, nachher aber dreister und dreister. Ihr Gesicht däuchte mir noch reizender als am Abende vorher: so fein, klug und lieblich sah es aus. Sie saß mit dem Rücken gegen das Fenster, an welchem die weiße Gardine herabgelassen war; ein Sonnenstrahl, der durch die Gardine drang, beleuchtete mit mildem Lichte ihr dichtes, goldiges Haar, ihren jungfräulichen Hals, die runden Schultern und die zarte, ruhige

Brust. — Ich war in Anschauen versunken — und wie theuer, wie traut wurde sie mir! Mich dünkte, ich wäre schon lange mit ihr bekannt, ich hätte bis dahin nichts gewußt, nicht gelebt . . . Sie hatte ein dunkles, schon abgetragenes Kleid an, und eine Schürze auf dasselbe gebunden: gern hätte ich jede Falte dieses Kleides, dieser Schürze geküßt. Die Spitzen ihrer Halbstiefeln guckten unter ihrem Kleide hervor: ich wäre mit Vergnügen vor diesen Halbstiefeln niedergefallen . . . Und da sitze ich jetzt vor ihr, dachte ich, habe ihre Bekanntschaft gemacht . . . welch' ein Glück, o mein Gott! Ich wäre vor Entzücken beinahe vom Stuhle aufgesprungen, schlenkerte indessen blos leicht mit den Füßen, wie ein Kind, das sich am Naschwerk lechzt.

Mir war wohl, wie dem Fische im Wasser, und ich hätte eine Ewigkeit in diesem Zimmer, auf demselben Flecke sitzen bleiben mögen.

Langsam schlug sie die Augenlider auf und wiederum strahlten mir ihre hellen Augen freundlich entgegen — und wiederum lächelte sie mich an.

— Wie Sie mich aber ansehen, — sagte sie langsam und drohte mir mit dem Finger.

Ich wurde roth . . . „Sie versteht Alles, bemerkt Alles", dachte ich.

Und wie wäre es denn anders möglich!

Plötzlich ließ sich Geräusch im Nebenzimmer vernehmen, — Säbelgeklirre.

— Sina! rief die Fürstin aus dem Gastzimmer — Belowsorow hat Dir ein Kätzchen gebracht.

— Ein Kätzchen! rief Sinaïde und warf, hastig aufspringend, den Knäuel in meinen Schooß und lief fort.

Ich erhob mich gleichfalls, legte das Bündel Garn nebst dem Knäuel auf's Fenster und begab mich in's Gastzimmer. Befremdet blieb ich stehen; mitten im Zimmer lag, mit ausgespreizten Pfoten, ein gestreiftes Kätzchen; vor demselben, auf den Knieen, Sinaïde und richtete vorsichtig das Schnäuzchen des Thieres in die Höhe. Neben der Fürstin wurde ich einen stattlichen, blonden, kraushaarigen Husaren mit rothem Gesichte und hervorstehenden Augen gewahr, der mit seinem Körper fast den ganzen Flächenraum zwischen den beiden Fenstern einnahm.

— O das drollige Thierchen! rief Sinaïde: — und seine Augen sind nicht grau, aber grün, und was für große Ohren! Ich danke Ihnen, Victor Jegoritsch! Das war sehr freundlich von Ihnen.

Der Husar, in welchem ich einen der jungen Leute erkannte, die ich am Abende vorher gesehen hatte, lächelte und verbeugte sich, wobei er die Sporen aneinanderstieß und die Säbelringe klirren ließ.

— Sie beliebten gestern zu äußern, es wäre Ihnen lieb, ein gestreiftes Kätzchen mit großen Ohren zu besitzen . . . da ist es. Ihr Wort ist mir Befehl. Und wiederum verbeugte er sich.

Das Kätzchen miaute leise und schnupperte an der Diele herum.

— Es ist hungrig! rief Sinaïde. — Bonifacius! Ssonja! bringt Milch her.

Das Kammermädchen, in einen alten, gelben Kleide mit eng zugestecktem Tuche um den Hals, trat, eine Untertasse mit Milch in der Hand, herein und stellte sie vor das Kätzchen hin. Das Thierchen zitterte, drückte die Augen zu und begann zu lecken.

— Was für ein rosiges Züngelchen es hat, bemerkte Sinaïde, den Kopf fast bis zum Fußboden geneigt und dem Thiere von der Seite dicht unter die Nase schauend.

Das Kätzchen hatte sich satt getrunken und fing an zu schnurren, indem es graziös die Pfötchen bewegte. Sinaïde erhob sich und sagte, zum Kammermädchen gewendet, in gleichgiltigem Tone: trage es fort.

— Für das Kätzchen — das Händchen! sagte mit selbstgefälligem Lächeln der Husar, seinen mächtigen, fest in der Uniform eingeschnürten Oberkörper streckend.

— Beide, erwiderte Sinaïde und streckte ihm ihre Hände entgegen. Während er dieselben küßte, blickte sie mich über die Schultern an.

Ich blieb unbeweglich auf einem Flecke stehen und wußte nicht — ob ich lachen, Etwas sagen, oder in Schweigen verharren sollte. Auf einmal fiel mir, durch die halbgeöffnete Thür, die Gestalt unseres Dieners Fedor

in die Augen. Er machte mir ein Zeichen. Mechanisch begab ich mich zu ihm hinaus.

— Was willst Du? fragte ich.

— Die Mama schickt mich nach Ihnen, sagte er flüsternd. Sie ist böse, daß Sie nicht mit der Antwort zurückkehren.

— Bin ich denn so lange hier?

— Ueber eine Stunde!

— Ueber eine Stunde! wiederholte ich unwillkürlich, kehrte in's Gastzimmer zurück, und begann mich mit Verbeugungen und Kratzfüßen zu empfehlen.

— Wohin denn? fragte mich die junge Fürstin, hinter dem Husaren hervorblickend.

— Ich muß nach Hause. Ich werde also melden, setzte ich hinzu, mich an die Alte wendend, daß Sie uns um Ein Uhr mit Ihrem Besuche beehren werden.

— Ja, mein Lieber, sagen Sie das.

Die Fürstin griff hastig nach ihrer Tabaksdose und nahm mit solchem Geräusch eine Prise, daß ich fast zusammenschrak. — Sagen Sie das, wiederholte sie hustend und mit ihren feuchten Augen blinzelnd.

Ich verbeugte mich nochmals, drehte mich um und verließ das Zimmer mit jener Empfindung von Unbehaglichkeit im Rücken, welche sehr junge Leute zu haben pflegen, wenn sie wissen, daß man ihnen mit den Blicken folgt.

— Vergessen Sie nicht, Monsieur Woldemar, uns zu besuchen, rief Sinaide mir zu und lachte dann wieder auf.

— Warum lacht sie nur beständig? dachte ich, während ich in Begleitung Fedor's, der mir schweigend, jedoch mißbilligend folgte, nach Hause zurückkehrte. Meine Mutter schalt mich und konnte nicht begreifen, was ich so lange bei der Fürstin gemacht habe. Ich ließ mich in keine Erörterungen ein, sondern begab mich auf mein Zimmer. Mir wurde auf einmal recht schwer um's Herz ... Ich hatte Mühe, meine Thränen zurückzuhalten ... Ich war eifersüchtig auf den Husaren!

V.

Die Fürstin machte, wie sie zugesagt hatte, meiner Mutter einen Besuch und gefiel derselben nicht. Ich war bei dem Zusammentreffen Beider nicht zugegen, bei Tische aber erzählte meine Mutter dem Vater, diese Fürstin Sassekin scheine ihr »une femme très vulgaire« zu sein, sie sei ihr sehr lästig gewesen mit ihren Bitten um Fürsprache beim Fürsten Sergius, sie stecke in Processen und Händeln »de vilaines affaires d'argent« und müsse eine große Intriguantin sein. Meine Mutter setzte hinzu, sie habe trotzdem die Fürstin nebst Tochter auf den morgenden Tag zum Mittagsessen eingeladen (beim Worte „Tochter" steckte ich die Nase in den Teller), — da sie doch einmal unsere Nachbarin und von Familie wäre. Hierauf entgegnete ihr mein Vater, er besinne sich nun, wer diese Dame sei; er habe in seiner Jugend einen verstorbenen Fürsten Sassekin, einen vortrefflich erzogenen, jedoch faden

und hohlen Menschen gekannt; man habe demselben, seines langen Aufenthaltes in Paris wegen, in der Gesellschaft den Beinamen »le Parisien« gegeben; es sei ein sehr reicher Mann gewesen, habe jedoch sein ganzes Vermögen verspielt — und, aus welchem Grunde wisse man nicht, vermuthlich aus Berechnung — (wobei, meinte mein Vater mit kaltem Lächeln, er eine bessere Wahl hätte treffen können) die Tochter eines Beamten geheirathet und sich darauf in Speculationen eingelassen, die ihn vollends ruinirt.

— Wenn sie mich nur nicht um Geld bittet, bemerkte meine Mutter.

— Sehr möglich, entgegnete mein Vater gelassen. — Spricht sie französisch?

— Sehr schlecht.

— Hm! Uebrigens bleibt es sich gleich. Du sagtest, däucht mir, Du habest auch die Tochter eingeladen; ich habe von Jemand gehört, sie sei eine sehr liebenswürdige und gebildete Dame.

— O! dann gleicht sie der Mutter nicht.

— Und ebenso wenig dem Vater; der war zwar auch gebildet, aber dumm, schloß er.

Meine Mutter seufzte und wurde nachdenkend. Mein Vater schwieg. Ich fühlte mich sehr unbehaglich während dieses Gespräches.

Nach dem Essen begab ich mich in den Garten, doch ohne Flinte. Ich hatte mir vorgenommen, mich dem „Sassekinschen Garten" nicht zu nähern; eine unwider-

stehliche Macht zog mich aber hin — und nicht umsonst. Kaum war ich dem Zaune näher gekommen, so wurde ich Sinaïde gewahr. Diesmal war sie allein. Sie hielt ein Buch in der Hand und ging langsam den Weg entlang. Sie bemerkte mich nicht.

Fast hätte ich sie so vorübergehen lassen; ich besann mich jedoch eines Besseren und hustete.

Sie drehte sich um, blieb aber nicht stehen; mit der Hand strich sie das breite, blaue Band ihres runden Strohhutes zur Seite, blickte mich an, lächelte still und vertiefte sich wieder in das Buch.

Ich zog die Mütze und nachdem ich mich einige Zeit auf demselben Flecke herumgedreht hatte, entfernte ich mich mit schwerem Herzen. »Que suis-je pour elle?« dachte ich (Gott weiß warum), französisch.

Bekannte Schritte ließen sich hinter mir hören; ich blickte mich um — mein Vater war es, der mir mit seinem gewohnten raschen und leichten Gange entgegenkam.

— Ist das die junge Fürstin? fragte er mich.

— Das ist sie.

— Kennst Du sie denn?

— Ich habe sie heute morgen bei ihrer Mutter gesehen.

Der Vater blieb stehen, drehete sich rasch auf den Absätzen herum und ging zurück. Als er bis zu Sinaïde gekommen war, grüßte er sie höflich. Sie grüßte ihn gleichfalls? ein Ausdruck von Erstaunen glitt über ihr Gesicht

und sie ließ das Buch sinken. Ich sah, wie sie ihm mit den Augen folgte. Mein Vater kleidete sich immer elegant, nach eigenem Geschmacke und einfach; niemals aber war mir seine edle Gestalt vortheilhafter erschienen, niemals hatte sein grauer Hut das unmerklich dünner gewordene Lockenhaar besser bedeckt, als heute.

Ich wollte nochmals Sinaïde entgegengehen; sie blickte mich aber nicht einmal an, hatte das Buch wieder vorgenommen und entfernte sich.

VI.

Den ganzen Abend und folgenden Morgen verbrachte ich in einem Zustande trüber Entmuthigung. Ich versuchte es, erinnere ich mich, etwas zu arbeiten, nahm den Kaidanow vor — doch gedankenlos schweiften meine Blicke über die weitläufigen Zeilen und Seiten des berühmten Lehrbuches hin. Zehn Mal hintereinander las ich die Worte: „Julius Cäsar zeichnete sich durch kriegerischen Muth aus", — ich verstand nichts und warf das Buch fort.

Vor dem Essen rieb ich mir wieder Pomade in's Haar und legte meinen neuen Rock und die Halsbinde an.

— Wozu das? fragte die Mutter. — Noch bist Du nicht Student und Gott weiß, ob Du das Examen bestehen wirst. Vor Kurzem erst ist Dir die Jacke gemacht worden! Soll die denn fortgeworfen werden?

— Es werden ja Gäste kommen, stammelte ich halb in Verzweiflung.

— Unsinn! schöne Gäste!

Ich mußte mich fügen. Der Rock ward gegen die Jacke vertauscht, die Halsbinde nahm ich jedoch nicht ab. Die Fürstin nebst Tochter erschienen eine halbe Stunde vor der Tafel. Die Alte hatte über das grüne, mir bereits bekannte Kleid einen gelben Shawl geschlungen und sich eine altmodische Haube mit feuerrothem Bande aufgesetzt. Sie fing sogleich von ihren Wechseln an, stieß Seufzer aus, klagte über ihre dürftigen Umstände, brachte verschiedene Anliegen vor, und genirte sich nicht im Geringsten: sie nahm ihre Prisen mit ebendemselben Geräusche, drehte sich und rutschte ebenso auf ihrem Stuhle hin und her, wie zu Hause. Es schien ihr gar nicht einzufallen, daß sie Fürstin sei. Dagegen benahm sich Sinaïde mit strengstem Anstande, ja fast hochmüthig, wie eine echte Fürstentochter. Ihr Gesicht drückte eine kalte Gemessenheit und Würde aus, so daß ich irre an ihr wurde und ihre Blicke, ihr Lächeln nicht wiederzuerkennen vermochte, obgleich sie mir auch in dieser neuen Gestalt bezaubernd erschien. Sie hatte ein leichtes Barègekleid mit hell-blauen Streifen an; das Haar fiel, nach englischer Sitte, in breiten Locken längs den Wangen herab: diese Frisur paßte zu dem kalten Ausdrucke ihres Gesichtes. — Mein Vater saß während der Tafel neben ihr und unterhielt seine Nachbarin mit der ihm eigenen feinen und ruhigen Höflichkeit. Von Zeit zu Zeit blickte er sie an — und

dann und wann sie ihn, doch in eigenthümlicher, fast feindseliger Weise. Die Unterhaltung führten sie in französischer Sprache; — mein Erstaunen erregte, erinnere ich mich, Sinaïde's reine Aussprache. Die Fürstin legte sich auch während der Tafel, ebenso wenig wie vorher, den geringsten Zwang an, sie aß viel und lobte die Speisen. Meine Mutter fühlte sich sichtbar belästigt durch sie und antwortete ihr mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung; dann und wann verzog mein Vater leicht das Gesicht. Sinaïde gefiel meiner Mutter auch nicht. — Das ist ein stolzes Ding, — sagte sie am folgenden Tage.

— Und es giebt da Etwas — stolz zu thun — »avec sa mine de grisette«!

— Du hast vermuthlich keine Grisetten gesehen, bemerkte mein Vater.

— Und dafür sei Gott gedankt!

— Ganz recht, . . . aber wie kannst Du dann so urtheilen?

Auf mich gab Sinaïde nicht im Geringsten Acht. Bald nach dem Essen empfahl sich die Fürstin.

— Ich werde auf Ihre Protection bauen, Marja Nikolajewna, Peter Wassiljitsch, sagte sie mit flehendlichem Tone zu meinen Eltern. — Was soll ich machen! Es gab auch für mich Zeiten, ach! — die sind vorbei! Da sitze ich — man nennt mich Durchlaucht — setzte sie mit widerlichem Lachen hinzu, — eine schöne Ehre! — goldene Tressen und Nichts zu essen. — Mein Vater verbeugte

sich ehrerbietig und begleitete sie bis zur Thüre des Vorzimmers. Ich stand dabei, in meinem kurzen Jäckchen, und stierte, gleich einem zum Tode Verurtheilten, den Fußboden an. Sinaïdes Benehmen gegen mich hatte mir den Gnadenstoß gegeben. Wer beschreibt aber mein Erstaunen, als sie mir, an mir vorübergehend, hastig und mit dem früheren freundlichen Ausdrucke im Gesichte, zuflüsterte: kommen Sie zu uns heute Abend um acht Uhr, hören Sie, aber bestimmt . . . Ich erhob die Hände — sie war aber schon fort, nachdem sie eine weiße Schärpe über den Kopf geworfen hatte.

VII.

Punkt acht Uhr betrat ich, im Rock und die Haare in die Höhe gestrichen, das Vorzimmer des Nebengebäudes, welches die Fürstin bewohnte. Der alte Diener blickte mich finster an und erhob sich ungern von seiner Bank. Aus dem Gastzimmer erschallten heitere Stimmen. Ich öffnete die Thüre und trat befremdet zurück. Mitten im Zimmer, auf einem Stuhle, stand die junge Fürstin und hielt einen Männerhut vor sich; um den Stuhl drängten sich fünf Herren. Sie waren bemüht in den Hut zu greifen, während die junge Fürstin denselben emporhob und heftig schüttelte. Als sie mich gewahr wurde, rief sie: „wartet, wartet! ein neuer Gast, man muß auch ihm einen Zettel geben“, — sprang behend vom Stuhl und faßte mich beim Rockaufschlage.

— So kommen Sie doch, sagte sie, was stehen Sie da? Messieurs, erlauben Sie, daß ich Sie vorstelle: dieß hier ist Monsieur Woldemar, der Sohn unseres Nachbarn. Hier, — fuhr sie zu mir gewendet und der Reihe nach auf die Gäste weisend, fort — Graf Malewsky, Doctor Luschin, Poet Maidanow, Kapitän außer Diensten Nirmatzky und Belowsorow, Husar, den Sie bereits gesehen haben.

Ich war dermaßen verwirrt, daß ich Niemandem meinen Gruß entbot; im Doctor Luschin erkannte ich jenen schwarzhaarigen Herrn wieder, der mich im Garten so unbarmherzig angefahren hatte, die Uebrigen waren mir unbekannt.

— Graf! fuhr Sinaïde fort — schreiben Sie für Monsieur Woldemar einen Zettel.

— Das ist gegen alles Recht, entgegnete mit leichtem polnischen Accente der Graf, ein sehr hübscher und elegant gekleideter junger Mann mit braunen Haaren, ausdrucksvollen schwarzen Augen, einem feinen, weißen Näschen, und einem dünnen Schnurbärtchen über dem kleinen Munde. — Der Herr hat an unserem Pfänderspiele nicht theilgenommen.

— Das ist ungerecht, wiederholten Belowsorow und der Kapitän außer Diensten, ein Mann von etwa vierzig Jahren, ganz von Pockennarben entstellt, kraushaarig wie ein Neger, mit gekrümmtem Rücken, krummen Beinen und in aufgeknöpftem Uniformrock ohne Epauletten.

— Schreiben Sie den Zettel, sage ich Ihnen, wiederholte die junge Fürstin. — Eine Auflehnung! Monsieur

Woldemar nimmt heute zum ersten Male Theil an unserer Gesellschaft, für ihn existirt heute kein Gesetz. Ohne Murren, schreiben Sie, es ist mein Wille!

Der Graf zuckte die Achseln, beugte jedoch den Kopf, nahm eine Feder in seine weiße, beringte Hand, riß ein Stückchen Papier ab und begann auf dasselbe zu schreiben.

— Erlauben Sie uns wenigstens Herrn Woldemar auseinanderzusetzen, worum es sich handelt, bemerkte Luschin mit spöttischem Tone, — er ist ja ganz verwirrt. Sehen Sie, junger Mann, wir spielen ein Pfänderspiel; die Fürstin mußte ein Pfand geben, und Derjenige, welcher so glücklich ist, den richtigen Zettel zu ziehen, hat das Recht ihr das Händchen zu küssen. Haben Sie verstanden, was ich Ihnen gesagt habe?

Ich blickte ihn bloß an und blieb wie bisher verdutzt stehen, die junge Fürstin aber sprang wieder auf den Stuhl und begann von Neuem die Zettel in dem Hute zu schütteln.

Es stellten sich Alle um sie herum — ich gleichfalls.

— Maidanow, sagte die Fürstin zu einem jungen Menschen von magerem Aussehen, mit kleinen, trüben Augen und ungewöhnlich langem, schwarzem Haar, — Sie, als Poet, müssen Ihren Zettel großmüthig Monsieur Woldemar abtreten, damit er doppelte Chance habe den Treffer zu ziehen.

Maidanow schüttelte jedoch verneinend den Kopf und warf das Haar zurück.

Ich war der Letzte, der in den Hut griff, faßte den

Zettel und entfaltete ihn . . . Mein Gott! wie wurde mir, als ich auf demselben las: Ein Kuß!

— Ein Kuß! rief ich unwillkürlich.

— Bravo! er hat gewonnen, erklärte die junge Fürstin. — Wie mich das freut! Sie stieg vom Stuhle herunter und blickte mir so hell und süß in die Augen, daß mir das Herz vor Freude hüpfte. — Freut es Sie auch? fragte sie mich.

— Mich? stotterte ich . . .

— Verkaufen Sie mir Ihren Zettel, platzte plötzlich, hart über meinem Ohre, Belowsorow heraus. — Ich gebe Ihnen hundert Rubel dafür.

Ich erwiderte dem Husaren mit einem so entrüsteten Blicke, das Sinaïde in die Hände klatschte und Luschin ausrief: braver Bursche! Darauf setzte er hinzu: ich als Ceremonienmeister bin verpflichtet darauf zu sehen, daß alle Vorschriften erfüllt werden. Monsieur Woldemar, knieen Sie nieder. So ist es bei uns Regel.

Sinaïde stellte sich vor mich hin, neigte den Kopf ein wenig auf die Seite, gleichsam als habe sie mich betrachten wollen und reichte mir mit Würde die Hand. Es wurde mir trübe vor den Augen; ich wollte mich auf ein Knie niederlassen, fiel aber auf beide nieder und berührte mit den Lippen so ungeschickt Sinaïdes Finger, daß ich mir die Spitze der Nase leicht an ihrem Nagel streifte.

— So recht! rief Luschin und half mir wieder aufstehen.

Das Pfänderspiel wurde fortgesetzt. Sinaïde ließ mich neben sich Platz nehmen. Wie war sie erfinderisch im

Pfandauslösen! So fiel es ihr unter Anderem ein, als sie verurtheilt wurde, eine „Statue“ vorzustellen, zum Postamente den häßlichen Nirmatzky zu wählen; sie befahl, er solle sich mit dem Gesichte nach unten niederlegen und noch dazu den Kopf unter die Brust zwängen. Das Gelächter wollte kein Ende nehmen. Mir, dem einsam und sittsam erzogenen und in einem ehrbaren adeligen Hause aufgewachsenen Burschen, stieg von all' diesem Lärmen, dieser rückhaltslosen, fast stürmischen Heiterkeit, diesem ungewohnten Verkehre mit wildfremden Menschen, das Blut zu Kopfe. Ich fühlte mich trunken, wie von Weine. Ich lachte und schwatzte lauter als Alle, so daß die alte Fürstin, die im Nebenzimmer mit einem Kanzelisten vom Iwerskoi'schen Thore*) Berathungen hielt, hereinkam, um zu sehen was ich denn triebe. Ich fühlte mich jedoch dermaßen glücklich, daß ich mir nichts aus dem Spotte und den scheelen Blicken der Anderen machte. Sinaïde fuhr fort mich zu bevorzugen und ließ mich nicht von ihrer Seite. Bei einer Pfandauslösung kam ich neben ihr zu sitzen, unter einem und demselben seidenen Tuche, das uns bedeckte: ich sollte ihr mein Geheimniß mittheilen. Ich erinnere mich, wie unsere Köpfe in dem warmen, halbdurchsichtigen, duftigen Dämmerlichte aneinanderkamen, wie in ihm ihre Augen, mir so nahe, in mildem Feuer aufleuchteten, wie heißer Athem ihren halbgeöffneten Lippen entströmte, und mich glühend anwehte und wie die Spitzen ihrer Haare mir

*) Früherer Sammelplatz aller „Straßenadvokaten“ in Moskau, die auf vorübergehende arme Bittsteller lauerten.

die Wangen kitzelten. Ich schwieg. Sie lächelte geheimnißvoll, und flüsterte mir endlich schmeichelnd zu: nun? ich aber erröthete und lachte, wandte mich verwirrt ab und konnte kaum Luft schöpfen. Wir wurden das Pfänderspiel satt, und begannen jetzt das Schnurspiel. Mein Gott! von welchem Entzücken ward ich erfüllt, als ich, in einem Momente von Unachtsamkeit, von ihr einen heftigen und raschen Schlag auf die Finger bekam, und wie ich mir darauf absichtlich den Schein gab, als gäbe ich nicht Acht, und sie, um mich zu necken, meine hingehaltenen Hände nicht berührte!

Und das war noch lange nicht Alles, was wir an jenem Abende vorhatten! Wir musicirten auf dem Claviere, sangen und tanzten und stellten ein Zigeunerlager dar, Nirmatzky mußte sich als Bär kleiden und wir gaben ihm Wasser mit Salz zu trinken. Graf Malewsky zeigte uns verschiedene Kartenkunststücke und gab zum Beschlusse, nachdem er die Karten gemischt hatte, sich selbst im Whistspiele alle Trümpfe aus, wozu Luschin „die Ehre hatte, ihm Glück zu wünschen". Maidanow declamirte uns Bruchstücke aus seinem Gedichte „der Mörder" (das fiel gerade in die Zeit der höchsten Blüthe der Romantik), das er beabsichtigte in schwarzem Umschlage mit blutrothem Titel erscheinen zu lassen; dem Kanzelisten vom Iwerschen Thore stahl man die Mütze von dem Kamin und ließ ihn, zu ihrer Auslösung, den Kosakentanz tanzen; dem alten Bonifacius wurde eine Haube aufgesetzt — und Sinaïde setzte einen Männer-

hut auf den Kopf. Doch . . . es würde zu weit führen, wollte ich Alles wieder erzählen. Belowsorow allein saß meistentheils, mit finsterem Gesichte und schmollend in einem Winkel . . . Von Zeit zu Zeit liefen seine Augen blutig an, er wurde über und über roth, und es schien, als werde er sogleich über uns Alle herfallen und uns wie Spreu auseinanderschleudern; die junge Fürstin blickte ihn dann an, drohete ihm mit dem Finger und er zog sich wieder in seinen Winkel zurück.

Endlich waren wir erschöpft. Selbst die Fürstin, die, wie sie selbst sagte, Alles zu ertragen im Stande war — die sich nichts aus Geschrei machte, — auch sie fühlte sich erschöpft und wünschte auszuruhen. Um zwölf Uhr in der Nacht wurde das Abendessen aufgetragen, es bestand aus einem Stücke alten, trockenen Käse und einigen kalten Pastetchen mit gehacktem Schinken gefüllt, die mir schmackhafter däuchten als alle Delicatessen; Wein war nur eine Flasche da und auch die war ganz eigenthümlicher Art: von dunkelem Glase mit aufgetriebenem Halse, der Wein darin zeigte einen rosafarbenen Bodensatz: übrigens trank Niemand davon. Müde und bis zur Erschlaffung glücklich, verließ ich das Nebengebäude: zum Abschiede drückte mir Sinaïde kräftig die Hand und lächelte wiederum räthselhaft.

Schwül und feucht schlug die Nachtluft an mein erhitztes Gesicht; es schien ein Gewitter im Anzuge zu sein: schwarze Wolken stiegen auf und zogen, ihre Umrisse jeden Augenblick ändernd, über den Himmel hin.

Unstät zitterte ein leichter Wind in dem dunkelen Laube der Bäume und ganz in der Ferne, am Horizonte, rollte dumpf der Donner, gleichsam mit sich selbst grollend.

Durch den hinteren Eingang erreichte ich mein Zimmer. Mein Aufwärter lag schlafend auf dem Fußboden und ich war gezwungen über ihn hinwegzuschreiten; er erwachte und meldete mir, meine Mutter sei wieder böse auf mich gewesen und habe nach mir schicken wollen, der Vater habe sie jedoch davon abgehalten. (Ich legte mich niemals zu Bette, ohne meiner Mutter gute Nacht gewünscht und den Segen von ihr empfangen zu haben). Da war nun Nichts zu ändern!

Ich erklärte meinem Aufwärter, ich werde mich selbst entkleiden und zu Bette legen — und löschte das Licht aus. Ich kleidete mich aber nicht aus und legte mich nicht hin.

Ich setzte mich auf einen Stuhl und blieb lange wie von Zauber gebannt sitzen. Das was in mir vorging, war so neu, so süß . . . Ich saß unbeweglich, kaum traute ich mir den Blick zu erheben, wagte kaum zu athmen und lachte entweder still vor mich hin, oder es durchschauerte mich bei dem Gedanken, daß ich verliebt, daß dies also, dies die Liebe sei. Sinaïdes Gesicht schwebte sanft vor mir im Dunkeln, — es schwebte vor mir und zerrann doch nicht; ihre Lippen lächelten immer noch so bedeutungsvoll, ihre Augen blickten mich forschend, nachsinnend und zärtlich von der Seite an . . . so wie in jener Minute, als ich mich von ihr verabschiedete. Endlich erhob ich mich, trat auf den Zehen an mein Lager und vorsichtig, ohne mich

auszukleiden, ließ ich den Kopf auf's Kissen sinken, gleichsam als fürchte ich, durch eine rasche Bewegung das was mich erfüllte zu zerstören . . .

Ich legte mich nieder, schloß die Augen aber nicht. Bald wurde ich gewahr, daß beständig schwache Lichtblicke in mein Zimmer drangen . . . Ich erhob mich und warf einen Blick durch's Fenster. Die Kreuzhölzer im Fensterrahmen traten scharf aus den matterleuchteten Scheiben hervor. Ein Gewitter — dachte ich; und in der That war ein Gewitter da; doch zog dasselbe in weiter Ferne vorüber, so daß der Donner nicht zu hören war; nur schossen unaufhörlich, nicht grelle, aber lange und nach allen Seiten hinfahrende Blitze auf, die weniger leuchteten, als zitterten und zuckten, wie die Flügel eines sterbenden Vogels. Ich verließ das Bett, trat an's Fenster und blieb an demselben bis zum Morgen stehen . . . Das Wetterleuchten hörte nicht einen Augenblick auf. Ich schaute hinaus auf die Sandfläche, auf die dunkele Waldmasse des Neskuschnigartens, auf die gelblichen Façaden der fernen Gebäude, die gleichfalls bei jedesmaligem Leuchten zu zucken schienen . . . Ich war in Anschauen versunken — und konnte mich nicht davon losreißen; diese lautlosen Blitze, dieses fast ununterbrochene Aufleuchten, schienen im Einklange mit jenen stummen und geheimen Regungen zu stehen, die mich gleichfalls durchzuckten. Der Tag brach an; wie Purpur erschimmerte das Morgenroth. Je höher die Sonne emporstieg, desto schwächer und kürzer wurden die Blitze:

sie zuckten immer seltener und seltener und verschwanden endlich, verschlungen von dem vernichtenden und siegreichen Lichte des hereinbrechenden Tages . . .

Auch in meinem Innern hörte das Wetterleuchten auf. Ich fühlte eine große Müdigkeit und Oede . . . doch Sinaïdes Bild schwebte noch immer, triumphirend, vor meiner Seele. Nur schien dieses Bild selbst auch beruhigt zu sein: wie ein Schwan — der dem Moorgrunde entschwindet, hatte es sich von den, es umgebenden anderen, unschönen Gestalten getrennt . . . und bereits dem Schlafe verfallend, schmiegte ich mich zuletzt noch zum Abschiede an dasselbe in zutraulicher Hingebung an . . .

O, sanfte Regungen, zarte Laute, Güte und Beruhigung einer gerührten Seele, freudiges Aufgehen im ersten Sehnen der Liebe, — wo seid Ihr, wo seid Ihr?

VIII.

Am nächsten Morgen, als ich zum Thee heruntergekommen war, schalt mich meine Mutter, weniger jedoch, als ich erwartet hatte — und hieß mich ihr erzählen, wie ich den Abend zuvor verbracht hatte. Ich antwortete ihr in der Kürze, überging viele Nebenumstände und war bemüht, dem Ganzen einen unschuldigen Anstrich zu geben.

— Es sind aber dennoch keine Leute comme il faut, bemerkte die Mutter, und Du brauchst nicht hinüberzulaufen, statt Dich zu beschäftigen und zum Examen vorzubereiten.

Da ich wußte, daß die ganze Besorgniß meiner Mutter wegen meiner Beschäftigung, auf diese wenigen Worte beschränkt bleiben würde, so hielt ich es nicht für nöthig, ihr etwas zu erwidern; nach den Thee aber faßte mein Vater mich unter den Arm, ging mit mir in den Garten und ließ mich Alles erzählen, was ich bei Sassekins erlebt hatte.

Eine eigenthümliche Wirkung übte mein Vater auf mich aus, — und eigenthümlicher Art waren unsere gegenseitigen Beziehungen. So beschäftigte ihn meine Erziehung fast gar nicht; doch niemals fügte er mir eine Demüthigung zu. Er respectirte meine Freiheit, — ja er war, möchte ich fast sagen, höflich gegen mich . . . dennoch aber hielt er mich stets in einer gewissen Entfernung. Ich liebte ihn, ich war Feuer und Flamme für ihn, er erschien mir als das Muster von einem Manne — und, oh mein Gott! wie leidenschaftlich würde ich ihm angehangen sein, wenn ich nicht beständig seine abwehrende Hand gespürt hätte! Dafür aber war er augenblicklich im Stande, wenn er es wollte, durch ein einziges Wort, eine einzige Miene, in mir unbegrenztes Zutrauen zu sich zu erwecken. Meine Seele schloß sich vor ihm auf — ich schwatzte mit ihm, wie mit einem bedächtigeren Freunde, wie mit einem nachsichtigen Erzieher, . . . dann wieder, trat er ebenso rasch von mir zurück, — seine Hand wehrte mich — freundlich und zart, — aber dennoch wieder ab.

Zu Zeiten, wenn er fröhlich gestimmt war, konnte er Muthwillen mit mir treiben und sich umhertummeln

wie ein Knabe, denn er war ein Freund von jeder Art körperlicher Bewegung; ein Mal — aber auch nur ein einziges Mal! — hat er mich mit solcher Zärtlichkeit geliebkost, daß mir fast die Thränen in die Augen traten. . . . Doch Heiterkeit wie Zärtlichkeit verschwanden bei ihm ohne Spuren zu hinterlassen — und was auch zwischen uns vorfallen mochte, nichts berechtigte mich zu Hoffnungen für die Zukunft, — wie wenn Alles nur ein Traumbild für mich gewesen wäre. Zuweilen wenn ich sein kluges, schönes, offenes Gesicht betrachtete . . . bebte mir das Herz und mein ganzes Wesen fühlte sich zu ihm hingezogen . . . dann schien er zu fühlen, was in mir vorging, streichelte mir im Vorbeigehen die Wange — und ging dann entweder davon, oder nahm irgend Etwas vor, oder wurde plötzlich kalt, wie er allein es zu werden verstand, und sofort zog auch ich mich zurück und fühlte mich verlassen. Die wenigen Aeußerungen seines Wohlwollens für mich waren niemals durch meine stummen, aber verständlichen Bitten hervorgerufen: sie traten jedes Mal unerwartet ein. Wenn ich später tiefer über den Charakter meines Vaters nachdachte, kam ich zu dem Schlusse, daß ihm wenig an mir und dem Familienwesen gelegen war; seine Neigung war Anderem zugewendet, und diesem Anderen gab er sich vollständig hin. „Greife zu, wie Du kannst, lasse Dich nur selbst nicht greifen; sich selbst angehören, — hierin liegt der Kern des Lebens“, — sagte er ein Mal zu mir. Ein anderes Mal schwatzte ich, als angehender Demokrat, in seinem Beisein von der Freiheit,

(er war an jenem Tage, wie ich es nannte, „gut"; und in solchen Augenblicken konnte man mit ihm reden, was man wollte). — Freiheit! sagte er, weißt Du aber auch, was dem Menschen Freiheit giebt?

— Was?

— Der Wille, der eigene Wille, er auch giebt Macht, die besser als Freiheit ist. Verstehe zu wollen — und Du wirst frei sein und gebieten.

Das Leben genießen, das wollte mein Vater vor Allem — und er genoß dasselbe . . . Vielleicht hat er eine Vorahnung gehabt, daß er sich nicht lange am „Lebenskerne" erfreuen werde: er starb, zweiundvierzig Jahre alt. —

Ich erzählte meinem Vater ausführlich von meinem Besuche bei Sassekins. Halbaufmerksam, halbzerstreut hörte er mir zu, indem er dabei, auf einer Bank sitzend, mit der Spitze seiner Reitgerte Figuren in dem Sande zeichnete. Von Zeit zu Zeit lachte er zu meiner Erzählung, blickte mich auf eigene Weise, offen und scherzhaft, an und reizte mich durch kurze Fragen und Einwände. Anfänglich getraute ich mich nicht einmal den Namen Sinaïdes auszusprechen, konnte mich dessen aber endlich doch nicht enthalten und begann sie höchlich zu rühmen. Der Vater fuhr fort zu lachen, verfiel darauf in Nachdenken, reckte sich und stand auf.

Ich erinnere mich, daß er, als wir das Haus verließen, Befehl gab, sein Pferd zu satteln. Er war ein

vortrefflicher Reiter — und verstand, noch lange vor Herrn Rarey, die wildesten Pferde zu bändigen.

— Reiten wir zusammen, Papa? fragte ich ihn.

— Nein, erwiderte er, und sein Gesicht nahm den gewohnten, gleichgiltig-freundlichen Ausdruck an. — Du kannst allein ausreiten, wenn Du willst; dem Kutscher aber sage, daß ich nicht ausreiten werde.

Er drehte mir den Rücken zu und entfernte sich rasch. Ich folgte ihm mit dem Blicke, — er verschwand hinter dem Thore. Ich sah über dem Zaune, wie sein Hut vorüberzog: er war zu Sassekins gegangen.

Er blieb nur etwa eine Stunde dort, fuhr darauf aber sogleich zur Stadt und kehrte erst gegen Abend zurück.

Nach dem Essen ging ich selbst zu Sassekins. Im Gastzimmer traf ich die alte Fürstin allein. Als sie mich erblickte, kratzte sie sich mit der Stricknadel unter der Haube den Kopf und fragte mich plötzlich, ob ich ihr nicht eine Bittschrift in's Reine schreiben könne.

— Mit Vergnügen, gab ich zur Antwort und ließ mich auf die Ecke eines Stuhles nieder.

— Nur geben Sie Acht, machen Sie die Buchstaben recht groß, sagte die Fürstin, indem sie mir ein beschmutztes Papier überreichte; und dann, könnten Sie es nicht noch heute fertig machen, mein Guter?

— Ich werde es heute noch in's Reine schreiben.

Die Thüre des Nebenzimmers wurde ein wenig geöffnet, und in der Spalte Sinaïdes Gesicht, — bleich,

nachdenkend mit nachlässig zurückgeworfenem Haare, sichtbar: sie sah mich mit großen, kalten Augen an und verschwand wieder, die Thüre leise hinter sich schließend.

— Sina, — he Sina! rief die Alte. Sinaïde gab keine Antwort. Ich nahm die Bittschrift der Alten mit nach Hause und arbeitete an derselben den ganzen Abend.

IX.

Meine „Leidenschaft" begann mit jenem Tage. Ich empfand, erinnere ich mich, damals, was vermuthlich ein Mensch, der ein Amt antritt, empfindet: ich hatte aufgehört Knabe zu sein; ich befand mich officiell in dem Zustande eines Verliebten. Ich sagte, mit jenem Tage habe meine Leidenschaft begonnen; ich könnte hinzusetzen, das jener Tag auch den Anfang meiner Leiden bezeichnet. Ich verzehrte mich vor Gram, wenn ich nicht bei Sinaïde war: Nichts wollte mir in den Sinn, zu Nichts war ich fähig, Tagelang dachte ich mit Spannung nur an sie . . . Ich verzehrte mich fern von ihr . . . aber auch in ihrer Gegenwart wurde es mir nicht leichter um's Herz. Ich war eifersüchtig, ich sah meine Nichtigkeit ein, ich schmollte und lag vor ihr auf den Knieen, Beides auf gleich dumme Weise — und dennoch zog mich eine unwiderstehliche Macht zu ihr hin — und mit unwillkürlichem Glücksschauer trat ich jedes Mal über die Schwelle ihres Zimmers. Sinaïde erkannte sogleich, daß ich verliebt in sie war, übrigens fiel es mir auch nicht ein, ein Geheimniß daraus zu machen; meine

Leidenschaft machte ihr Spaß, sie neckte, hätschelte und peinigte mich. Es ist ein süßes Gefühl, der einzige Ursprung, die einzige selbstbewußte, mächtige, unverantwortliche Ursache der größten Freuden, wie der tiefsten Trauer Anderer zu sein, — und ich, ich war in Sinaïdes Händen wie ein Stück weiches Wachs. Uebrigens hatte nicht ich allein mich in sie verliebt; alle Männer, denen ihr Haus offen stand, waren es bis über die Ohren — und sie hielt dieselben Alle an der Kette, — zu ihren Füßen. Es machte ihr Vergnügen, bald Hoffnung, bald Befürchtung in ihnen zu erregen, nach ihren Launen mit ihnen umzuspringen (das nannte sie: die Leute aneinanderstoßen), — und es fiel Niemandem ein, sich ihr zu widersetzen, Jedermann unterwarf sich ihr gern. In ihrem ganzen, lebenslustigen und schönen Wesen war auf eigenthümlich bezaubernde Weise, Schlauheit mit Sorglosigkeit, Erkünsteltes mit Natürlichkeit, Ruhe mit Ausgelassenheit gepaart; jede ihrer Handlungen, alle ihre Reden und Bewegungen, waren von lebendigem, leichtem Liebreize wie angehaucht, aus Allem sprach eine ihr eigenthümliche, tändelnd hinreißende Kraft. Und auch ihr Gesicht war beständig ein anderes, es tändelte gleichfalls: fast zu gleicher Zeit drückte es — Spott, Nachdenken und Leidenschaftlichkeit aus. Die verschiedenartigsten Empfindungen spielten beständig, gleich den leichten, fliehenden Schatten der Wolken, an einem sonnigen Tage, in ihren Blicken, um ihre Lippen.

Jeder einzelne ihrer Verehrer war ihr nöthig. Belowsorow, den sie bisweilen „mein Thier“ nannte, zuweilen

auch ohne Weiteres „Meinen", — würde gern für sie in's Feuer gegangen sein; auf seine eigene geistige Begabung und seine sonstigen Vorzüge nicht sehr vertrauend, ging er sie mit Heirathsanträgen an, um damit anzudeuten, daß die Andern doch nur mit ihr spielten. Maidanow berührte die poetischen Saiten ihrer Seele; ein ziemlich kalter Mensch, wie fast alle Schriftsteller, suchte er sie, vielleicht aber auch sich selbst, zu überreden, er sei sterblich verliebt in sie, er sang ihren Ruhm in ellenlangen Gedichten, die er ihr dann mit einer gewissen unnatürlichen und doch wirklichen Begeisterung vorlas. Sie ließ ihn gewähren und machte sich dabei ein wenig lustig über ihn; sie hatte keine hohe Meinung von seiner Dichtergabe und nach seinen Herzensergüssen pflegte sie sich durch ihn aus Puschkin vorlesen zu lassen, um, wie sie sagte, die Luft zu reinigen. Luschin, der spöttelnde und in seinen Reden cynische Doctor, kannte sie besser — und liebte sie mehr, als Alle, obgleich er sie in ihrem Beisein und auch wenn sie nicht zugegen war, zu schelten pflegte. Sie achtete ihn, sah ihm jedoch Nichts nach — und ließ ihn mit besonderer Schadenfreude von Zeit zu Zeit fühlen, daß sie ihn in ihren Händen hielt. „Ich bin eine Koquette, bin herzlos, bin eine Schauspielerseele", sagte sie einmal in meiner Gegenwart zu ihm: — „nun gut! so geben Sie Ihre Hand her, ich werde eine Stecknadel hineinstecken, Sie werden sich vor diesem jungen Manne schämen, es wird Ihnen wehe thun, Sie müssen aber dazu lachen, mein wahrheitsliebender Herr." Luschin erröthete, wandte sich

ab, biß sich in die Lippen und mußte endlich doch die Hand hinhalten. Sie stach ihn mit der Nadel, und in der That lachte er dazu . . . sie lachte auch, indem sie die Nadel noch tiefer hineindrückte und ihm in die Augen blickte, die er vergebens abzuwenden bestrebt war . . .

Weniger deutlich waren mir die Beziehungen, in welchen Sinaïde zum Grafen Malewsky stand. Er war schön von Gestalt, gewandt und klug, und doch däuchte mir sechszehnjährigem Jungen sogar, es läge in ihm etwas Zweideutiges, etwas Falsches und ich wunderte mich, daß Sinaïde es nicht bemerkte. Vielleicht aber bemerkte sie diese Falschheit, ohne Abscheu vor ihr zu fühlen. Eine regellose Erziehung, sonderbare Bekanntschaften und Gewohnheiten, die beständige Gesellschaft der Mutter, Mangel und Unordnung im Hausstande, Alles zusammen, und vor Allem die Freiheit, die das junge Mädchen genoß und das Bewußtsein ihres Uebergewichtes über ihre Umgebung, hatte in ihr ein gewisses halbverächtliches Sichgehenlassen und Gleichgiltigkeit erzeugt. Fiel Etwas vor, — mochte z. B. Bonifacius melden, der Zucker sei alle geworden, oder es kam irgend eine Klatschgeschichte zum Vorschein, oder es hatten die Gäste Streit mit einander gehabt, — sie schüttelte bloß die Locken und nannte es: Dummheiten! — es kümmerte sie nicht.

Mir dagegen aber wurde das Blut heiß, wenn z. B. Malewsky sich ihr näherte, sich schlau wie ein Fuchs krümmend und graziös auf die Lehne ihres Stuhles gestützt,

mit selbstgefälligem und einschmeichelndem Schmunzeln ihr Etwas in's Ohr flüsterte, während sie mit über die Brust gekreuzten Armen ihn aufmerksam anblickte, lächelte und mit dem Kopfe nickte.

— Wie können Sie Vergnügen darin finden, den Herrn Malewsky bei sich zu empfangen? fragte ich sie einst.

— Er hat ein so schönes Schnurrbärtchen — erwiderte sie. — Aber: was geht das Sie an?

— Sie glauben vielleicht ich liebe ihn, — sagte sie mir ein anderes Mal; — nein, ich kann solche Leute nicht lieben, auf die ich herabsehen muß. Ich brauche einen Mann, der mich selbst zahm machen könnte . . . Aber auf einen solchen hoffe ich nicht zu stoßen! Ich werde Niemandem in die Hände fallen, nimmermehr!

— Sie werden also niemals lieben?

— Nun und Sie? Liebe ich Sie denn nicht? sagte sie und schlug mich mit der Spitze ihres Handschuhes auf die Nase.

Ja, Sinaïde machte sich oft über mich lustig. Während drei Wochen sah ich sie jeden Tag — und was, was hat sie nicht Alles mit mir angestellt! Zu uns kam sie selten, und das war mir nicht unangenehm: in unserem Hause nahm sie die Miene eines Edelfräuleins, einer Fürstentochter an — und ich hatte Scheu vor ihr. Auch fürchtete ich, mich im Beisein der Mutter zu verrathen; sie war Sinaïde durchaus nicht gewogen und beobachtete uns mit argwöhnischen Blicken. Vor dem Vater hatte ich

weniger Furcht: er schien nicht Acht auf mich zu geben und sprach wenig mit ihr, aber immer ganz besonders gewählt und geistreich. Ich hatte ganz aufgehört zu arbeiten, zu lesen, — sogar in der Umgegend herumzuschlendern, zu reiten. Wie ein Käfer am Zwirnsfaden, schwirrte ich beständig um das kleine Nebengebäude herum: ich wäre, glaube ich, am liebsten für immer dort geblieben . . . das ging aber nicht an; die Mutter brummte, zuweilen schickte mich Sinaïde selbst fort. Dann schloß ich mich in meinem Zimmer ein, oder zog mich an's äußerste Ende des Gartens zurück, kletterte auf die Trümmer eines hohen, steinernen Treibhauses, ließ meine Beine an der Mauer, die auf die Gasse hinausging, herabhängen und blickte stundenlang vor mich hin, ohne Etwas zu sehen. Neben mir, über den staubbedeckten Nesseln, flatterten weiße Schmetterlinge träge dahin; ein kecker Sperling ließ sich auch wohl mitunter nicht weit von mir auf einem verwittert rothen Ziegelsteine nieder und zwitscherte, ungehalten sich mit dem Körper beständig herumdrehend und das Schwänzchen ausspreizend; mißtrauische Krähen krächzten von Zeit zu Zeit, ganz hoch, von dem höchsten blätterlosen Wipfel der Birken herab, während Sonnenschein und laue Lüftchen in dem lichten Geäste derselben spielten; dann und wann hallte Glockenton, ruhig und melancholisch, aus dem benachbarten Kloster der Donischen Mutter Gottes herüber, — ich aber saß, blickte hinaus, horchte — und das Herz wurde mir voll von einem namenlosen Gefühle, das Alles umfaßte: Gram

und Freude, Vorahnung des Zukünftigen, Lebenslust und Furcht vor dem Leben. Damals aber begriff ich Nichts davon und hätte Nichts von Allem dem, was in mir wogte, mit Namen zu nennen vermocht, — oder würde Alles in einen Begriff, — den Namen Sinaïdes — zusammengefaßt haben.

Sinaïde fuhr inzwischen fort mit mir zu spielen, wie die Katze mit der Maus. Bald coquettirte sie mit mir — und ich gerieth in Wallung und ging in Wonne auf, — dann wieder stieß sie mich von sich, — und ich wagte es nicht, mich ihr zu nähern, ja sie auch nur anzublicken.

Einige Tage hinter einander war sie, erinnere ich mich, sehr kalt gegen mich; ich war ganz muthlos geworden, und als ich mit ängstlichem Herzen in's Nebengebäude hinübergegangen war, hielt ich mich an die alte Fürstin, trotzdem, daß sie in jenem Augenblicke gerade heftig schalt und schrie: ihre Wechselangelegenheiten standen schlecht und sie hatte bereits zweimal deßhalb Erörterungen mit dem Quartalofficiere gehabt.

Eines Tages, als ich längs dem wohlbekannten Zaune im Garten hinging — wurde ich Sinaïde gewahr: auf beide Hände gestützt, saß sie regungslos auf dem Grase. Ich wollte mich vorsichtig zurückziehen, sie hob jedoch plötzlich den Kopf empor und machte mir ein gebieterisches Zeichen. Ich blieb wie festgebannt stehen: ich hatte ihren Wink nicht sogleich verstanden. Sie wiederholte ihn nochmals. Unverzüglich sprang ich über den Zaun und

eilte freudig auf sie zu; sie hielt mich aber durch einen Blick zurück, und deutete auf einen Gartenweg zwei Schritte von ihr. Verwirrt und nicht wissend, was ich beginnen sollte, fiel ich am Saume des Weges auf die Kniee. Sie war so außerordentlich bleich, ein so herber Schmerz, eine so tiefe Erschöpfung sprach aus allen ihren Zügen, daß es mir das Herz zusammenpreßte und ich unwillkürlich hervorstotterte: was fehlt Ihnen?

Sinaïde streckte die Arme aus, riß ein Kräutchen ab, zerbiß es zwischen den Zähnen und warf es dann fort, weit fort.

— Haben Sie mich sehr lieb? fragte sie endlich. — Ja? Ich antwortete Nichts — wozu hätte es auch einer Antwort bedurft?

— Ja, wiederholte sie, mich wie zuvor anblickend. — So ist es. Dieselben Augen, setzte sie hinzu, wurde nachdenkend und bedeckte das Gesicht mit den Händen. — Alles widert mich an, flüsterte sie, ich möchte an's Ende der Welt fliehen, ich kann es nicht ertragen, kann nicht . . . Und was steht mir bevor! . . . Ach, wie ist mir so schwer . . . Mein Gott! wie schwer!

— Wovon? fragte ich schüchtern.

Sinaïde gab mir keine Antwort, sondern zuckte nur mit den Achseln. Immer noch auf den Knieen liegend, betrachtete ich sie mit tiefer Schwermuth. Jedes ihrer Worte schnitt mir in's Herz. In diesem Augenblicke, glaube ich, hätte ich mein Leben darum gegeben, wenn ich im Stande gewesen wäre, sie ihrer Trauer zu entreißen.

Ich blickte sie an — und ohne zu wissen, was sie bedrückte, stellte ich mir lebhaft vor, wie sie plötzlich, in einem Anfalle unbezwinglicher Trauer, in den Garten geeilt, zusammengeknickt und auf die Erde gesunken sei. — Rings umher war Alles hell und grün; der Wind spielte in den Zweigen der Bäume und bewegte dann und wann einen langen Himbeerzweig über Sinaïdes Kopfe. Nicht weit davon girrten Tauben und summten Bienen in ihrem niedrigen Fluge über das spärliche Gras. Hoch oben war der Himmel so freundlich blau — und mir war so traurig zu Muthe . . .

— Declamiren Sie mir ein Gedicht, sagte Sinaïde halblaut, auf ihren Ellenbogen gestützt. — Ich habe es gern, wenn Sie Gedichte vortragen. Sie singen etwas dabei, das thut aber Nichts, das paßt zu Ihrer Jugend. Ich möchte: „Auf Grusiens Hügeln", hören. — Vorher aber setzen Sie sich.

Ich setzte mich nieder und declamirte Puschkins Gedicht: „Auf Grusiens Hügeln":

„Auf Grusiens Hügeln ruht die Nacht schon dicht,
Vor mir Aragwa's Wogen schäumen;
Mir ist so trüb und leicht, mein Gram ist voller Licht,
Mein Gram ist voll von süßen Träumen
Von Dir, von Dir allein! Es wird mein holder Schmerz
Durch Nichts zerstört, durch Nichts vertrieben . . .
Auf's Neue wallt und wogt von Liebesglut mein Herz:
Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben."

— „Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben" wiederholte Sinaïde den letzten Vers. — Das ist das Schöne an der

Poesie: sie spricht zu uns von Dem, was nicht ist, und was nicht bloß besser ist, als in Wirklichkeit, sondern auch der Wahrheit viel näher kommt . . . Weil's ihm unmöglich, nicht zu lieben — und wenn es auch möchte, das arme Herz, es ist ihm nicht möglich! — Sie schwieg wieder, fuhr dann plötzlich zusammen und stand auf. — Kommen Sie. Maidanow sitzt jetzt bei meiner Mutter; er hat mir sein Gedicht gebracht und ich habe ihn sitzen lassen. Er ist jetzt auch verstimmt . . . was ist dabei zu machen! Ein Mal sollen Sie es erfahren . . . Sie dürfen mir aber nicht böse werden!

Sinaïde drückte mir in der Eile die Hand und lief voraus. Wir kehrten in's Nebengebäude zurück. Maidanow begann uns seinen eben erst gedruckten „Mörder" vorzulesen, ich hörte aber nicht darauf. In singendem Tone schrie er seine vierfüßigen Jamben ab, in denen die alternirenden Reime wie Schellengeläute klangen, hohl und grell; ich betrachtete unterdessen Sinaïde und zerbrach mir den Kopf, den Sinn ihrer letzten Worte zu ergründen.

„Es hat vielleicht ein Nebenbuhler
„Dich plötzlich insgeheim berückt?"

recitirte plötzlich Maidanow durch die Nase — und meine und Sinaïdes Augen begegneten sich. Sie senkte den Blick und leichte Röthe überflog ihr Gesicht. Ich sah es und wurde starr vor Schreck. Schon früher war ich eifersüchtig auf sie gewesen, doch erst in diesem Augenblicke stieg wie ein Blitz der Gedanke in mir auf, daß sie verliebt sei. „Mein Gott! sie liebt!"

X.

Von dieser Stunde an begannen meine Qualen. Ich zerbrach mir den Kopf, sann und grübelte, und — unabläſſig, doch möglichst geheim, beobachtete ich Sinaïde. Es war eine Veränderung mit ihr vorgegangen — das war unleugbar. Sie ging allein und lange spazieren. Zuweilen zeigte sie sich gar nicht den Gästen, sondern blieb Stundenlang auf ihrem Zimmer. Früher kam das bei ihr nicht vor. Ich war mit einem Mal, — es schien mir wenigstens so — außerordentlich scharfblickend geworden. „Ob es wohl Der ist? oder gar Der?" fragte ich mich, voll Unruhe ihre Verehrer der Reihe nach in meinen Gedanken durchmusternd. Der Graf Malewsky (obgleich ich mich Sinaïdes wegen schämte, mir dies zu gestehen), schien mir der Gefährlichste von Allen.

Meine Beobachtungsgabe reichte nicht über meine Nase hinaus, und mein Geheimthuen führte Niemand hinters Licht; der Doctor Luschin wenigstens hatte es bald heraus. Uebrigens hatte auch er sich in der letzten Zeit sehr verändert: er war mager geworden, lachte nicht mehr so oft, auch war sein Lachen jetzt hohler, boshafter und abgebrochener — eine unfreiwillige, nervöse Gereiztheit war bei ihm an Stelle der früheren leichten Ironie und des erkünstelten Cynismus getreten.

— Was machen Sie denn beständig hier, junger Mann? sagte er einst zu mir, als wir uns beide allein in dem Gastzimmer bei Sassekins befanden. (Die junge

Fürstin war von ihrem Spaziergange noch nicht zurückgekehrt und im Obergeschoß ließ sich die schreiende Stimme der Alten hören, die ihr Kammermädchen schalt), — Sie sollten studiren, arbeiten — so lange Sie jung sind — was suchen Sie hier?

— Sie können doch nicht wissen, ob ich zu Hause arbeite, oder nicht, — entgegnete ich ihm, nicht ohne Hochmuth, aber auch nicht ohne Verwirrung.

— Da mag Schönes herauskommen! Sie haben andere Dinge im Kopfe! Nun, ich will zugeben . . . in Ihrem Alter ist das begreiflich. Nur haben Sie eine schlechte Wahl getroffen. Sehen Sie denn nicht, was dies für ein Haus ist?

— Ich verstehe Sie nicht, bemerkte ich.

— Verstehen mich nicht? desto schlimmer für Sie! Ich halte es für meine Pflicht Sie zu warnen. Unsereinem, einem alten Junggesellen, ist es wohl erlaubt hierherzukommen: was schadet es uns? wir sind gestählte Leute, an uns bleibt nicht leicht Etwas haften; Sie aber sind noch ein Milchbart; die Luft hier ist für Sie schädlich, — glauben Sie mir, Sie könnten davon angesteckt werden.

— Wie das?

— Nun so. Sind Sie denn jetzt etwa gesund? Ist das Ihr normaler Zustand? Ist denn vielleicht das, was in Ihnen vorgeht, für Sie zuträglich und gut?

— Was geht denn in mir vor? fragte ich, gab aber in meinem Innern dem Doctor Recht.

— Ach junger Mann, junger Mann, fuhr der Doctor mit einem Ausdrucke fort, als wäre in diesen paar Worten Etwas für mich sehr Kränkendes enthalten gewesen: — warum wollen Sie sich verstellen, wenn noch, danken Sie Gott dafür, auf Ihrem Gesichte zu lesen ist, was in Ihrer Seele vorgeht. Doch, wozu die Worte? Ich würde selbst nicht hierherkommen, wenn ich . . . (der Doctor preßte die Zähne zusammen) wenn ich nicht . . . ein ebenso närrischer Kauz wäre, wie die Anderen. Nur nimmt mich Eins Wunder: wie können Sie, mit Ihrem Verstande, nicht sehen, was um Sie her vorgeht?

— Was geht denn hier vor? warf ich hin und spitzte die Ohren.

Der Doctor sah mich mit einem gewissen spöttischen Bedauern an.

— Ich bin auch ein schöner Kerl, — sagte er wie zu sich selbst — mit ihm von dergleichen Dingen zu reden. Mit einem Worte, fügte er die Stimme erhebend hinzu — ich sage es Ihnen noch ein Mal: die Luft hier taugt Nichts für Sie. Es gefällt Ihnen hier, das mag schon sein! in einem Treibhause ist der Geruch auch angenehm — aber es läßt sich dort nicht wohnen. He! Lassen Sie sich's sagen, nehmen Sie nur den Kaidanow wieder vor!

Die alte Fürstin trat herein und begann dem Doctor über Zahnweh vorzuklagen. Dann trat auch Sinaïde in's Zimmer.

— Da ist sie, — setzte die Alte hinzu, — Herr Doctor, schelten Sie sie doch aus. Den ganzen Tag

trinkt sie Wasser mit Eis; ist ihr das wohl zuträglich, bei ihrer schwachen Brust?

— Warum thun Sie das? fragte Luschin.

— Was für schlimme Folgen kann es denn haben?

— Nun, Sie können sich eine Erkältung zuziehen und sterben.

— In der That? Wirklich? Nun was thut es — mag es so kommen!

— Vortrefflich! brummte der Doctor vor sich hin. Die Alte verließ das Zimmer.

— Vortrefflich, wiederholte Sinaïde. Ist denn das Leben so angenehm? blicken Sie doch um sich . . . Nun, — ist es so schön? Oder denken Sie etwa, ich sehe es nicht ein, fühle es nicht? Es macht mir Vergnügen, Wasser mit Eis zu trinken, und Sie wollen mir alles Ernstes versichern, ein solches Leben wäre werth, daß man es eines augenblicklichen Vergnügens halber nicht auf's Spiel setze, — vom Glücke rede ich nicht einmal.

— Nun ja, bemerkte Luschin: — Launenhaftigkeit und Unabhängigkeit . . . Mit diesen beiden Worten ist Alles gesagt; Ihr ganzes Wesen ist darin ausgedrückt.

Sinaïde lachte krampfhaft auf.

— Sie kommen zu spät, lieber Doctor. Sie sind ein schlechter Beobachter und bleiben zu weit zurück. — Setzen Sie eine Brille auf. — Ich habe in diesem Augenblicke nichts mit Launenhaftigkeit zu schaffen. Mich über Sie lustig machen, oder gar über mich selbst . . . sehr amüsant, wahrhaftig! — und was Unabhängigkeit

betrifft . . . Monsieur Woldemar, setzte plötzlich Sinaïde mit dem Füßchen stapfend, hinzu — kein melancholisches Gesicht gemacht! Ich kann es nicht leiden, wenn man mich bemitleidet. — Rasch entfernte sie sich.

— Schädlich, ist für Sie die Luft hier, sehr schädlich, junger Mann, sagte Luschin nochmals zu mir.

XI.

Am Abend desselben Tages versammelten sich bei Sassekins die gewohnten Gäste; ich war auch darunter.

Das Gespräch fiel auf Maidanows Gedicht; Sinaïde lobte dasselbe aufrichtig.

— Wissen Sie aber, sagte sie zu ihm, wenn ich Dichter wäre, so würde ich andere Gegenstände wählen. Vielleicht ist das Alles nur Unsinn, — es kommen mir indessen zuweilen sonderbare Gedanken in den Kopf, besonders wenn ich nicht schlafe, gegen Morgen, wenn der Himmel anfängt, sich röthlich und grau zu färben. — Ich würde zum Beispiel . . . Sie werden mich nicht auslachen?

— Nein! Nein! riefen wir Alle zugleich.

— Ich würde, fuhr sie, die Arme über die Brust gekreuzt und den Blick zur Seite gewendet, fort, — ich würde eine ganze Gesellschaft junger Mädchen, bei Nachtzeit, in einem großen Boote — auf einem ruhigen Strome schildern. Es scheint der Mond, Alle haben weiße Gewänder an und Kränze aus weißen Blumen auf dem Kopfe, sie singen etwas in der Art einer Hymne.

— Verstehe, verstehe, fahren Sie fort, sagte Maidanow bedeutungsvoll und träumerisch.

— Plötzlich, vom Ufer her — Lärm, Lachen, Fackelschein, Tamburinklänge . . . Ein Haufe Bachanten kommt mit Singen und Schreien heran. Jetzt ist's Ihre Sache das Bild weiter auszumalen, Herr Poet . . . nur würde ich wünschen, daß die Fackeln recht rothes Feuer hätten und starken Qualm verbreiteten, daß die Augen der Bachanten unter den Kränzen hervorglühten und die Kränze von dunkler Farbe wären. Vergessen Sie auch nicht Pantherfelle und Trinkschalen — und Gold, recht viel Gold.

— Wo soll denn das Gold angebracht werden? fragte Maidanow, indem er sein glattes Haar zurückwarf und die Nase blähte.

— Wo? an den Schultern, an den Armen, an den Füßen, überall. Man sagt, im Alterthume hätten die Frauen goldene Ringe an den Fußknöcheln getragen. Die Bachanten laden die Mädchen im Boote zu sich ein. Die Mädchen haben aufgehört ihre Hymne zu singen, — sie können nicht fortfahren, — sie rühren sich jedoch nicht: die Strömung trägt sie an's Land. Auf einmal erhebt sich leise Eine von ihnen . . . Dies muß schön wiedergegeben werden: wie sie sich vom Monde beleuchtet, leise erhebt und wie ihre Gefährtinnen erschrecken . . . Sie steigt über den Rand des Bootes hinab, die Bachanten umringen sie, ziehen sie mit sich fort in die Nacht, in das Dunkel hinein . . . Stellen Sie dabei Rauch-

wolken vor und allgemeine Verwirrung. Man hört nur noch Seufzen und Wimmern, und am Ufer ist ein Kranz liegen geblieben.

Sinaïde schwieg. (Oh! sie liebt! kam mir wieder in den Sinn.)

— Und das ist Alles? fragte Maidanow.

— Alles, entgegnete sie.

— Das ist kein Süjet für ein größeres Gedicht, bemerkte er mit wichtiger Miene, — ich werde aber Ihre Idee für ein kleines Gedicht benützen.

— Im romantischen Style? fragte Malewsky.

— Freilich, in romantischem, in Byron'schem Style.

— Meiner Ansicht nach steht Victor Hugo höher als Byron, warf der junge Graf hin: — er ist interessanter.

— Victor Hugo ist ein Dichter erster Klasse, erwiederte Maidanow, — und mein Freund Tonkoschejew, in seinem spanischen Romane »El Torcador« . . .

— Ach das ist wohl jenes Buch mit den umgekehrten Fragezeichen? unterbrach ihn Sinaïde.

— Ja. So ist es bei den Spaniern üblich. Ich wollte sagen, Tonkoschejew . . .

— Nun! da werden Sie wohl wieder über Classicismus und Romantismus discutiren, unterbrach ihn Sinaïde wieder. — Besser, wir spielen . . .

— Pfänder? fragte Luschin.

— Nein, das ist langweilig; wir wollen — Vergleich — spielen. (Dieses Spiel hatte Sinaïde selbst

erfunden: es wurde irgend ein Gegenstand genannt, den Jeder Mitspielende mit Etwas vergleichen mußte und wer den besten Vergleich vorgebracht hatte, erhielt den Preis). Sie trat an's Fenster. Die Sonne war eben untergegangen; hoch am Himmel zogen sich lange, rothe Wolken hin.

— Womit sind jene Wolken zu vergleichen? fragte Sinaïde und ohne unsere Antwort abzuwarten, sagte sie: ich finde, sie sind jenen purpurrothen Segeln ähnlich, die auf dem goldenen Schiffe Kleopatra's ausgespannt waren, als sie dem Antonius entgegen fuhr. Erinnern Sie sich, Maidanow, Sie erzählten mir vor Kurzem davon?

Einstimmig, wie Polonius im „Hamlet", entschieden wir, die Wolken seien durchaus jenen Segeln ähnlich und einen besseren Vergleich würde Niemand von uns zu finden im Stande sein.

— Wie alt mochte aber Antonius damals sein? fragte Sinaïde.

— Gewiß war er ein junger Mann, bemerkte Malewsky.

— Ja, jung war er, bekräftigte Maidanow bestimmt.

— Bitte um Entschuldigung, rief Luschin, er war über vierzig Jahre alt.

— Ueber vierzig, wiederholte Sinaïde, indem sie rasch auf ihn blickte . . .

Ich kehrte bald nach Hause zurück. — „Sie liebt", stammelten unwillkürlich meine Lippen . . . „Wen aber?"

XII.

So flossen die Tage dahin. Sinaïde wurde immer seltsamer, unbegreiflicher. Einst kam ich zu ihr, als sie auf einem Rohrstuhle saß und den Kopf hart an die scharfe Kante des Tisches gedrückt hielt. Sie richtete sich auf . . . ihr ganzes Gesicht schwomm in Thränen.

— Ah, Sie sind's! sagte sie mit grausamem Lächeln. — Kommen Sie doch näher.

Ich trat zu ihr: sie legte mir die Hand auf den Kopf und begann plötzlich meine Haare zu zausen und sie mit den Fingerspitzen zusammenzudrehen.

— Es schmerzt . . . sagte ich endlich.

— Ah! es schmerzt! schmerzt es mich denn nicht? mich denn nicht? wiederholte sie dabei.

— Ei! schrie sie plötzlich auf, als sie sah, daß sie mir eine Menge Haare ausgerissen hatte. — Was habe ich da gemacht? Armer Monsieur Woldemar!

Vorsichtig ordnete sie die ausgerissenen Haare, wickelte sie um ihren Finger und machte sich einen Ring daraus.

— Ich werde Ihre Haare in mein Medaillon legen und tragen — sagte sie . . . Thränen standen noch immer in ihren Augen. — Vielleicht wird Sie das einigermaßen trösten . . . jetzt aber, leben Sie wohl!

Ich kehrte nach Hause zurück und wurde dort Zeuge einer peinlichen Scene. Meine Mutter hatte eine Erörterung mit meinem Vater: sie machte ihm Vorwürfe über

Etwas, er aber schwieg dazu, kalt und höflich, wie es seine Gewohnheit war — und fuhr bald darauf vom Hause fort. Ich konnte nicht verstehen, wovon meine Mutter sprach und dann lag mir auch Anderes im Sinne; indessen erinnere ich mich doch, daß sie mich nach der Erörterung zu sich in ihr Kabinet rufen ließ und mir sehr aufgebracht Vorwürfe über meine häufigen Besuche bei der Fürstin machte, die, wie sie sich ausdrückte, »une femme capable de tout« wäre. Ich küßte ihr die Hand (was ich jedesmal that, wenn ich ihren Vorwürfen ein Ende machen wollte) und begab mich auf mein Zimmer. Sinaïdes Thränen hatten mich ganz außer Fassung gebracht: ich wußte nicht, was ich von ihr denken sollte, und war selbst dem Weinen nahe: trotz meiner sechszehn Jahre war ich noch immer solch ein Kind. Ich dachte jetzt nicht mehr an Malewsky, obgleich Belowsorow mit jedem Tage ihm drohendere Mienen zeigte und auf den geschmeidigen Grafen Blicke schleuderte, wie ein Wolf auf ein Lamm; überhaupt dachte ich an Niemanden und an Nichts. Ich verlor mich in unbestimmten Vermuthungen und suchte beständig abgelegene Plätze auf. Besonders lieb waren mir die Trümmer des Treibhauses geworden. Dorthin, auf die hohe Mauer, pflegte ich zu klettern und saß dann da, ein so unglücklicher, einsamer und trauernder Jüngling, daß ich mir selbst leid zu thun begann — und doch, wie lieb waren mir diese traurigen Empfindungen, wie gern gab ich mich ihnen hin! . . .

So saß ich wieder ein Mal auf der Mauer, blickte in die Ferne und lauschte dem Glockengeläute . . .

plötzlich durchzuckte mich Etwas — es war kein Lüftchen, kein Schauer . . . es war wie ein Hauch, wie die Empfindung von etwas mir Nahem . . . Ich senkte den Blick. Unten auf dem Wege, in leichtem grauen Kleide, mit rosenfarbenem Sonnenschirme auf der Schulter, ging Sinaïde eilig dahin. Sie wurde mich gewahr, blieb stehen, bog den Rand ihres Strohhutes zurück und erhob ihren Blick zu mir.

— Was machen Sie dort in solcher Höhe? fragte sie mich mit einem sonderbaren Lächeln. — Wohlan, fuhr sie fort, Sie versichern immer, Sie lieben mich — springen Sie doch zu mir herunter auf den Weg, wenn Sie mich wirklich lieben.

Sinaïde hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so flog ich schon hinab, als wenn mich Jemand von hinten hinuntergestoßen hätte. Die Mauer war gegen zwei Klafter hoch. Ich fiel gerade auf die Füße, doch war der Sturz so heftig, daß ich mich nicht aufrecht zu erhalten vermochte: ich fiel hin und verlor auf einen Augenblick die Besinnung. Als ich zu mir gekommen war, empfand ich, ohne die Augen zu öffnen, daß Sinaïde neben mir stand. „Mein lieber Junge“ — sagte sie über mich gebeugt — und in ihrer Stimme lag besorgte Zärtlichkeit, „wie konntest Du das thun, wie konntest Du mir gehorchen . . . ich liebe Dich ja . . . steh doch auf . . .“

Ich hörte das Athmen ihrer Brust neben mir, ihre Hände berührten meinen Kopf und plötzlich, — wie ward

mir da! — ihre weichen, frischen Lippen begannen mein Gesicht mit Küssen zu bedecken . . . sie drückten sich an meine Lippen . . . Doch da verrieth ihr wohl der Ausdruck meines Gesichtes, daß ich wieder zur Besinnung gekommen war, obgleich ich die Augen noch immer geschlossen hielt — und rasch aufspringend, sagte sie: „Nun, muthwilliger Junge, stehen Sie auf, Sie Wagehals; was liegen Sie da im Staube?“ Ich erhob mich. — Geben Sie mir meinen Sonnenschirm her, — sagte sie, wie weit ich ihn fortgeworfen habe! Und richten Sie nicht solche Blicke auf mich . . . wozu diese Albernheiten? Sie haben sich doch keinen Schaden gethan? Vielleicht Etwas an den Nesseln verbrannt! Sie hören ja, Sie sollen mich nicht so ansehen . . . Er hört ja aber nichts, antwortet nichts, fügte sie, wie für sich hinzu . . . — Gehen Sie nach Hause, Monsieur Woldemar, säubern Sie sich, und daß es Ihnen nicht einfällt, mir zu folgen — sonst werde ich böse und nie wieder . . .

Sie beendigte den Satz nicht und entfernte sich schnell; ich aber blieb am Weg sitzen . . . Meine Beine trugen mich nicht. An den Nesseln hatte ich mir die Hände verbrannt, der Rücken that mir weh und der Kopf ging in die Runde; doch das Gefühl von Wonne, daß ich damals empfand, wiederholte sich nicht mehr — nie in meinem ganzen Leben. Es haftete in allen meinen Gliedern, wie ein seliger Schmerz, der zuletzt in entzückten Sprüngen und Ausrufen zum Ausbruch gelangte. In der That: ich war noch ein Knabe.

XIII.

So überaus beglückt und stolz fühlte ich mich diesen ganzen Tag hindurch, so lebhaft erhielt sich auf meinem Gesichte der Eindruck von Sinaïdes Küssen, mit solchem Schauer des Entzückens erinnerte ich mich jedes ihrer Worte so zärtlich, trug mich mit meinem unerwarteten Glücke umher, daß mir fast Angst wurde, daß mich sogar nicht verlangte sie zu sehen, sie, die Urheberin dieser neuen seligen Eindrücke. Mich dünkte, weiter könne man Nichts vom Schicksale fordern, jetzt sei der Moment gekommen zum Beschluß, „einen tiefen Seufzer auszustoßen, und zu sterben". Dafür überfiel mich am folgenden Tage, als ich mich in's Nebengebäude begab, eine große Unruhe, die ich vergebens unter der Maske bescheidener Ungezwungenheit, wie sie sich für einen wohlgesitteten Menschen, der zeigen will, daß er ein Geheimniß zu bewahren versteht, ziemt, zu verbergen suchte. Sinaïde empfing mich so ruhig, als ob gar nichts zwischen uns vorgefallen wäre, sie drohte mir bloß mit dem Finger und fragte, ob ich keine blauen Flecken hätte? Meine angenommene Ungezwungenheit und Geheimthuerei war augenblicklich verschwunden, und mit ihnen zugleich auch meine Unruhe. Ich hatte freilich keinen besonderen Empfang erwartet, aber dennoch machte Sinaïdes Ruhe auf mich den Eindruck eines kalten Bades. Ich sah ein, daß ich in ihren Augen nur ein Kind war — und das war für mich sehr niederdrückend! Sinaïde ging im Zimmer auf und ab, und

jedes Mal wenn sie mich ansah, lächelte sie flüchtig; ihre Gedanken aber waren fern, das konnte ich deutlich bemerken . . . „Ob ich zuerst von dem gestrigen Tage zu reden anfange, dachte ich — ob ich sie frage, wohin sie sich denn so eilig begeben habe, um doch endlich zu erfahren . . .“ aber ich schlug mir das aus dem Sinn und setzte mich in einen Winkel.

Belowsorow trat herein; ich war über seine Ankunft erfreut.

— Ich habe für Sie kein Reitpferd finden können, kein ruhiges — sagte er in barschem Tone. — Der Kerl da, der Freitag, hat mir zwar Eines versprochen — ich traue ihm aber nicht. Ich fürchte . . .

— Was fürchten Sie denn, — fragte Sinaïde, — wenn ich fragen darf?

— Was? Sie verstehen ja nicht zu reiten. Gott strafe mich, wenn Etwas vorfiele! Wie sind Sie nur so plötzlich auf diesen Einfall gekommen?

— Nun, das ist meine Sache, Monsieur Griesgram. In solchem Falle will ich Peter Wassiljewitsch bitten . . . (So hieß mein Vater und mich wunderte, wie sie dessen Namen so zuversichtlich und geläufig erwähnte, als ob sie von seiner Bereitwilligkeit, ihr einen Dienst zu erweisen, überzeugt gewesen wäre.)

— Ah so! erwiderte Belowsorow, — Mit ihm also wollen Sie ausreiten?

— Mit ihm, oder mit einem Anderen, — das kann Ihnen gleich sein — nur nicht mit Ihnen.

— Nicht mit mir, wiederholte Belowsorow. — Wie Sie wollen. Nun dann! Sie sollen das Pferd haben.

— Aber nicht etwa einen Karrengaul. Ich sage es Ihnen im Voraus, ich will galoppiren.

— Meinetwegen, Sie mögen galoppiren . . . Mit wem wollen Sie denn aber reiten, mit Malewsky etwa?

— Und warum nicht mit ihm, mein muthiger Krieger? Aber, beruhigen Sie sich, setzte sie hinzu und sprühen Sie nicht Blitze aus den Augen. Ich werde auch Sie einladen. Sie wissen, daß Malewsky für mich jetzt — pfui! Und sie schüttelte den Kopf.

— Sie sagen das, um mich zu trösten, brummte Belowsorow.

Sinaïde kniff die Augen zusammen. — Ist das ein Trost für Sie? O . . . o . . . o . . . Sie muthiger Krieger! sagte sie zuletzt, als wenn sie kein anderes Wort hätte finden können. — Und Sie, Monsieur Woldemar, wollen Sie auch mit uns reiten?

— Ich . . . ich liebe nicht . . . in großer Gesellschaft, stotterte ich, ohne die Augen aufzuschlagen.

— Sie ziehen ein tête à tête vor? . . . Nun, des Menschen Wille ist sein . . . Himmelreich, sagte sie mit einem Seufzer. — Gehen Sie, Belowsorow, sorgen Sie dafür, daß ich das Pferd morgen bekomme.

— Ja; und wo nimmt man das Geld her? warf die Fürstin ein.

Sinaïde runzelte die Stirn.

— Ich bitte Sie nicht darum; Belowsorow legt für mich aus.

— Legt für dich aus, so, so . . . brummte die Fürstin — und rief dann plötzlich aus vollem Halse: „Dunjaschka"!

— Mama, ich habe Ihnen ja eine Schelle geschenkt, bemerkte die Tochter.

— „Dunjaschka"! wiederholte die Alte.

Belowsorow empfahl sich; ich entfernte mich zu gleicher Zeit. Sinaïde hielt mich nicht zurück.

XIV.

Am folgenden Morgen stand ich früh auf, schnitt mir einen Stock und begab mich zur Stadt hinaus. Ich will mir, dachte ich, den Kummer vertreten. Es war ein herrlicher Tag, hell und nicht zu heiß; ein munterer, frischer Wind strich über die Erde hin, rauschte spielend durch die Bäume, Alles bewegend und nichts zerstörend. Ich schlenderte lange über Berg und Thal; ich fühlte mich nicht glücklich; ich hatte das Haus verlassen, um mich meiner Schwermuth hinzugeben; — aber die Jugend, das schöne Wetter, die frische Luft, das Vergnügen am raschen Gehen, die Wonne des einsamen Liegens auf dem üppigen Grase thaten das Ihrige; die Erinnerung an jene unvergeßlichen Worte, an jene Küsse, drängte sich wieder in meine Seele. Wohlthuend wirkte der Gedanke auf mich, daß Sinaïde doch trotz Allem meiner Entschlossenheit, meinem Heldenmuthe, Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse . . . Sie mag Andere mir

vorziehen, dachte ich, sei es! Dafür sprachen die Andern nur von Dem, was sie thun wollen, ich aber habe es schon vollbracht! Und noch ist das lange nicht Alles, was ich für sie zu thun im Stande bin! — Meine Einbildungskraft hatte einen hohen Flug genommen. Ich begann mir vorzustellen, wie ich sie aus Feindeshänden erretten, wie ich ganz von Blut bedeckt sie dem Gefängniß entreißen, wie ich zu ihren Füßen meinen Geist aufgeben wollte. Ich gedachte eines Bildes, das bei uns im Gastzimmer hing: Malèk-Adèl*) wie er Mathilde entführt, — und wandte sogleich meine ganze Aufmerksamkeit einem herbeigeflogenen großen Buntspechte zu, der geschäftig den schlanken Stamm einer Birke hinaufhüpfte und unruhig, bald rechts, bald links, hinter demselben hervorguckte, ganz wie ein Musikant hinter dem Halse seiner Baßgeige.

Dann stimmte ich das: „Nicht weißer Schnee ist's was dort schimmert" an und sprang dann zu einer damals vielgesungenen Romanze: „Ich harre Dein, wenn Zephyr's sanfter Hauch", über; darauf declamirte ich laut Jermak's Anrede an die Sterne, aus Chomjakows Trauerspiel; ich versuchte sogar Etwas Rührendes zu dichten, hatte auch den Vers, mit welchem das Gedicht schließen sollte, gefunden: „oh Sinaïde, Sinaïde!" es kam jedoch weiter Nichts heraus.

Inzwischen war die Stunde des Mittagessens gekommen. Ich stieg in's Thal hinab; ein enger, sandiger

---

*) Aus Mme. Cottin's Romane.

Fußweg schlängelte sich durch dasselbe und führte in die Stadt. Ich schlug diesen Fußweg ein . . . Dumpfer Hufschlag ließ sich plötzlich hinter mir hören. Ich blickte mich um, blieb unwillkürlich stehen und zog die Mütze ab. Es waren mein Vater und Sinaïde. Sie ritten neben einander. Mein Vater, mit dem ganzen Oberleibe zu ihr hinübergebeugt und die Hand auf den Hals ihres Pferdes gestützt, sagte ihr Etwas; er lächelte, Sinaïde hörte ihn schweigend, mit gesenktem, strengem Blicke und geschlossenen Lippen an. Anfänglich hatte ich nur die Beiden gesehen, doch einige Augenblicke darauf zeigte sich hinter einer Biegung des Thales Belowsorow, in Husarenuniform und Dolman, auf einem schaumbedeckten Rappen. Das stattliche Pferd schüttelte den Kopf, schnaubte und tanzte, während der Reiter es zugleich zügelte und spornte. Ich trat auf die Seite. Mein Vater nahm die Zügel zusammen, richtete sich wieder empor, Sinaïde erhob langsam die Augen zu ihm und — Beide flogen dahin . . . Mit Säbelgeklirre setzte Belowsorow ihnen nach. „Er ist roth wie ein Krebs, dachte ich — und sie . . . Warum ist sie so bleich?"

Ich beschleunigte meinen Schritt und langte kurz vor dem Essen zu Hause an. Mein Vater saß bereits umgekleidet, gewaschen und mit frischem Gesichte neben dem Armstuhle meiner Mutter und las derselben mit seiner gleichmäßigen, klangvollen Stimme das Feuilleton des »Journal des Débats« vor; meine Mutter hörte ihm jedoch zerstreut zu, und mich gewahr werdend, fragte sie, wo ich denn

den ganzen Tag gewesen sei, und setzte hinzu, sie liebe es nicht, wenn man sich den ganzen Tag, Gott weiß wo und mit wem, umhertreibe. Ich bin ja allein spazieren gegangen, wollte ich entgegnen, mein Blick fiel jedoch auf meinen Vater, und ich verstummte.

XV.

Im Laufe der folgenden fünf, sechs Tage bekam ich Sinaïde fast nicht zu Gesichte: sie schützte Krankheit vor, was jedoch die gewohnten Gäste nicht abhielt, ihrem, — wie sie es nannten, — Dujourdienste, — obzuliegen; Maidanow ausgenommen, der sogleich muthlos zu werden und sich zu langweilen pflegte, wenn er keine Gelegenheit fand in Entzücken zu gerathen. Belowsorow saß düster, roth im Gesicht und bis an den Hals zugeknöpft, in einem Winkel; auf dem feinen Gesichte des Grafen Malewsky spielte beständig ein böses Lächeln; er war in der That bei Sinaïde in Ungnade gefallen und suchte sich mit besonderem Eifer bei der alten Fürstin einzuschmeicheln, die er sogar in einer Staatskutsche zum Generalgouverneur begleitet hatte. Was jedoch diesen Besuch anbetrifft, so war er erfolglos, für Malewsky aber sogar mit einer Unannehmlichkeit verknüpft gewesen: es ward ihm ein gewisser Vorfall mit gewissen Offizieren der Wegecommunication in's Gedächtniß gerufen — und er hatte sich gezwungen gesehen, sich, zur Rechtfertigung, auf seine Unerfahrenheit zu berufen. Luschin besuchte

täglich zwei Mal das Haus, blieb aber nicht lange da; seit unserer letzten Erörterung fürchtete ich ihn ein wenig und fühlte doch zu gleicher Zeit aufrichtige Zuneigung für ihn. Eines Tages spazierten wir zusammen im Neskuschnigarten; er war sehr herzlich und freundlich gegen mich, theilte mir die Namen und Eigenschaften verschiedener Gräser und Pflanzen mit, als er sich plötzlich, ohne sichtbaren Grund vor die Stirn schlug und rief: und ich, ich Narr, glaubte, sie wäre eine Koquette! Ja, — es muß für gewisse Personen süß sein, sich für Andere zu opfern.

— Was wollen Sie damit sagen? fragte ich.

— Ihnen habe ich gar nichts sagen wollen, gab er mir trocken zur Antwort.

Sinaïde vermied mich: meine Erscheinung, — es war mir unmöglich es nicht zu bemerken, — machte auf sie einen unangenehmen Eindruck. Unwillkürlich wandte sie sich von mir ab . . . Unwillkürlich! das eben war das bittere, das war es, was mir Kummer verursachte! Dabei war jedoch Nichts zu machen — und ich bemühete mich, ihr nicht vor Augen zu kommen und sie nur aus der Ferne zu beobachten, was mir nicht eben immer gelang. Es ging in ihr, wie schon früher, Etwas Unbegreifliches vor; ihr Gesicht war verändert, sie selbst war ganz umgewandelt. Besonders auffallend däuchte mir diese Veränderung an einem warmen, stillen Abende. Ich saß auf einer niedrigen Bank unter einem breiten Fliederbusche; jenes Plätzchen war mir lieb geworden: ich konnte von dort aus das Fenster von Sinaïdes Zimmer sehen.

Ich saß still da; über meinem Kopfe trieb ein kleiner Vogel in dem dunkeln Laubdache sein rühriges Wesen; eine graue Katze schlich langgestreckt, vorsichtig in den Garten und die ersten Maikäfer summten in der noch lichtgetränkten, aber doch nicht mehr hellen Luft, schwerfällig umher. Ich saß und hatte den Blick auf das Fenster gerichtet und wartete, ob es sich nicht aufthuen werde: richtig, — es öffnete sich und an demselben erschien Sinaïde. Sie hatte ein weißes Kleid an und war selbst, an Gesicht, Schultern, Armen — bleich wie Kreide. Sie stand lange regungslos da und blickte starr und gerade vor sich hin, unter den zusammengezogenen Brauen hervor. Diesen Blick kannte ich an ihr noch nicht. Darauf preßte sie die Hände zusammen, fest, fest zusammen, führte sie an die Lippen, an die Stirn, — riß sie plötzlich wieder von einander, warf das Haar hinter die Ohren zurück, schüttelte dasselbe und schlug, nachdem sie mit einer gewissen Entschiedenheit mit dem Kopfe von oben hinab genickt hatte, das Fenster zu.

Drei Tage darauf begegnete ich ihr im Garten. Ich wollte ihr ausweichen, sie selbst jedoch hielt mich an.

— Geben Sie mir die Hand, — sagte sie mit der früheren Freundlichkeit, — wir haben lange nicht mit einander geplaudert.

Ich warf einen Blick auf sie: ihre Augen leuchteten sanft und ihr Gesicht lächelte, aber gleichsam wie durch einen Schleier.

— Sind Sie noch immer unwohl? fragte ich sie.

— Nein, jetzt ist Alles vorüber, erwiderte sie und brach eine kleine rothe Rose ab. — Ich bin noch etwas matt, das wird aber auch vorübergehen.

— Und werden Sie dann wieder sein, wie früher? fragte ich.

Sinaïde führte die Rose an's Gesicht und — mir däuchte, der rothe Widerschein der Blättchen röthete ihre Wangen. — Habe ich mich denn verändert? fragte sie mich endlich.

— Ja, das haben Sie, — gab ich halblaut zurück.

— Ich bin kalt gegen Sie gewesen, — ich weiß es, begann Sinaïde, — Sie hätten das aber nicht so ernst nehmen sollen ... Ich konnte nicht anders ... Doch, wozu davon reden!

— Sie wollen nicht, daß ich Sie liebe, — das ist es! rief ich in düsterer Aufregung.

— Nein, lieben Sie mich, aber nicht wie bisher.

— Wie denn?

— Lassen Sie uns Freunde sein — weiter nichts! — Sinaïde gab mir die Rose, daran zu riechen. — Hören Sie mich, ich bin ja viel älter als Sie, — ich könnte Ihre Tante sein, wahrhaftig! Nun, wenn auch nicht das, so doch Ihre ältere Schwester. Und Sie ...

— Ich bin in Ihren Augen nur ein Kind, unterbrach ich sie.

— Nun ja, aber ein liebes, gutes, kluges Kind, das ich sehr gern habe. Wissen Sie was? Vom heutigen

Tage an ernenne ich Sie zu meinem Pagen; vergessen Sie nun aber nicht, daß Pagen ihre Herrin nicht verlassen dürfen. Da, nehmen Sie dies als Zeichen Ihrer neuen Würde, — fügte sie hinzu, indem sie die Rose in das Knopfloch meines Jäckchens steckte; — das Zeichen unserer Gewogenheit.

— Früher bekam ich von Ihnen andere Beweise Ihrer Gewogenheit, stotterte ich.

— Ah! sagte Sinaïde und blickte mich von der Seite an . . . Was für ein Gedächtniß er doch hat! Nun, ich bin auch jetzt bereit . . .

Und, sich zu mir niederbeugend, drückte sie mir einen keuschen, ruhigen Kuß auf die Stirne.

Ich sah sie an, — sie aber wandte sich ab, indem sie sagte: folgen Sie mir, mein Page — und begab sich in ihre Wohnung. Ich folgte ihr — und fühlte mich betroffen. Ist denn wirklich, dachte ich, — dieses sanfte, bedächtige Mädchen dieselbe Sinaïde, die ich gekannt habe? Selbst ihr Gang schien mir langsamer geworden zu sein, — ihre ganze Gestalt majestätischer und schlanker . . .

Und, o mein Gott! mit welcher neuen Stärke entflammte die Liebe in mir!

XVI.

Nach dem Essen versammelten sich wiederum die Gäste im Nebengebäude, und die junge Fürstin zeigte sich denselben. Die ganze Gesellschaft war genau dieselbe, wie

an dem ersten, mir unvergeßlichen Abende: selbst Nirmatzky hatte sich eingefunden; Maidanow war dies Mal früher erschienen, als die Anderen, — er hatte neue Gedichte mitgebracht. Das Pfänderspiel ward wieder vorgenommen, jedoch ohne die frühere Ausgelassenheit, ohne Narrheiten und Lärm, — das Zigeunerhafte war daraus verschwunden. Sinaïde gab unserer Zusammenkunft eine neue Stimmung. In meiner Eigenschaft als Page saß ich neben ihr. Unter Anderem schlug sie vor, es solle Derjenige, dessen Pfand herauskäme, einen Traum erzählen; das hatte jedoch keinen Erfolg. Entweder waren die Träume nicht interessant (Besowsorow z. B. hatte geträumt, er habe sein Pferd mit Karauschen gefüttert, und das Thier einen hölzernen Kopf gehabt), oder sie waren nicht natürlich, sondern erdichtet. Maidanow hatte uns eine ganze Novelle zum Besten gegeben: es kamen darin Grabgewölbe, Engel mit Harfen vor, redende Blumen und fernherzitternde Töne. Sinaïde ließ ihn nicht auserzählen. Wenn nun doch einmal Dichtungen an die Reihe gekommen sind, — sagte sie, — so mag Jeder irgend Etwas unbedingt Erfundenes erzählen. — Der Erste, an den die Reihe kam, war wiederum Belowsorow.

Der junge Husar wurde verwirrt. — Ich kann Nichts erfinden! rief er aus.

— Unsinn! warf Sinaïde ein. — Stellen Sie sich zum Beispiel vor, Sie wären verheirathet, und erzählen Sie uns, wie Sie mit Ihrer Frau die Zeit verbringen würden. Würden Sie dieselbe unter Schloß und Riegel halten?

— Ja, das würde ich.

— Und würden ihr selbst Gesellschaft leisten?

— Gewiß!

— Vortrefflich. Und wenn ihr nun aber ein solches Leben lästig fiele, und sie Ihnen untreu würde?

— Ich würde sie tödten.

— Wenn sie aber entflöhe?

— So würde ich sie einholen und dennoch tödten.

— Gut. Gesetzt nun, ich wäre Ihre Frau, was thäten Sie dann wohl?

Belowsorow schwieg einen Augenblick. — Ich würde mich umbringen . . .

Sinaïde lachte auf. — Ich sehe Sie machen kurzen Proceß.

Das zweite Pfand sollte Sinaïde auslösen. Sie hob den Blick zur Decke und wurde nachdenkend. — Nun, hört, sagte sie nach einer Weile, was ich erdichtet habe. Stellen Sie sich einen prunkvollen Palast vor, eine Sommernacht und einen zauberhaften Ball. Diesen Ball giebt eine junge Königin. Ueberall strotzt es von Gold, Marmor, Krystall, Seide, Lichter, Diamanten, Blumen, Wohlgerüchen und allen Bedürfnissen des Luxus.

— Sie lieben den Luxus? unterbrach sie Luschin.

— Luxus ist eine hübsche Sache, entgegnete sie, — ich liebe Alles, was hübsch ist.

— Mehr als das Schöne? fragte er.

— Das ist mir gar zu spitzfindig, ich verstehe das nicht. Unterbrechen Sie mich nicht weiter. Der Ball also

ist prachtvoll. Eine Menge Gäste, alle jung, schön, muthig, Alle sterblich in die Königin verliebt.

— Sind keine Frauen unter den Gästen? fragte Malewsky.

— Nein, — oder warten Sie, — es sind deren da.

— Alle häßlich?

— Reizend! Die Männer aber sind alle in die Königin verliebt. Sie ist hoch von Wuchse und von schlanker Gestalt; ein kleines goldenes Diadem krönt ihr schwarzes Haar.

Ich warf einen Blick auf Sinaïde — und in diesem Augenblicke kam sie mir so überaus erhaben über uns Alle vor, mir däuchte, es strahle von ihrer Stirn, von ihren unbeweglichen Brauen, ein solcher Geist und solche Hoheit, daß mir der Gedanke kam: „diese Königin bist Du!"

— Alles drängt sich um sie herum, — fuhr Sinaïde fort, — Alle verschwenden an sie die schmeichelhaftesten Reden.

— Sie liebt also Schmeichelei? fragte Luschin.

— Wie sind Sie unerträglich! immer müssen Sie mich unterbrechen . . . Wer liebt sie denn nicht?

— Noch eine letzte Frage, — bemerkte Malewsky. Die Königin hat doch einen Gemahl?

— Daran hatte ich nicht gedacht. Nein, wozu denn einen Gemahl?

— Freilich, — äußerte Malewsky, — wozu der Gemahl?

— Silence! rief Maidanow, der das Französische sehr schlecht sprach.

— Merci, sagte Sinaïde zu ihm. Die Königin also hört alle diese Reden an, lauscht der Musik, blickt indessen auf keinen der Gäste besonders. Sechs Fenster stehen von oben bis unten weit offen, von der Decke bis an den Fußboden; durch dieselben sieht man einen dunkeln Himmel mit großen Sternen und einen dunkeln Garten mit großen Bäumen. Die Königin schaut in den Garten hinaus. Dort, zwischen den Bäumen ist ein Springbrunnen: gleich einem Gespenste schimmert im Dunkeln die hohe, hohe Wassergarbe. Durch das Stimmengewirr und die Töne der Musik lauscht die Königin dem steten Plätschern des Wassers. Sie schaut hinaus und denkt: Ihre Alle hier, seid edle, kluge, reiche Herren, ihr drängt Euch um mich herum, Ihr seid neidisch auf jedes meiner Worte, seid Alle bereit für mich, zu meinen Füßen, das Leben zu lassen: ich gebiete über Euch . . . aber dort, neben dem Springbrunnen, neben jenem plätschernden Wasser, da steht und wartet auf mich der, den ich liebe, der über mich gebietet. Er hat weder ein reiches Kleid an, noch Edelsteine, auch kennt ihn Niemand, er wartet aber auf mich und ist überzeugt, ich werde kommen, — und kommen werde ich, und keine Macht wird im Stande sein mich zurückzuhalten, wenn ich zu ihm gehen, bei ihm bleiben, mit ihm dort, im Dunkel des Gartens, beim Rauschen des Laubes und Plätschern des Brunnens, mich verlieren will . . .

Sinaïde schwieg.

— Das wäre Dichtung? fragte Malewsky schlau.

Sinaïde würdigte ihn keines Blickes.

— Was würden wir aber thun, meine Herren, — fragte plötzlich Luschin, — wenn wir uns unter den Gästen befänden und von dem Dasein des Glücklichen am Brunnen unterrichtet wären?

— Halt, halt, — unterbrach ihn Sinaïde; ich selbst will Ihnen sagen, was ein Jeder von Ihnen thun würde. Sie, Belowsorow, würden ihn herausfordern; Sie, Maidanow, ein Epigramm auf ihn verfassen . . . Uebrigens, nein, — Sie verstehen nicht, ein Epigramm zu schmieden: Sie würden einen langen Jambus, nach der Art Barbier's, auf ihn schreiben und Ihr poetisches Product dem „Telegraphen" übermachen. Sie, Nirmatzky, würden von ihm Geld — doch nein, Sie würden ihm selbst Geld auf Zins leihen; Sie, Doctor . . . sie hielt inne . . . — Da weiß ich nun wirklich nicht, was Sie thun würden.

— Als Leibarzt, sagte Luschin, würde ich der Königin den Rath ertheilen, keine Bälle zu geben, wenn ihr so wenig an den Gästen gelegen ist.

— Vielleicht hätten Sie Recht. Und Sie Graf . . .

— Nun und ich? wiederholte mit seinem bösartigen Lächeln Malewsky . . .

— Sie würden ihm ein vergiftetes Confect geben.

Malewskys Gesicht verzerrte sich ein wenig und nahm für einen Moment einen jüdischen Ausdruck an, doch lachte er gleich darauf.

— Was Sie nun betrifft, Woldemar, fuhr Sinaïde fort, . . . doch genug davon; lassen Sie uns ein anderes Spiel vornehmen.

— Monsieur Woldemar, als Page der Königin, würde ihre Schleppe getragen haben, wenn sie in den Garten gegangen wären, — bemerkte Malewsky bissig.

Ich wurde feuerroth, Sinaïde legte indessen rasch ihre Hand auf meine Schulter, erhob sich von ihrem Platze und sagte mit leichtem Zittern der Stimme: Ich habe Ew. Erlaucht nie das Recht zugestanden, frech zu sein, und darum bitte ich Sie, sich zu entfernen. — Sie wies auf die Thüre.

— Aber ich bitte, Fürstin — stotterte Malewsky und ward leichenblaß im Gesichte.

— Die Fürstin hat Recht — rief Belowsorow und erhob sich gleichfalls.

— Bei Gott, ich glaubte gar nicht, — fuhr Malewsky fort; in meinen Worten, denke ich, lag doch Nichts, was . . . Ich habe nicht entfernt die Absicht gehabt, Sie zu beleidigen . . . Vergeben Sie mir!

Sinaïde musterte ihn mit kaltem Blicke und lächelte ebenso kalt. — Meinethalben, Sie können bleiben, sagte sie mit einer verächtlichen Bewegung der Hand. — Wir hatten Unrecht, Herr Woldemar und ich, Ihretwegen in

Zorn zu gerathen. Es macht Ihnen Vergnügen zu sticheln . . . nun, wohl bekomme es Ihnen.

— Vergeben Sie mir — wiederholte Malewsky nochmals. Ich aber, wenn ich mich Sinaïdes Bewegung erinnerte, dachte: eine wirkliche Königin hätte einem Frechen die Thüre nicht mit größerer Würde weisen können.

Das Pfänderspiel hörte bald nach dieser kleinen Scene auf; es war Allen etwas unbehaglich zu Muthe, nicht sowohl in Folge des Auftrittes selbst, als vielmehr aus einem unbestimmten, drückenden Gefühle, welches daraus entsprang. Niemand sprach davon, doch empfand es Jeder an sich und an den Anderen. Maidanow las uns seine Gedichte vor — und Malewsky lobte dieselben mit übertriebenem Eifer. „Er möchte sich jetzt gern wieder weiß brennen", flüsterte mir Luschin zu. Wir trennten uns bald. Sinaïde wurde nachdenklich; die Fürstin ließ melden, sie habe Kopfschmerz; Nirmatzky begann über seine Rheumatismen zu klagen . . .

Ich konnte lange nicht einschlafen; ich war von Sinaïdes Erzählung betroffen. Sollte dieselbe wirklich eine Anspielung enthalten? fragte ich mich; und auf Wen oder Was war sie gerichtet? Und wenn wirklich Grund zu einer Anspielung vorhanden wäre, wie konnte sie sich entschließen . . . Nein, nein, es ist unmöglich — flüsterte ich, indem ich mich bald auf die eine, bald auf die andere meiner glühenden Wangen legte . . . Mir fiel jedoch der Ausdruck in Sinaïde's Gesichte während ihrer Erzählung ein . . . ich erinnere mich des Ausrufes,

der Luschin im Garten von Neskuschni entschlüpft war, auch der plötzlichen Veränderung in seinem Benehmen gegen mich — und ich verlor mich in Vermuthungen. Wer ist er? diese drei Worte schienen vor meinen Augen zu schweben, scharf in das Dunkel eingegraben; es war mir zu Muthe als habe sich dicht über mir eine unheildrohende Wolke niedergelassen; ich empfand den Druck derselben und war beständig gewärtig, sie werde sich entladen. Ich war Vieles in der letzten Zeit gewohnt worden, hatte Vielerlei bei Sassekins kennen gelernt; die Unordnung, die Talglichte, die zerbrochenen Messer und Gabeln, das finstere Aussehen des Bonifacius, das zerlumpte Stubenmädchen, die Manieren der Fürstin selbst, — dieser ganze häusliche Zustand fiel mir nicht mehr auf . . . Was ich aber jetzt an Sinaïde dunkel zu bemerken glaubte, — daran konnte ich mich nicht gewöhnen . . . Eine Aventurière, — hatte meine Mutter sie ein Mal genannt. Eine Aventurière, — sie, mein Abgott, meine Göttin! Diese Benennung brannte mich wie Feuer, ich suchte mich derselben zu erwehren, indem ich mich in die Kissen vergrub, ich war entrüstet — und doch, was hätte ich hingegeben, wozu wäre ich fähig gewesen, nur um jener Glückliche am Brunnen sein zu können! . . .

Mein Blut war erhitzt und kochte in den Adern. „Garten . . . Springbrunnen" . . . dachte ich . . . „Ich will doch in den Garten gehen!" Geschwind warf ich mich in die Kleider und schlich zum Hause hinaus. Die Nacht war finster, die Luft etwas frisch, leise

flüsterten die Bäume; vom Gemüsegarten zog Fenchelgeruch herüber. Ich durchstrich alle Alleen; das leichte Geräusch meiner eigenen Schritte erregte mich und hielt mich in Spannung; ich blieb von Zeit zu Zeit erwartend stehen und lauschte; stark und laut pochte mir das Herz. Endlich kam ich bis an den Zaun und stützte mich auf eine dünne Stange. Plötzlich, — oder war es mir nur so vorgekommen? — huschte einige Schritte von mir eine weibliche Gestalt vorüber . . . Ich richtete gespannt den Blick in's Dunkel und hielt den Athem an. Was ist das? Sind es Schritte, die ich zu hören wähne, — oder klopft mein Herz wieder? „Wer ist da?" stammelte ich kaum hörbar. Was ist denn das? unterdrücktes Lachen? . . . oder Rauschen in den Blättern? . . . oder ein Seufzer, hart an meinem Ohre? Ein Schauer überlief mich . . . „Wer ist da?" fragte ich noch leiser.

Ein leichter Windhauch zog vorüber; am Himmel schoß ein feuriger Streif dahin: eine Sternschnuppe. „Sinaïde?" wollte ich fragen, aber der Laut erstarb mir auf den Lippen. Und plötzlich wurde es grabesstill rund umher, wie das um Mitternacht oft der Fall ist . . . Sogar die Grillen im Laube hatten in ihrem Zirpen inne gehalten, — nur ein Fenster klirrte irgendwo. Nachdem ich einige Zeit auf demselben Flecke stehen geblieben war, kehrte ich auf mein Zimmer, in mein kalt gewordenes Bett zurück. Ich befand mich in einer sonderbaren Aufregung: mir däuchte, ich hätte mich zu einem Stelldichein hinausbegeben, — und sei allein geblieben und am Glücke eines Andern vorübergegangen.

XVII.

Am folgenden Tage sah ich Sinaïde nur im Fluge: sie hatte mit ihrer Mutter eine Ausfahrt in einer Miethsdroschke gemacht. Dafür sah ich aber Luschin, der mich übrigens kaum eines Grußes würdigte, und Malewsky. Der junge Graf verzerrte sein Gesicht zu einem Lächeln und redete mich freundlich an. Von allen Besuchern des Nebengebäudes war es ihm allein gelungen, Eintritt in unser Haus zu erlangen und meiner Mutter Beifall zu gewinnen. Mein Vater dagegen mochte ihn nicht und benahm sich gegen ihn mit einer übertriebenen Höflichkeit, die an Beleidigung streifte.

— Ah, monsieur le page, — begann Malewsky, — ich bin sehr erfreut Sie zu sehen. Was macht Ihre schöne Königin?

Sein frisches, hübsches Gesicht war mir in diesem Augenblicke so zuwider — und er sah mich so selbstgefällig höhnisch an, daß ich ihm Nichts antwortete.

— Sie sind doch nicht böse? fuhr er fort. — Das ist unrecht. Nicht ich habe Sie zum Pagen ernannt, — Pagen halten vornehmlich Königinnen. Erlauben Sie mir indessen die Bemerkung, daß Sie Ihrem Amte schlecht vorstehen.

— Wie so?

— Die Pagen dürfen sich von ihren Gebieterinnen unbedingt nicht trennen; die Pagen müssen Alles wissen, was dieselben thun — ja sie müssen sogar bei Tage wie

wie bei Nacht über sie wachen — setzte er, den Ton dämpfend, hinzu.

— Was wollen Sie damit sagen?

— Was ich sagen will? Ich drücke mich doch, denke ich, deutlich genug aus. Bei Tage — wie bei Nacht. Bei Tage geht es noch hin; bei Tage ist es hell und es gehen Menschen vorüber; Nachts aber, — ist ein Unglück bald geschehen. Ich rathe Ihnen, Nachts nicht zu schlafen und Wache zu halten, nach Möglichkeit Wache zu halten. Erinnern Sie sich, — bei Nacht, im Garten, am Springbrunnen, — dort ist es, wo Sie Wache halten müssen. Sie werden mir Dank wissen.

Malewsky lachte und wandte mir den Rücken. Wahrscheinlich legte er seinen Worten keine tiefere Bedeutung bei; er hatte den Ruf eines Meisters in der Kunst des Mystificirens und zeichnete sich in dieser Hinsicht vornehmlich auf Maskenbällen aus, wozu ihn die fast unbewußte Falschheit, von der sein ganzes Wesen durchdrungen war, ganz besonders befähigte . . . Er hatte mich wohl nur aufziehen wollen, jedes seiner Worte aber bohrte sich wie ein vergifteter Stachel in mein Herz. Das Blut stieg mir zu Kopfe. Ah! das ist es! sagte ich zu mir selbst. Meine gestrigen Vermuthungen waren also doch begegründet! Mich hatte es nicht umsonst in den Garten gezogen! Wohlan denn, rief ich laut und schlug mich mit der Faust vor die Brust, daraus wird Nichts! Eigentlich wußte ich aber selbst nicht, — woraus Nichts werden sollte. — War es Malewsky's Absicht, sich in den Garten hineinzuschleichen? — dachte

ich (er kann sich verrathen haben, und frech genug ist er, um es zu thun), — oder ist ein Anderer da? — (die Umzäunung unseres Gartens war sehr niedrig und es bedurfte keiner Mühe über dieselbe hinüberzuklettern), genug, mit heiler Haut soll Derjenige nicht davon kommen, der mir in den Weg tritt! Ich rathe Niemandem, mir in den Wurf zu kommen! Ich will der ganzen Welt beweisen, und auch ihr, der Treulosen (ich nannte sie wahrhaftig die Treulose), daß ich Rache zu üben verstehe!

Ich kehrte auf mein Zimmer zurück, nahm aus meinem Schreibtische ein englisches Messer, das ich vor Kurzem gekauft hatte, hervor, prüfte die Schärfe desselben und steckte es dann, mit finsterer Miene und kalter, gesammelter Entschlossenheit, in die Tasche, als wären dergleichen Dinge nichts Ungewohntes für mich und ich kein Neuling darin. Mein Herz war von Bosheit geschwellt und wie zu Stein geworden. Bis zum Anbruche der Nacht behielt ich meine finstere Miene und hielt die Lippen geschlossen, ging beständig auf und ab, das warmgewordene Messer krampfhaft mit der Hand in der Tasche umklammernd, und bereitete mich im Voraus auf Fürchterliches vor. Diese neuen, noch nicht dagewesenen Empfindungen beschäftigten mich und hielten mich dermaßen in Aufregung, daß ich sogar an Sinaïde eigentlich nur wenig dachte. Mir schwebte beständig — Aleko, der junge Zigeuner, vor: *) — „Wohin, du schöner Jüngling? sprich! Bleib' liegen da und stirb!“

*) Siehe Puschkin's „Zigeuner“

und ferner: „Du bist ja ganz mit Blut bespritzt! ... O sprich, was thatest Du? ... Nichts!" — Mit welchem grausamen Lächeln wiederholte ich dieses: Nichts!

Mein Vater war nicht zu Hause; meiner Mutter aber, die sich seit einiger Zeit in einem fast beständigen Zustande zurückgehaltener Aufregung befand, fiel mein verzweifeltes Aussehen auf und beim Abendessen sagte sie zu mir: Du siehst ja aus wie eine Maus in der Grütze! Ich lächelte bloß herablassend dazu und dachte: wenn sie nur wüßte! Es schlug 11 Uhr; ich ging auf mein Zimmer, kleidete mich aber nicht aus; ich wartete auf Mitternacht: endlich schlug die Stunde. Auf! flüsterte ich durch die Zähne, knöpfte meine Jacke bis oben zu, streifte sogar die Aermel zurück und begab mich in den Garten.

Ich hatte den Platz, wo ich Wache halten wollte, schon bei Zeiten gewählt. Am Ende des Gartens, dort wo der Zaun, der unser Gebiet von dem der Sassekins schied, an eine gemeinsame Mauer stieß, stand eine vereinzelte Tanne; unter den niedrigen, dichten Aesten derselben, konnte ich mich recht gut verbergen, und so weit es das nächtliche Dunkel zuließ, sehen, was um mich her vorging. In der Nähe zog sich ein Pfad hin, der mir von jeher geheimnißvoll erschienen war: in Schlangenwindungen zog sich derselbe hart am Zaune vorüber, an welcher Stelle Fußspuren verriethen, daß Jemand hinübergestiegen war, und verlor sich in einer runden Laube dichter Akazien.

Ich war an die Tanne gelangt, lehnte mich gegen den Stamm und begann meine Wache.

Es war eine ebenso ruhige Nacht, wie die vorige; doch standen weniger Wolken am Himmel; die Umrisse der Gebüsche, selbst die größerer Pflanzen, waren deutlicher zu unterscheiden. Die ersten Minuten des Wartens erschienen mir drückend, fast beängstigend. Ich war zu Allem bereit und zog nur noch in Erwägung: wie ich vorgehen sollte? Ob ich mit einem: „Wohin? Halt! Bekenne, — oder stirb!" — beginnen, oder gleich zustoßen sollte . . . Jeder Laut, jedes Geräusch, auch das leiseste, schien mir bedeutungsvoll, ungewöhnlich . . . Ich hielt mich bereit . . . beugte mich nach vorn. . . . Doch es verging eine halbe Stunde, es verging eine ganze; mein Blut beruhigte sich, kühlte sich ab; die Vorstellung, daß ich Alles umsonst thue, mich sogar lächerlich mache, daß Malewsky mich nur gefoppt habe, — schlich sich allgemach in meine Seele ein. Ich verließ meinen Hinterhalt und machte eine Runde durch den Garten. Wie absichtlich ließ sich nirgends das geringste Geräusch hören; Alles war in Ruhe versunken; selbst unser Hofhund schlief, zusammengerollt, bei dem Thorpförtchen. Ich kletterte auf die Trümmer des Treibhauses, sah das weite Feld vor mir, gedachte meiner Begegnung mit Sinaïde und verlor mich in Gedanken . . .

Plötzlich schrak ich zusammen . . . Mir däuchte, ich habe das Knarren einer geöffneten Thür, dann das Knistern eines gebrochenen Zweiges vernommen. In zwei

Sprüngen war ich die Trümmer hinuntergesprungen — und blieb wie erstarrt stehen. Rasche, leichte, aber behutsame Schritte ließen sich im Garten hören. Sie kamen zu mir heran. „Da ist er . . . da ist er endlich!" zuckte es durch mein Herz. Krampfhaft zog ich das Messer aus der Tasche, schlug es heftig auf, — rothe Funken flimmerten vor meinen Augen, das Haar auf meinem Kopfe sträubte sich vor Angst und Wuth . . . Die Schritte kamen gerade auf mich zu — ich bog mich nach vorn, es zog mich denselben entgegen . . . Ein Mann wurde sichtbar . . . Mein Gott! Es war mein Vater!

Ich erkannte ihn sogleich, obgleich er ganz in einen dunkelen Mantel gehüllt war und den Hut über die Augen gezogen hatte. Er ging auf den Zehen an mir vorüber. Er hatte mich nicht bemerkt, obgleich mich Nichts verdeckte, ich hatte mich aber so niedergedrückt und klein gemacht, daß ich fast dem Erdboden gleich kam. Der eifersüchtige, auf Mord sinnende Othello, war plötzlich in einen Schulbuben umgewandelt . . . Die unerwartete Erscheinung meines Vaters hatte mich dermaßen erschreckt, daß ich im ersten Augenblicke nicht einmal bemerkte, von wo er gekommen, wohin er verschwunden war. Als Alles rund umher wieder ruhig geworden, dann erst richtete ich mich auf und stellte die Frage an mich: „weßhalb wandelt mein Vater denn bei Nachtzeit im Garten umher?" Vor Schreck hatte ich mein Messer in's Gras fallen lassen, ich suchte aber nicht einmal mehr nach ihm: tiefe Scham

erfüllte mich. Ich war plötzlich nüchtern geworden. Auf dem Rückwege nach Hause trat ich jedoch zu meinem Bänkchen unter dem Fliederbusche hin und warf einen Blick auf das Fenster von Sinaïdes Schlafzimmer. Die nicht sehr großen, etwas gewölbten Scheiben des Fensters schimmerten in mattem Blau vom Widerscheine des nächtlichen Himmels. Auf einmal veränderte sich die Farbe derselben . . . Hinter ihnen, ich sah es, sah es deutlich, — wurde vorsichtig und sachte eine weiße Gardine heruntergelassen, ganz bis auf's Fensterbrett herab — und so blieb sie auch unbeweglich hangen.

— Was bedeutet das? fragte ich mich laut, fast unwillkürlich, als ich mich wieder in meinem Zimmer befand. Ist das Traum? Zufall? oder . . . Die Vermuthungen, die mir unerwartet in den Kopf stiegen, waren so neu und sonderbar, daß ich nicht wagte mich denselben zu überlassen.

XVIII.

Von Kopfschmerz gepeinigt verließ ich am Morgen mein Lager. Die gestrige Aufregung war verschwunden. Eine mir noch unbekannte Niedergeschlagenheit, — als wenn Etwas in mir zu Grabe getragen worden wäre, — hatten sie ersetzt.

— Sie sehen ja wie ein Kaninchen aus, dem man die Hälfte des Gehirns herausgenommen hat! sagte Luschin

zu mir, als ich ihm begegnete. Beim Frühstücke warf ich von Zeit zu Zeit verstohlene Blicke, bald auf meinen Vater, bald auf meine Mutter: er war, wie gewöhnlich, ruhig; sie, wie gewöhnlich gereizt. Ich wartete, ob nicht mein Vater, wie er es bisweilen zu thun pflegte, ein freundliches Wort an mich richten würde . . . Doch erwies er mir nicht einmal seine tägliche kalte Liebkosung. Ob ich Sinaïde Alles erzähle? dachte ich . . . Es bleibt sich ja gleich, — zwischen uns ist ja ohnehin schon Alles vorbei. — Ich begab mich zu ihr, aber nicht nur erzählte ich ihr Nichts, — ich fand nicht einmal Gelegenheit, mich mit ihr, wie ich es gewünscht hätte, zu unterhalten. Bei der Fürstin war ihr Sohn, ein Cadet von zwölf Jahren, während der Ferien aus Petersburg eingetroffen; Sinaïde führte mir sogleich ihren Bruder zu. — Da haben Sie, sagte sie, mein lieber Wolodja, — (zum ersten Male nannte sie mich bei diesem Namen), einen Gefährten. Er heißt gleichfalls Wolodja. Ich bitte, haben Sie ihn ein wenig lieb; er ist noch etwas schüchtern, hat aber ein gutes Herz. Führen Sie ihn in den Neskutschnigarten, spazieren Sie mit ihm umher, nehmen Sie ihn unter ihren Schutz. Nicht wahr, Sie werden es thun? Sie haben ja auch ein so gutes Herz! — Sie legte mir freundlich beide Hände auf die Schultern, — ich wurde ganz verwirrt. Die Ankunft des Knaben machte mich selbst wieder zum Knaben. Schweigend betrachtete ich den Cadetten, der seinerseits mich schweigend ansah. Sinaïde lachte laut auf und stieß uns Beide an

einander. „So umarmt Euch doch einander, Kinder! Wir thaten es. — Wollen Sie, daß ich Sie in den Garten führe? fragte ich ihn.

— Wenn Sie wollen, entgegnete er mit heiserer, echter Cadettenstimme. Sinaïde lachte wieder . . . Es entging mir nicht, daß ihr Gesicht noch nie so herrliche Röthe gezeigt hatte.

Wir machten uns Beide auf den Weg. In unserem Garten befand sich eine alte Schaukel. Ich setzte ihn auf das schmale Brettchen und begann ihn zu schaukeln. Er saß unbeweglich in seiner kleinen neuen Uniform aus grobem Tuche, mit breiten Goldborden, und hielt sich an den Schnüren fest. — Knöpfen Sie doch Ihren Kragen auf, sagte ich zu ihm. — Thut nichts, wir sind das so gewohnt, äußerte er und fing an zu husten. Er glich seiner Schwester: besonders waren es die Augen, die an sie erinnerten. Es war mir lieb ihm ein Vergnügen verschaffen zu können, während zu gleicher Zeit insgeheim die alte quälende Trauer an meinem Herzen nagte. Jetzt bin ich in der That wieder ein Kind, dachte ich, — gestern aber . . . Ich erinnerte mich der Stelle, wo ich in der vergangenen Nacht mein Messer hatte fallen lassen und suchte es auf. Der Cadet bat mich um dasselbe, zog einen dicken Stengel Liebstöckel heraus, schnitt ihn sich zu einer Flöte zurecht und fing nun an darauf zu blasen. Auch Othello blies auf der Flöte.

Dafür aber, Abends, wie hat er geweint, jener selbe Othello, in der Gegenwart Sinaïdes, als sie ihn in einem

Winkel des Gartens traf und ihn fragte, worüber er denn so traurig wäre! Meine Thränen strömten mit solcher Gewalt, daß sie erschrak. Was ist denn? was haben Sie? fragte sie zu verschiedenen Malen — und da sie sah, daß ich keine Antwort gab und nicht aufhörte zu weinen, — küßte sie mich auf die nasse Wange. Ich aber wandte mich ab von ihr und flüsterte unter Schluchzen: ich weiß Alles; warum haben Sie Ihr Spiel mit mir getrieben? . . . . Wozu brauchen Sie meine Liebe?

— Ich habe gefehlt gegen Sie, Wolodja, brachte Sinaïde vor . . . Ach, ich habe sehr gefehlt, setzte sie, die Hände zusammenpressend, hinzu . . . — Wie viel Schlechtes, Dunkles, Sündhaftes liegt doch in mir . . . Jetzt aber treibe ich kein Spiel mit Ihnen, ich liebe Sie, — Sie haben keine Ahnung davon, weßhalb und in welcher Art . . . Doch, was ist es denn eigentlich, was Sie wissen?

Was konnte ich ihr sagen? Sie stand vor mir und blickte mich an, — ich aber gehörte ihr ganz, vom Kopfe bis zu den Fußsohlen, sobald Sie nur ihre Augen auf mich richtete . . . Eine Viertelstunde darauf liefen wir bereits, der Cadet, Sinaïde und ich um die Wette; ich weinte nicht mehr, sondern lachte, obgleich beim Lachen noch manche Thräne den angeschwollenen Augenlidern entfiel; ich hatte statt eines Halstüchelchens mir Sinaïdes Band um den Hals gebunden und schrie vor Freude auf, als es mir gelang, sie um die Taille zu fassen. Sie machte aus mir, was sie wollte.

XIX.

Ich käme in große Verlegenheit, wenn man von mir eine ausführliche Erzählung dessen fordern wollte, was mit mir im Verlaufe der Woche nach meiner mißglückten nächtlichen Expedition vorgegangen war. Es war eine ganz eigene, fieberhafte Zeit, ein wahres Chaos, in welchem die widersprechendsten Gefühle, Gedanken, Verdacht, Hoffnung, Freude und Leiden wie in einem Wirbel kreisten; ich wagte nicht einen Blick in mich zu thun, wenn überhaupt ein sechszehnjähriger Junge im Stande ist, dies zu thun; ich wagte es nicht, mir, über was es auch sei, Rechenschaft zu geben; es drängte mich, den Tag bis zum Abende so rasch als möglich zu verleben: dafür schlief ich aber Nachts ... kindlicher Leichtsinn half da über Alles hinaus. Mich verlangte nicht mehr zu wissen, ob ich geliebt werde und mir selbst mochte ich nicht eingestehen, daß ich es nicht werde; meinen Vater vermied ich, — Sinaïde aber konnte ich nicht vermeiden ... Mich brannte es wie Feuer, wenn sie zugegen war ... Wozu aber brauchte ich zu wissen, was für ein Feuer es war, das mich brannte, an welchem ich hinschmolz, — genug, daß es mir wohl that, im Feuer zu verbrennen und hinzuschmelzen. Ich überließ mich allen meinen Eindrücken, und täuschte mich selbst, kehrte allen Erinnerungen den Rücken, verschloß die Augen vor Dem, was ich in der Zukunft voraussah ... Dieser wunderliche Zustand würde wahrscheinlich nicht von Dauer gewesen sein ... Ein

Wetterschlag machte mit einem Male Allem ein Ende und warf mich in eine neue Bahn.

Als ich eines Tages nach ziemlich langem Spaziergange zum Mittage nach Hause zurückgekehrt war, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, ich werde allein speisen; mein Vater war fortgefahren, meine Mutter war unwohl, wollte nicht essen und hatte sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen. Aus den Gesichtern der Dienerschaft konnte ich errathen, daß Etwas Ungewöhnliches vorgefallen war . . . Sie befragen durfte ich nicht, ich hatte aber einen befreundeten Burschen, den jungen Schenken Philipp, einen leidenschaftlichen Freund von Gedichten und Künstler auf der Guitarre, — an ihn wandte ich mich. Von ihm erfuhr ich, daß zwischen dem Vater und der Mutter eine furchtbare Scene vorgefallen war (im Mädchenzimmer war Alles zu hören gewesen, bis auf das geringste Wort; Vieles war freilich französisch gesprochen worden, — doch Mascha, das Kammermädchen, war fünf Jahre bei einer Näherin aus Paris in der Lehre gewesen, und hatte Alles verstanden), daß meine Mutter meinem Vater über dessen Untreue und dessen Verhältniß mit dem Fräulein im Nebengebäude Vorwürfe gemacht hatte, mein Vater sich anfangs zu rechtfertigen versucht, dann aufgefahren war und seinerseits ein hartes Wort über das Alter der gnädigen Frau hatte fallen lassen, was meine Mutter zum Weinen gebracht; daß ferner meine Mutter von einem muthmaßlich an die alte Fürstin ausgestellten Wechsel gesprochen, sich über die alte Fürstin und auch über die junge sehr

schlecht geäußert, und der Vater ihr dafür gedroht hatte. — Und den ganzen Scandal, fuhr Philipp fort, hat ein anonymer Brief hervorgebracht; wer ihn geschrieben, wisse man nicht: wie hätten sonst auch diese Geschichten an den Tag kommen sollen.

— Ist denn wirklich Etwas dieser Art vorgefallen? fragte ich mit Anstrengung — während mir Hände und Füße erstarrten und ein Etwas ganz tief in meiner Brust erbebte.

Philipp nickte bedeutungsvoll. — Ja wohl. Solche Sachen lassen sich nicht geheim halten; wie vorsichtig auch Ihr Vater dies Mal gewesen ist, — so ist doch zum Beispiel eine Kutsche vonnöthen, wonach man schicken muß, oder sonst noch Etwas . . . ohne die Dienerschaft läßt sich das aber nicht machen.

Ich schickte Philipp fort und warf mich auf mein Bett. Ich brach nicht in Schluchzen aus, gab mich nicht der Verzweiflung hin; ich fragte mich nicht, wann und wie Alles gekommen wäre, wunderte mich nicht, daß ich nicht schon früher, nicht längst schon Argwohn gehegt hätte, — ich grollte sogar meinem Vater nicht . . . Das, was ich erfahren hatte, überstieg meine Kräfte: diese unerwartete Entdeckung erdrückte mich . . . Es war Alles vorbei Alle meine Blumen waren auf ein Mal herausgerissen worden; zerstreut und zertreten lagen sie um mich her.

XX.

Am folgenden Tage erklärte meine Mutter, sie ziehe nach der Stadt. Denselben Morgen begab sich mein Vater zu ihr in's Schlafzimmer und blieb lange allein bei ihr. Niemand hörte, was sie mit einander gesprochen, meine Mutter weinte jedoch nicht mehr; sie war ruhig geworden und forderte Speise, — zeigte sich aber nicht und änderte auch ihren Entschluß nicht. Den ganzen Tag hatte ich mich, soweit ich mich erinnere, umhergetrieben, war aber nicht in den Garten gegangen und hatte das Nebengebäude nicht ein einziges Mal angesehen. — Abends sollte ich Zeuge eines merkwürdigen Auftrittes werden: mein Vater führte den Grafen Malewsky am Arm aus dem Saale in's Vorzimmer, und sagte ihm in Gegenwart des Dieners kalt: „Vor einigen Tagen hat man in einem gewissen Hause Ew. Erlaucht die Thür gewiesen; ich will mich zwar in keine Erörterungen mit Ihnen einlassen, habe jedoch die Ehre Ihnen zu erklären, daß wenn Sie sich noch ein Mal zu mir bemühen, ich Sie zum Fenster hinauswerfen werde. Mir gefällt Ihre Handschrift nicht." Der Graf verneigte sich, biß die Zähne zusammen, krümmte sich und verschwand.

Es begannen nun die Vorbereitungen zur Uebersiedelung nach der Stadt, in die Arbatgasse, wo wir ein Haus besaßen. Wahrscheinlich hatte auch mein Vater keine Lust mehr, länger in dem Landhause zu bleiben; allem

Anscheine nach war es ihm gelungen, die Mutter zu überreden, daß sie jedes Aergerniß vermeide. Alles ward still und ohne Hast abgethan; meine Mutter ließ sich sogar der Fürstin empfehlen und ihr Bedauern ausdrücken, daß sie dieselbe, Unpäßlichkeit halber, vor ihrem Abzuge nicht mehr sehen könne. Ich ging wie im Taumel umher und wünschte nur Eines, daß nämlich Alles recht bald abgemacht sei. Ein Gedanke wollte mir nicht aus dem Kopfe: wie konnte sie, ein junges Mädchen, — und noch dazu eine Fürstin sich zu einem solchen Schritte entschließen, da sie doch wußte, daß mein Vater nicht ledig war und es ganz von ihr abhing, wäre es auch nur Belowsorow gewesen, zu heirathen? Worauf hatte sie gehofft? Wie hatte sie denn nicht fürchten müssen, ihren Ruf, ihre ganze Zukunft zu Grunde zu richten? Ja, dachte ich, das ist — Liebe, das ist — Leidenschaft, das ist — Hingebung . . . und es kamen mir oft die Worte Luschins in's Gedächtniß: für gewisse Leute ist es eine Lust sich für Andere zu opfern.

Zufällig ward ich an einem der Fenster des Nebengebäudes Etwas Weißes gewahr . . . sollte das nicht Sinaïdes Gesicht sein? dachte ich . . . wirklich, es war ihr Gesicht. Ich hielt es nicht länger aus. Ich konnte nicht von ihr scheiden, ohne ihr ein letztes Lebewohl gesagt zu haben. Ich benutzte einen gelegenen Augenblick und begab mich hinüber.

Im Gastzimmer empfing mich die Fürstin in ihrer gewohnten unzarten, nachlässigen Weise.

— Warum brechen denn, mein Lieber, die Ihrigen

schon so früh auf? sagte sie, sich dabei in beide Nasenlöcher Tabak stopfend. Ich betrachtete sie und es fiel mir ein Stein vom Herzen. Das Wort: Wechsel, welches Philipp ausgesprochen hatte, beunruhigte mich. Sie hatte keinen Verdacht, wenigstens kam es mir damals so vor. Sinaïde kam aus dem Nebenzimmer, in schwarzem Kleide, bleich, mit aufgelöstem Haar; schweigend nahm sie mich bei der Hand und führte mich mit sich fort.

— Ich hörte Ihre Stimme, begann sie, und kam sogleich herein. Es fiel Ihnen also so leicht, uns zu verlassen, Sie böses Kind?

— Ich bin gekommen Abschied von Ihnen zu nehmen, Fürstin, erwiderte ich, vermuthlich für immer. Sie haben vielleicht gehört, — wir verlassen dieses Haus.

Sinaïde blickte mich scharf an.

— Ja, ich habe es gehört. Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind. Ich fürchtete schon, ich würde Sie nicht mehr sehen. Gedenken Sie meiner nicht im Bösen. Ich habe Sie bisweilen gequält; dennoch aber bin ich nicht die, für welche Sie mich halten.

Sie wandte sich ab und lehnte sich an das Fenster. — Wirklich, ich bin nicht so schlimm. Ich weiß, Sie haben eine schlechte Meinung von mir.

— Ich?

— Ja, Sie . . . Sie.

— Ich? wiederholte ich und das Herz erbebte in mir, wie vormals, unter dem Einflusse eines unabweislichen, unbeschreiblichen Zaubers. — Ich? Glauben Sie

mir, Sinaïde Alexandrowna, was Sie auch gethan, wie Sie mich auch gequält haben mögen, ich werde Sie lieben und verehren bis an's Ende meiner Tage.

Rasch wandte sie sich um zu mir und die Arme weit auseinanderbreitend, umschlang sie meinen Kopf und küßte mich heftig und heiß. Wer kann es wissen, wem dieser lange Abschiedskuß galt, ich aber sog dessen Wonne gierig in mich auf. Ich wußte, er werde sich nie mehr wiederholen. — Leben Sie wohl, leben Sie wohl, rief ich aus. —

Sie entriß sich mir und verschwand. Auch ich entfernte mich. Ich bin nicht im Stande jenes Gefühl zu beschreiben, unter welchem ich schied. Ich wünsche nicht, daß es jemals wiederkehre, würde mich aber für unglücklich halten, wenn ich es nie empfunden hätte.

Wir waren nach der Stadt gezogen. Es verging geraume Zeit, bevor ich mich von dem Vergangenen losmachen und wieder an meine Arbeit gehen konnte. Meine Wunde heilte nur allmählich, gegen meinen Vater fühlte ich jedoch keine böse Regung. Im Gegentheil: er kam mir in meinen Augen gewissermaßen noch größer vor . . . Psychologen mögen diesen Widerspruch, wie sie können, erklären.

Eines Tages begegnete mir, zu meiner unbeschreiblichen Freude, auf dem Boulevard — Luschin. Ich hatte ihn wegen seines geraden und aufrichtigen Charakters lieb, und dann war er mir auch durch Erinnerungen, die er in mir erweckte, theuer. Ich eilte auf ihn zu.

— Aha! sagte er, die Brauen zusammenziehend. —

Da sind Sie, junger Mann! Lassen Sie doch sehen. Ihre Gesichtsfarbe ist immer noch fahl, aber in den Augen steckt nicht mehr der frühere Trübsinn. Sie sehen doch jetzt wie ein Mensch, und nicht mehr wie ein Schooßhündchen aus. Das ist gut. Nun, arbeiten Sie auch?

Ich seufzte. Lügen mochte ich nicht, schämte mich aber die Wahrheit zu gestehen.

— Nun, das thut Nichts, fuhr Luschin fort, verlieren Sie nur nicht den Muth. Die Hauptsache ist: ein regelrechtes Leben führen und sich von seinen Neigungen nicht auf Abwege reißen lassen. Wo wäre sonst der Nutzen? Wohin uns der Wogendrang führen mag, — es kommt nichts Gutes heraus; und kommt der Mensch auch auf einen Stein zu stehen, immer muß er sich fest auf den Beinen halten. Da sehen Sie, ich habe mir einen Husten geholt . . . und Belowsorow, — haben Sie davon gehört?

— Was ist mit ihm? ich weiß Nichts.

— Er ist spurlos verschwunden, man sagt, er soll nach dem Kaukasus gegangen sein. Eine Lehre für Sie, junger Mann! Und Alles das kommt nur davon, daß sie es nicht verstehen, zur rechten Zeit sich zu trennen, das Netz zu zerreißen. Sie scheinen glücklich aus demselben entschlüpft zu sein. Nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht wieder hineingerathen. Leben Sie wohl!

— Das werde ich auch nicht, dachte ich . . . ich werde sie nicht mehr sehen. Allein es war mir dennoch vorbehalten, ihr noch ein Mal zu begegnen.

XXI.

Mein Vater pflegte jeden Tag auszureiten; er hatte ein herrliches, englisches Reitpferd, einen unermüdlichen und wilden, in's Röthliche spielenden Grauschimmel, mit langem, feinem Halse und langen Beinen. Sein Name war Electric. Außer meinem Vater konnte Niemand das Pferd reiten. Ein Mal kam er, was schon lange nicht bei ihm vorgekommen war, in aufgelegter Stimmung zu mir; er war im Begriff auszureiten und hatte schon die Sporen angelegt. Ich bat ihn, er möge mich mit sich nehmen.

— Wäre es nicht besser, wir spielten Hockebock? meinte mein Vater; wie willst Du mit Deinem Klepper gleichen Schritt mit mir halten!

— Ich kann's; ich will mir auch Sporen anlegen.

— Nun, meinethalben.

Wir brachen auf. Ich ritt ein kleines, schwarzes, zottiges Pferdchen, das stark auf den Beinen und ziemlich feurig war; freilich mußte es in gestrecktem Galopp laufen, während Electric vollen Trab hielt, blieb aber doch nicht zurück. Niemals ist mir ein Reiter wie mein Vater vorgekommen; er saß so stattlich und ungezwungen leicht im Sattel, daß es das Pferd unter ihm zu fühlen und stolz darauf zu sein schien. Wir waren an allen Boulevards vorübergeritten, auf der Nonnenwiese gewesen, hatten über einige Zäune gesetzt (anfangs fürchtete ich mich, doch mein Vater verachtete hasenherzige Leute, — und ich

hörte auf mich zu fürchten), kamen zwei Mal über den Moskwafluß — und ich dachte schon, daß wir nun wohl nach Hause zurückkehren würden, um so mehr, da selbst mein Vater bemerkt hatte, mein Pferd sei ermüdet — als er plötzlich von der Krimmbrücke abbog und längs dem Ufer weiterritt. — Ich folgte ihm. Als wir bei einem hohen Stoße aufgestapelter, alter Balken angekommen waren, sprang er behend von seinem Pferde, hieß auch mich absteigen und sagte, indem er mir die Zügel übergab, ich solle hier, bei den Balken, auf ihn warten; darauf bog er in eine schmale Quergasse ein und verschwand. Ich begann nun längs dem Ufer auf- und abzugehen, indem ich die Pferde an den Zügeln nachzog und Electric schalt, der beständig beim Gehen den Kopf in die Höhe warf, sich schüttelte, schnob und wieherte, und wenn ich stehen blieb, bald mit einem, bald mit dem anderen Hufen den Boden aufriß, oder wiehernd meinen Klepper in den Hals biß, mit einem Worte, sich wie ein verzogener pur sang betrug. Der Vater kehrte nicht zurück. Vom Flusse stieg ein unangenehmer, feuchter Dunst herauf; es fiel ein feiner Regen, der die mir schon äußerst langweilig gewordenen, dummen grauen Balken (an welchen ich beständig vorüberkam), mit feinen, dunklen Tüpfchen bedeckte. Eine trübe Stimmung bemächtigte sich meiner bei dem langen Warten, und der Vater kam noch immer nicht. Ein Polizeiwächter von finnischer Abkunft, gleichfalls grau vom Kopf bis zu den Füßen, mit einem ungeheuren, alten, topfähnlichen

Tschako auf dem Kopfe und einer Hellebarde in der Hand, (ich begreife noch heute nicht, was ein Polizeiwärter am Ufer der Moskwa zu suchen hatte), näherte sich mir und sagte, sein verschrumpftes Altweibergesicht mir zuwendend:

— Was machen Sie hier mit den Pferden, junger Herr? Geben Sie her, ich will sie halten.

Ich gab ihm keine Antwort; er bat mich um Tabak. Um ihn loszuwerden (ich war ohnehin ungeduldig geworden), that ich einige Schritte in der Richtung, in welcher mein Vater sich entfernt hatte; dann ging ich bis ans Ende des Gäßchens, bog um eine Ecke und blieb stehen. In der Quergasse, etwa vierzig Schritte vor mir, stand mein Vater, den Rücken mir zugekehrt, vor dem offenen Fenster eines hölzernen Häuschens; er stützte sich mit der Brust auf das Fensterbrett, im Häuschen aber, zur Hälfte durch einen Vorhang verdeckt, saß eine Frauengestalt in dunklem Kleide und unterhielt sich mit meinem Vater; es war Sinaïde.

Ich war wie versteinert. Das hatte ich, offen gestanden, nicht erwartet. Mein erster Gedanke war zu fliehen. „Der Vater kann sich umsehen, dachte ich, dann bin ich verloren, . . .“ doch ein eigenes Gefühl, mächtiger als Neugier, mächtiger selbst als Eifersucht und als Furcht, — bannte mich an den Boden. Ich strengte mein Gesicht, mein Gehör an. Mir däuchte, mein Vater bestände auf Etwas und Sinaïde schlüge es ihm ab. Noch jetzt sehe ich ihr Gesicht vor mir; — dieses traurige, ernste, schöne Gesicht, mit dem nicht zu beschreibenden Ausdruck von

Ergebung, Gram, Liebe und einer gewissen herben Resignation, — anders wüßte ich es nicht zu benennen. Es kamen nur einsilbige Reden über ihre Lippen, sie hob nicht die Augen empor und lächelte nur — ergeben und doch eigenwillig. An diesem Lächeln erkannte ich meine frühere Sinaïde wieder. Der Vater zuckte die Achseln und drückte den Hut auf dem Kopfe zurecht, — was bei ihm jedesmal ein Zeichen von Ungeduld war . . . Darauf glaubte ich die Worte zu vernehmen: Vous devez vous séparer de cette . . . Sinaïde richtete sich auf und streckte den Arm vor . . . Da ward ich plötzlich Zeuge eines unerhörten Vorfalles: mein Vater erhob auf einmal die Reitgerte, mit welcher er den Staub von den Schößen seines Rockes abgeklopft hatte, — es fiel ein lauter, scharfer Schlag auf diesen, bis an den Ellenbogen entblößten Arm. Ich konnte kaum einen Schrei unterdrücken, Sinaïde schrak zusammen, heftete schweigend einen Blick auf meinen Vater und den Arm an ihre Lippen führend, küßte sie die roth angelaufene Schramme auf demselben. Mein Vater schleuderte die Reitgerte weit fort und stürzte, die Stufen des Aufganges hinauf, in's Haus . . . Sinaïde wandte sich um, — streckte, den Kopf zurückgeworfen, die Arme aus und verschwand vom Fenster.

Halbtodt vor Schrecken, mit einem gewissen, angstvollen Druck auf der Seele, flüchtete ich zurück, lief das Gäßchen wieder hinauf, wobei ich den Electric beinahe hätte entwischen lassen, bevor ich das Ufer des Flusses wieder erreichte. Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen. Zwar wußte

ich, daß mein Vater, der kalte und zurückhaltende Mann, zuweilen Wuthanfällen unterworfen war, — aber dennoch konnte ich nicht begreifen, was ich dort gesehen hatte ... Die Ueberzeugung war mir jedoch geblieben, daß ich zeitlebens jene Geberde, jenen Blick, jenes Lächeln Sinaïdes nicht zu vergessen im Stande sein würde, daß dieses Bild, dieses neue, unerwartet vor mir entstandene Bild, auf ewig meinem Gedächtnisse eingeprägt bleiben werde. Gedankenlos stierte ich in den Fluß und bemerkte nicht, daß ich Thränen vergoß. Er schlägt ... schlägt ... schlägt sie ... dachte ich ...

— Nun, was machst Du da? — führe mein Pferd her! ließ sich hinter mir die Stimme meines Vaters hören.

Mechanisch reichte ich ihm die Zügel. Er schwang sich auf sein Thier ... das, vor Kälte zitternd, sich bäumte und einen mehr als Klafterlangen Satz nach vorn machte ... mein Vater zügelte es jedoch augenblicklich; er drückte ihm die Sporen in die Weichen und gab ihm einen Schlag mit der Faust auf den Hals ... Daß mir die Reitgerte fehlt! brummte er vor sich hin.

Mir fiel das Schwirren und der Schlag dieser Reitgerte ein und ich schrak zusammen.

— Wo hast Du denn dieselbe gelassen? fragte ich meinen Vater nach einer Weile.

Er gab mir keine Antwort und trabte davon. Ich holte ihn ein. Mich verlangte sein Gesicht zu sehen.

— Ist Dir die Zeit in meiner Abwesenheit nicht lang geworden? fragte er mich durch die Zähne.

— Ein wenig. Wo hast Du aber Deine Reitgerte verloren? fragte ich ihn noch ein Mal.

Mein Vater warf einen hastigen Blick auf mich. — Ich habe sie nicht verloren, sagte er, ich habe sie fortgeworfen. — Er wurde nachdenklich und senkte den Kopf . . . und da wurde ich zum ersten und vermuthlich wohl auch zum letzten Male gewahr, welches zärtlichen und tiefgerührten Ausdruckes seine sonst so strengen Züge fähig waren.

Wieder trabte er davon und ich vermochte nicht mehr ihn einzuholen; ich langte eine Viertelstunde nach ihm zu Hause an.

„Ja, das ist Liebe", sagte ich von Neuem zu mir, als ich Nachts vor meinem Schreibtische saß, auf welchem Hefte und Bücher bereits wieder Platz gefunden hatten, „das ist Leidenschaft! . . . Wie ist es möglich, sich nicht zu empören, wenn uns, von wessen Hand es auch sei, ja selbst von der des geliebten Wesens, ein Schlag zu Theil wird! Und doch scheint es möglich zu sein, wenn man liebt . . . Und ich . . . ich hatte mir eingebildet . . ."

Der letzte Monat hatte mich reifer gemacht — und meine Liebe mit allen ihren Aufregungen und Leiden, kam mir selbst wie etwas Nichtiges, Kindisches und Erbärmliches vor, im Vergleiche zu jenem geheimnißvollen Etwas, von welchem ich kaum eine Ahnung hatte und das mir Furcht einflößte, wie ein unbekanntes, schönes, aber drohendes Gesicht, das man vergebens bemüht ist, im Halbdunkel zu unterscheiden . . .

Ich hatte in der darauffolgenden Nacht einen sonderbaren und schrecklichen Traum. Mir träumte, ich sei in ein niedriges, finsteres Gemach getreten . . . darin steht mein Vater mit einer Reitgerte in der Hand und stampft mit den Füßen; in einem Winkel kauert Sinaïde und trägt, nicht am Arme, sondern auf der Stirn, einen rothen Streif . . . Hinter Beiden erhebt sich, ganz von Blut befleckt, Belowsorow, er thut die bleichen Lippen auf und droht zornig meinem Vater. —

Zwei Monate darauf bezog ich die Universität und ein halbes Jahr später starb mein Vater, vom Schlage gerührt, in Petersburg, wohin er kurz vorher mit meiner Mutter und mir übergesiedelt war. Einige Tage vor seinem Tode hatte er aus Moskau einen Brief bekommen, der ihn ungewöhnlich aufgeregt hatte . . . Er war zu meiner Mutter gegangen, hatte sie um Etwas gebeten und soll sogar Thränen vergossen haben, er, mein Vater! An demselben Morgen, an welchem ihn der Schlag rührte, hatte er einen Brief an mich in französischer Sprache angefangen: „Mein Sohn, schrieb er, traue nicht der Liebe eines Weibes, traue nicht diesem Glücke, diesem Gifte" . . . Nach seinem Tode schickte meine Mutter eine ziemlich bedeutende Summe Geldes nach Moskau.

XXII.

Vier Jahre waren verflossen. Ich hatte soeben die Universität verlassen, und wußte eigentlich noch nicht recht, was ich mit mir vornehmen, an welche Thür ich klopfen

sollte; einstweilen trieb ich mich müßig umher. An einem schönen Abende traf ich im Theater Maidanow. Er hatte inzwischen geheirathet und war in den Staatsdienst getreten: ich fand ihn ganz unverändert. Er war noch immer, wie ehemals, Anfällen unzeitigen Entzückens, wie auch plötzlicher Muthlosigkeit unterworfen.

— Sie wissen doch, sagte er mir unter Anderem, daß Frau von Dolsky hier ist?

— Wer ist Frau von Dolsky?

— Haben Sie sie denn vergessen! die frühere junge Fürstin Sassekin, in welche wir Alle, und auch Sie, verliebt waren. Erinnern Sie sich doch, es war auf dem Landhause, dem Neskuschni gegenüber.

— Sie hat einen Herrn von Dolsky geheirathet?

— Nun ja.

— Und sie ist hier im Theater?

— Nein, aber in Petersburg. Sie ist vor Kurzem hier angekommen und im Begriff, eine Reise ins Ausland anzutreten.

— Was für ein Mensch ist ihr Mann? fragte ich.

— Ein braver Kerl, mit Vermögen. Er war in Moskau mein Amtsgenosse. Sie begreifen, — nach jener Geschichte, . . . nun, die muß Ihnen ja recht gut bekannt sein, . . . (Maidanow lächelte bedeutungsvoll) war es für sie nicht leicht eine Partie zu machen; die Sache hatte nämlich Folgen gehabt, . . . doch mit ihrem Verstande war Alles möglich. Besuchen Sie sie: es wird sie sehr freuen, Sie zu sehen. Sie ist noch schöner geworden.

Maidanow gab mir Sinaïdes Adresse. Sie war im Hôtel Demuth abgestiegen. Alte Erinnerungen wurden in mir wach, . . . ich gab mir das Wort, am folgenden Tage meiner früheren „Liebe“ einen Besuch abzustatten. Es kamen aber Geschäfte dazwischen: eine Woche verging, eine zweite, und als ich mich endlich in jenes Hôtel begab und nach Frau von Dolsky fragte, — erfuhr ich, sie sei vor vier Tagen plötzlich im Wochenbette gestorben. Es war wie ein Stich, der mir durch's Herz fuhr. Der Gedanke, daß ich sie hätte wiedersehen können, sie nicht wiedergesehen habe und nie wiedersehen werde, — dieser schmerzliche Gedanke bohrte sich in meine Seele mit der ganzen Gewalt eines Vorwurfes. Gestorben! wiederholte ich, mit stumpfem Blicke auf den Portier, wandte mich still zur Thür und ging die Gasse entlang, ohne selbst zu wissen wohin. Die ganze Vergangenheit war plötzlich wieder vor mir aufgetaucht und neuerstanden. Und das also war das Ende, das war das Ziel, welchem, in seiner ungestümen Hast, dieses junge, glühende, glänzende Leben entgegenstrebte! Das also!! Ich stellte mir ihre theuren Züge, ihre Augen, ihre Locken vor, die nun im engen Kasten lagen, im feuchten Grabesdunkel, dort, nicht weit von mir, der ich noch am Leben war, und vielleicht nur einige Schritte von meinem Vater entfernt . . . Dies Alles dachte ich, strengte meine Einbildungskraft an, es mir zu vergegenwärtigen, und:

„Von theilnahmlosen Lippen kam die Todeskunde mir
„Und theilnahmlos hört' ich dieselbe an“

tönte es in meiner Seele wieder. O Jugend, Jugend! du machst Dir aus Allem Nichts! Es ist, als wären alle Schätze der Welt, Alles Dein, aus Kummer selbst erblüht für Dich Freude, Traurigkeit steht Dir, der selbstvertrauenden, kühnen, sogar gut und Du sprichst: in mir allein ist Leben, — sehet her! Und dennoch fliehen und schwinden auch Deine Tage dahin, spurlos und ungezählt, und Alles in Dir vergeht, wie Wachs an der Sonne, wie Schnee . . . Und vielleicht liegt das ganze Geheimniß Deines Zaubers, nicht in der Möglichkeit Alles zu vollbringen, — sondern in dem Wahne, Du könntest Alles vollbringen; es liegt darin, daß Du glaubst Kräfte in den Wind zu streuen, die Du ohnehin zu nichts Anderem verwendet hättest, — darin, daß Jeder von uns, alles Ernstes, sich als einen Verschwender hält, alles Ernstes glaubt, er habe das Recht zu sagen: O, was würde ich nicht Alles gethan haben, wenn ich nicht unnützerweise meine Zeit verloren hätte!

So auch ich . . . wie groß waren meine Hoffnungen, meine Erwartungen gewesen, welch' reiche Zukunft sah ich nicht vor mir und es standen mir kaum ein Seufzer, kaum ein Gefühl von Wehmuth zu Gebote, die ich dem für einen Augenblick vor mir erstandenen Schatten meiner ersten Liebe hätte widmen können!

Und was ist von alle Dem, worauf ich damals meine Hoffnung gebaut hatte, in Erfüllung gegangen? Und doch — selbst jetzt noch, da bereits abendliche Schatten über mein Leben heranzuziehen beginnen, was giebt es für

mich Erfrischenderes, Theureres, als die Erinnerung an jenes rasch vorübergezogene, morgendliche Frühlingsgewitter in meinem Herzen?

Aber, ich thue mir Unrecht. Selbst damals, in jener leichtlebigen Jugendzeit, blieb ich nicht taub für die traurige Stimme, die zu mir rief, für den feierlichen Laut, der von jenseits des Grabes zu mir herüberhallte. Einige Tage, nachdem ich den Tod Sinaïdes erfahren hatte, wohnte ich selbst, von freiwilligem, unwiderstehlichem Drange getrieben, dem Hinscheiden einer armen, alten Frau bei, die in demselben Hause mit mir lebte. Von Lumpen bedeckt, auf hartem Bretterlager, mit einem Sacke unter dem Kopfe, verschied sie in Schmerzen und Pein. Ihr ganzes Leben war in stetem Kampfe gegen die tägliche Nothdurft verflossen; keine Freuden hatte sie gekannt, vom Honigseime des Glückes nicht gekostet, — wie hätte sie sich nicht, müßte man denken, auf den Tod, die Erlösung durch ihn und die Ruhe, die er in Aussicht stellte, freuen sollen? Und dennoch, solange die alten Glieder noch widerstanden, solange noch die Brust qualvoll unter der auf ihr lastenden eisigen Hand sich hob, solange noch die letzten Kräfte sie nicht verlassen hatten, — hörte die Alte nicht auf sich zu bekreuzigen und zu stammeln: Herr, vergieb mir meine Sünden! — und erst mit dem letzten Funken des Bewußtseins verschwand aus ihren Augen der Ausdruck von Scheu und Furcht vor dem Tode. Und dort, am Sterbelager der armen Alten, erinnere ich mich, wurde mir bange um Sinaïde und ich

empfand das Bedürfniß, zu beten für sie, für meinen Vater und — für mich.

Als die Geschichte beendet war, senkte Wladimir Petrowitsch den Kopf, wie in Erwartung, wer wohl zuerst das Wort ergreifen werde. Aber weder Sergei Nikolajewitsch noch der Herr vom Hause unterbrachen das Schweigen. Wladimir selbst erhob nicht den Blick von seinem Hefte.

— Es will mich bedünken, meine Herren, sagte er endlich mit erzwungenem Lächeln, daß meine Beichte Ihnen nicht sonderlich gefallen hat.

— Das nicht, erwiderte Sergei Nikolajewitsch — aber...

— Nun? aber ...

— Ich meine, daß wir in einer eigenthümlichen Zeit leben und daß wir selbst eigenthümliche Menschen sind.

— In wie fern?

— Ja wir sind eigenthümliche Menschen, wiederholte Sergei Nikolajewitsch. — Nicht wahr, Sie haben zu dem, was Sie Ihre Beichte nennen, Nichts hinzugedichtet?

— Nichts!

— Hm! — Uebrigens das merkt man. Nun! — mir will es scheinen, daß nur in Rußland ...

— Solch' eine Geschichte möglich ist? unterbrach ihn Wladimir; ich bitte Sie!

— Sie haben mich nicht ausreden lassen. Ich wollte sagen, daß eine solche Erzählung nur in Rußland möglich ist.

Wladimir schwieg einen Augenblick. — Welches ist Ihre Meinung? fragte er dann, sich an den Hausherrn wendend.

— Ich theile ganz die Ansicht von Sergei Nikolajewitsch, entgegnete dieser; aber erschrecken Sie darüber nicht. Wir wollen damit nicht sagen, daß Sie deshalb ein Vorwurf trifft, im Gegentheil. Wir wollen damit nur ausgesprochen haben, daß die socialen Zustände, unter welchen wir Alle groß geworden sind, sich bei uns in ganz besonderer Weise gebildet und entwickelt haben, wie das weder früher je gewesen ist, noch auch voraussichtlich künftig je wieder sein wird. — Ihre einfache und ungekünstelte Erzählung hat uns mit einer Art von Schauder erfüllt. — Nicht daß sie uns als unsittlich verletzt hätte: sie enthüllt etwas viel Dunkleres als bloße Unsittlichkeit. Sie persönlich sind von jedem Vorwurf frei, denn Sie haben kein Unrecht begangen. Aber, jede Zeile Ihrer Erzählung durchweht, — ich weiß nicht welche — allgemeine Schuld, die Schuld eines ganzen Volkes, welche ich fast ein Nationalverbrechen nennen möchte.

— O! welch' großes Wort für eine kleine Sache! warf Wladimir ein.

— Der Fall ist klein, die Sache aber ist es durchaus nicht. Es giebt, ich wiederhole es, und Sie selbst fühlen das — es giebt bei uns ein Etwas, das unwillkürlich an die Worte des Marcellus im Hamlet erinnert:

„Etwas ist faul im Staate Dänemark.“

— Hoffen wir jedenfalls, daß unsere Kinder andere Geschichten aus ihrer Jugend zu erzählen haben werden und daß sie sie anders erzählen werden.

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff), Rudolstadt.

Iwan Turgénjew's

Ausgewählte Werke.

Autorisirte Ausgabe.

Elfter Band.

Stilleben.

Faust.

Die erste Liebe.

Hamburg. Gebr. Behre's Verlag. Mitau. E. Behre's Verlag.

1881.